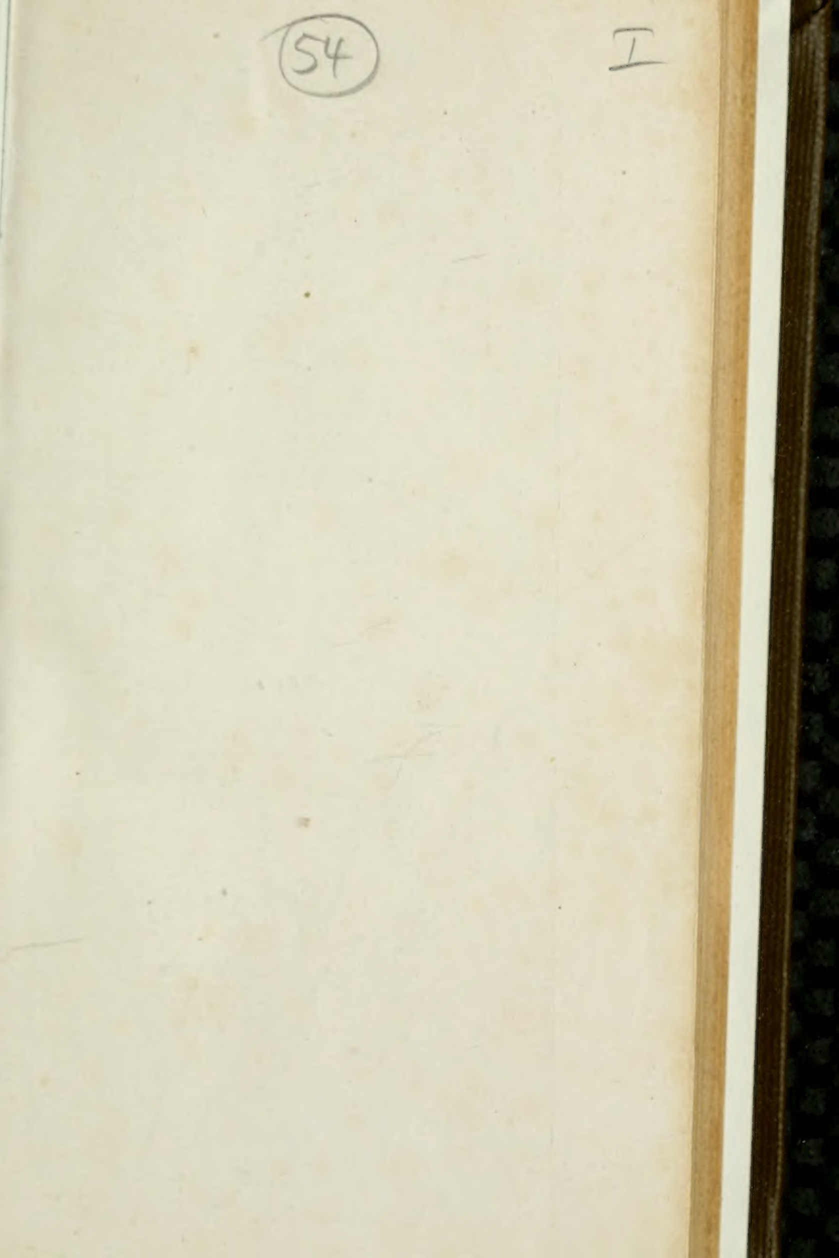
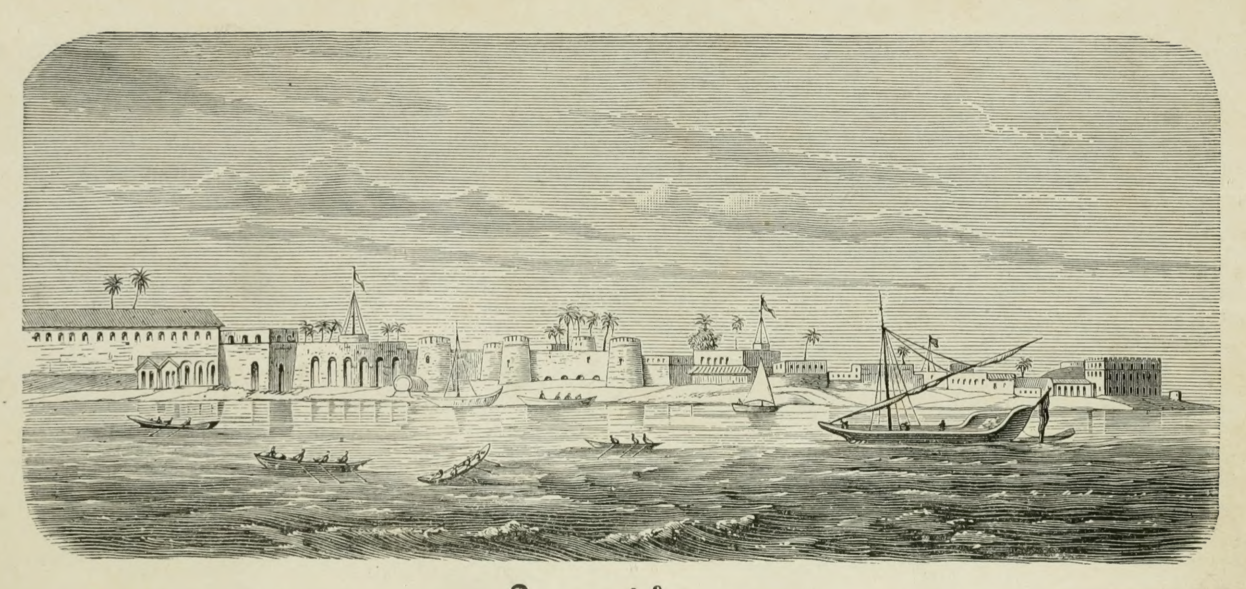

3 1761 08159774 2


54
I



Zanzibar.

Reisen in Zanguebar

in den Jahren 1867 und 1870

von

P. Horner,

Missionspriester aus der Congregation vom heiligen Geist und heiligen Herzen Mariä, Superior der Mission von Zanguebar.

Herausgegeben und mit neuen Dokumenten erweitert

von

Dr. Gaume,

apostolischem Protonotar.

Einzige autorisirte deutsche Uebersetzung,

von

einem Priester der Diöcese Rottenburg.

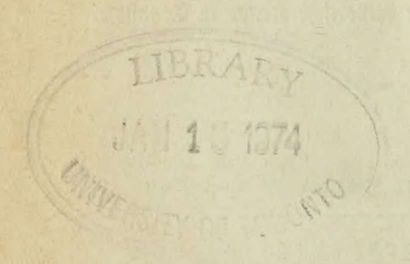
Das Honorar ist für die katholische Kirche in Cannstatt.

Mit einer Ansicht von Zanzibar und einer Karte.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1873.


LIBRARY
1974

Vorrede.

Ganz Europa bewundert den Muth der Reisenden, die zu verschiedenen Zeiten ausgezogen sind, um in dem noch vielfach so unbekannten Afrika gewisse Berge, Seen und Flüsse aufzusuchen, die Existenz gewisser Städte und Länder, die man kaum dem Namen nach kannte, darzuthun, den Wohnsitz von Stämmen und Völkern, von denen Handelsartikel an die Küsten gelangen, zu entdecken. Man bewundert jene unerschrockenen Wanderer, die, sei es in Begleitung einiger weniger, vom Kopf bis zu den Füßen bewaffneter Gefährten, sei es an der Spitze großer, mit vielen Kosten ausgerüsteter Karawanen, in Gebiete eindringen, wo sie bei ihren Forschungen mit dem mörderischen Klima, den wilden Thieren und barbarischen Menschen zu kämpfen haben.

Männer, wie Caillé, Baker, Speke, Barth, v. d. Decken, Vogel, Heuglin, Livingstone, Mauch, Krapf und andere, verdienen und genießen den Dank der civilisirten Welt, und ihre Schriften wurden überall mit Wohlwollen aufgenommen und gelesen.

Dieselbe Bewunderung wird auch dem katholischen Missionär zu Theil werden, welcher allein und

ohne andere Waffen, als sein hölzernes Kreuz und seinen Pilgerstab in der Hand, mit den nämlichen Schwierigkeiten zu kämpfen und den gleichen Gefahren zu trotzen hat, der ebenso, muthig und hochherzig wie jene, Gesundheit und Leben auf das Spiel setzt, nicht um die Quellen von Flüssen und die Lage von Goldfeldern zu entdecken, sondern den verlassenen Heidenvölkern, die er findet, das Licht des Evangeliums zu bringen, wodurch sie erst zu Menschen werden können.

Einer dieser Missionäre ist der Pater Horner, Mitglied der Congregation vom heiligen Geist und heiligen Herzen Mariä. In die Fußstapfen eines Franz Xaver oder Petrus Claver tretend, verläßt er sein schönes Heimatland Elsaß, um der Apostel und Vater der verlassensten Menschen, der Neger in Zanguebar, an der Ostküste Afrika's zu werden.

Täuschen wir uns nicht, so wird auch Pater Horner's Reisebericht, der hier in deutscher Sprache veröffentlicht wird, mit Interesse und nicht ohne Nutzen gelesen werden. Haben Andere in bändereichen Werken mit prachtvoller Ausstattung das Ergebniß ihrer Forschungen dargelegt, so konnte von dem vielbeschäftigten, und vor Allem im Dienste der Religion arbeitenden Missionär, dem es ohnedies um kein Buch zu thun war, nur ein bescheidener Beitrag zur Kunde Afrika's erwartet werden. Bloß auf die Aufforderung seines Obern hin hat Pater Horner seine Erfahrungen, und zwar immer die religiösen Verhältnisse in erster Linie berührend, in Briefen an denselben dargelegt. Der Satz des berühmten Afrikareisenden Dr. Barth, (I. Bd. S. 14), welcher sagt: „So schimpflich es wäre, wenn nicht der nachfolgende Reisende die Leistungen des

frühern in jeder Weise vervollständigte und ergänzte, so ungerecht würde es sein, über den umfassenderen Leistungen des spätern die kleinere seines Vorgängers zu vergessen," — dieser Satz ist bei vorliegendem Buche nur mit Einschränkung anzunehmen.

Hat Pater Horner nie beabsichtigt, die Forschungen Anderer zu ergänzen; ist er nur bestrebt, den Glauben und die Civilisation unter den heidnischen Stämmen in einem bestimmten Bezirke Afrika's zu verbreiten, so ist seine Reisebeschreibung dennoch ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß jenes Welttheils, um so mehr, als er in Gegenden kam und mit Völkerschaften verkehrte, die von anderen Reisenden entweder gar nicht, oder nur oberflächlich berührt worden sind.

Die Lectüre dieses Buches wird den Mitgliedern der Missionsvereine zeigen, wie das Scherflein, das sie zur Verkündigung des Evangeliums beitragen, verwendet wird, und in Betrachtung des Verderbens und Elendes der Heidenwelt werden die Christen sich entschließen, mit Gebet und Almosen den Glaubensboten noch mehr, als bisher geschehen, zu Hilfe zu kommen.

Endlich könnte dies Buch auch dazu dienen, in Einzelnen den Beruf zum Missionär zu erwecken. Denn es gilt noch immer das Wort, daß die Ernte groß, der Arbeiter aber wenige sind. Die Congregation vom heiligen Geist &c., deren Hauptaufgabe die Christianisirung der Neger Afrika's bildet, hat eine Niederlassung in Marienstadt in Nassau, wo Deutsche, welche sich als Missionspriester oder Laien-

brüder der Negermission widmen wollen, Aufnahme finden.

Die Herausgabe der Briefe Horner's in gegenwärtiger Zusammenstellung hat vor Kurzem der auch in Deutschland rühmlichst bekannte französische Schriftsteller, Monseigneur Gaume, besorgt, indem er, der Vervollständigung halber, noch einige historische Notizen hinzufügte.

Der deutsche Uebersetzer hat seinerseits, in Anmerkungen und einem Anhange über die neuesten Vorkommnisse in der Mission in Zanguebar, nach Briefen aus den Jahren 1869—1872, Bericht erstattet, und wünscht schließlich nur, diese Veröffentlichung in deutscher Sprache, wozu er sich auf den ausgesprochenen Wunsch der Congregation vom heiligen Geist &c. entschloß, möge vom obersten Hirten der Seelen gesegnet werden.

Inhaltsanzeige.

Anhang.

I.

Erstes Kapitel.

Unter den fünf Welttheilen ist ohne Widerrede Afrika der unglücklichste und verlassenste. Nach der Sündfluth von Cham, Noe's zweitem Sohne, bevölkert[1]), liegt jener Welttheil noch heute unter dem schweren Druck des Vaterfluches. Aus Ehrfurcht vor dem Segen Gottes über Cham wollte der heilige Patriarch nicht den Cham selbst verfluchen, sondern er verfluchte statt seiner dessen Sohn Chanaan, indem er sprach: „Verflucht sei Chanaan; ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern.[2])"

Ein Sohn, der verurtheilt ist, der Sklave seiner eigenen Brüder, der Sklave Aller, der letzte aller Sklaven zu sein, und das Jahrhunderte und Jahrhunderte hindurch, welch' eine Lehre der Ehrfurcht gegen die väterliche Autorität! Es ist wohl zu merken, daß diese Lehre noch nicht vergessen ist.

Hören wir einen gelehrten Afrikareisenden: „Der Neger hat ein fast rührendes Bewußtsein seiner untergeordneten

---

[1]) Gen. 9.

[2]) Gen. 9, 25.

Stellung, was auf einer wahren, wenn auch ein wenig entstellten Ueberlieferung beruht." Bei dem mächtigen Stamme der Makua[3]) in Mozambik geht die Sage, daß Anfangs die Afrikaner ebenso weiß und verständig als die Europäer gewesen seien. „Aber eines Tages berauschte sich Maluka (der gute Gott), fiel auf dem Weg, und brachte seine Kleider in Unordnung. Die Afrikaner, die vorübergingen, spotteten über seine Blöße; die Europäer dagegen hatten Mitleid mit ihm, pflückten Blumen und bedeckten ihn ehrfurchtsvoll. Daher strafte Gott die Afrikaner. Dieselbe Ueberlieferung finden wir in Guinea und im Innern Afrika's. Ueberall erklären sich die Neger als enterbt und getroffen von einem göttlichen Fluche."[4])

Niemals war die Erfüllung eines Fluchs sichtbarer. Die schwarze Farbe der Nachkommen Chanaan's bezeugt noch, daß ihre Rasse schon im Anfang vom Zorn des Himmels getroffen worden. Einerseits ist die Farbe des Negers der Wissenschaft unerklärlich; anderseits kann die Wissenschaft nie beweisen, daß Noe zwei weiße und einen schwarzen Sohn gehabt habe.

Die göttliche Strafe ist übrigens durch eine ewig denkwürdige Thatsache bestätigt. Zu allen Zeiten war Afrika das Land der Sklaven, gleichsam der klassische Boden der Sklaverei, und so ist es noch heute. Dorthin gingen die Nachkommen Sem's und Japhet's immer, wenn sie mit Menschenwaare sich versehen wollten.

---

[3]) Sie wohnen an der Südspitze des Nyassa-See's. (Anm. d. Uebers.)

[4]) L'Afrique nouvelle von Alfred Jakobs.

Noch in unseren Tagen sind die Sklavenmärkte von dem Kanal von Mozambik bis nach Kairo in vollster Geschäftsthätigkeit. Da findet man jeden Tag ungeheure Schaaren von Knaben, Männern, Frauen und Mädchen, die in ihrem Zustand der Verthierung einem schmutzigen, verpesteten Menschenaase gleichen, in denen jedoch Tausende durch Christi Blut erkaufter Seelen wohnen.

Afrika ist das Land des Fetischismus, das heißt des gröbsten Götzendienstes. Hier beten Tausende von Menschenwesen, in den Staub geworfen, das häßlichste der Geschöpfe, die Schlange, an, die lebendige Schlange, die Schlange mit Fleisch und Bein, und geben ihr Tempel zum Aufenthalt und Priester und Priesterinnen zum Dienste.

Afrika ist das Land der Menschenopfer, wobei man jedes Jahr Tausende von Menschen hinschlachtet.

Afrika ist das Land, wo die Kriege der Stämme gegen einander niemals aufhören; wo die Jagd auf die Menschen wie in unseren Ländern die Jagd auf das Gewild abgehalten wird; wo der Trieb der Grausamkeit so stark ist, daß die einen das Blut ihrer Heerden trinken und die anderen mit Menschenfleisch sich nähren.

Afrika ist das Land der schrecklichsten wilden Thiere, das Land der großen Löwen, der Tiger, Panther, Leoparden und Flußpferde, wozu man noch die Krokodile und die entsetzlichsten Schlangen rechnen muß.

Afrika ist das Land der Reptilien und Insekten in tausend verschiedenen Gattungen, die einen unbequemer, giftiger und verderblicher als die anderen. Nennen wir bloß jene Wolken von Heuschrecken, so breit und dicht, daß sie den Himmel meilenweit verfinstern, so zerstörungs-

süchtig, daß, wenn sie wie Lawinen zur Erde niederfallen, sie in ein paar Augenblicken das Gras der Wiesen und die Blätter der Bäume vollständig auffressen, und nur Verwüstung, Hunger und Pest hinter sich lassen.

Afrika ist das Land der großen Wüsten, in welchen durch schreckliche Winde der lose Sand wie Wellen des Meeres aufgewühlt wird, wodurch Karawanen, Einwohner und Dörfer überdeckt werden.

Afrika, größtentheils in der heißen Zone liegend, ist das Land verzehrender Hitze und mörderischer Fieber.

Bei solchen moralischen und materiellen Bedingungen ist begreiflicherweise Afrika, und besonders Centralafrika, welches von Europäern nicht bewohnt werden kann, der am wenigsten bekannte, der unglücklichste und verlassenste Welttheil. In der That ist es auch kaum einigen wenigen unerschrockenen Reisenden gelungen, auf raschen Märschen und unter tausend Gefahren gewisse Theile des inneren Landes zu besuchen.

Indessen nimmt Afrika einen großen Platz auf unserm Erdball ein. Es mißt nicht weniger als 1080 Meilen in der Länge und etwa 1000 Meilen in der Breite; nach der wahrscheinlichsten Berechnung zählt es an 90 oder 100 Millionen Einwohner.[5])

Wird das unglückliche Land des Cham immer in seiner Erniedrigung bleiben? Das zu glauben, widerstrebt uns; sagen wir lieber, daß die Stunde der Erlösung bald schlagen werde. Die Vorsehung, welche seit bald einem Jahrhun-

---

[5]) Nach der Geographie von Ungewitter, 5. Aufl., zählt Afrika 150 Millionen. (Anm. d. Uebers.)

dert den fast zweitausendjährigen Fluch von dem jüdischen Volke nach und nach hinwegnimmt, scheint auch den schrecklichen Wirkungen des Fluches über das Volk des Chanaan ein Ende machen zu wollen.

In den letzten Zeiten hat Gott Männer erweckt, die, mit seinem Geiste erfüllt, in ihrem Herzen tief ergriffen waren beim Anblick so großen Elendes und so vieler erlösungsbedürftiger Seelen.

Der erste der Zeit nach ist der genuesische Priester Nikolaus Olivieri. Von 1838 an bis zu seinem Tode im Jahre 1864 opferte dieser heilige Mann sein Vermögen und sein Leben dem Loskauf der Negerkinder. Man sah ihn in Begleitung seiner frommen und heldenmüthigen Magd sechsundzwanzig Mal das mittelländische Meer durchschiffen, um sich von Italien aus auf die Märkte von Alexandrien und Kairo zu begeben.

Als ein Kaufmann neuer Art kaufte er junge Sklaven, welche er nach Europa führte und in den Klöstern unterbrachte. Mehr als achthundert Negermädchen verdanken ihm das doppelte Glück der Befreiung aus der Sklaverei und der Kindschaft Gottes durch die Taufe. Mehrere derselben sind im Geruch der Heiligkeit gestorben; andere wurden Klosterfrauen von bewunderungswürdiger Frömmigkeit und Aufopferung.

Das Werk des ehrwürdigen Priesters war im Kleinen die Wiedererweckung des Werks jener großen religiösen Orden des Mittelalters: des Ordens der heiligen Jungfrau von der Gnade, und des Ordens der allerheiligsten Dreifaltigkeit zum Loskauf der Sklaven. Dies war auch die Ahnung des Mannes Gottes.

Nach einem über seine menschenfreundliche Unternehmung veröffentlichten Bericht sagte er: „Wer wird nicht mit Eifer zu einem Werke beitragen, welches, wenn ich mich nicht täusche, bestimmt zu sein scheint, den Zweck des Ordens von der allerheiligsten Dreifaltigkeit in der Christenheit fortzusetzen?"

Diese Ahnung war keine Täuschung. Olivieri hatte vor seinem Tode den Trost, zu sehen, wie die Trinitarier sein Werk aufnahmen und fortsetzten, unter Umständen, die wir nachher erzählen werden, weil man darin klar das Eingreifen der göttlichen Vorsehung erblickt.

Schon vorher hatte der Herr aus dem Schatze seiner Barmherzigkeit denjenigen hervorgezogen, welchen man den wahrhaften Erlöser der schwarzen Rasse sowohl in Afrika als in den Colonien nennen kann; es ist der ehrwürdige Pater Libermann, gestorben am 2. Februar 1852 in Paris. Dieser neue Apostel hat wieder einmal in seiner Person das große Gesetz der Vorsehung bestätigt, welche gerne das Schwächste auserwählt, um das Schwerste zu vollführen.[6])

Pater Libermann wurde im Schooße des Judenthums geboren. Jahre lang an einer schrecklichen Krankheit leidend, ohne Vermögen, ohne hervorragende Talente, ohne menschliche Stütze, aber reich an tiefer Demuth, seltenem Gottvertrauen, unerschütterlichem Muthe und grenzenloser Liebe zu den armen Völkerschaften Afrika's, begriff Pater Libermann ohne Mühe, daß vereinzelte Anstrengungen immer nur geringen Erfolg haben, der nicht hinreicht, um die schwarze Rasse ihrer Wiedergeburt entgegenzuführen. Auf welchem Wege aber zum Ziele gelangen?

---

[6]) I. Kor. 1, 27. 28.

Wie dem heiligen Paulus beim Anblick des götzendienerischen Athens[7]), so schlug dem jungen Leviten das Herz, und seine Augen füllten sich mit Thränen, wenn er an die Millionen verlassener Seelen dachte, welchen Hilfe zu leisten sich ungeheure moralische und materielle Schwierigkeiten in den Weg stellten.

Nachdem er lange Zeit gebetet hatte, wie nur Heilige beten können, wurden seine Wünsche erhört. Seiner würdige Priester gingen auf seine Pläne ein, und diese apostolischen Männer wurden unter seiner Leitung die Gründer einer religiösen Familie, die sich ganz besonders der Bekehrung der Neger hingibt und entschlossen ist, alles zu deren Rettung zu unternehmen, unter welchem Himmelsstrich es auch sei.

Diese Familie ist die Congregation vom „heiligen Herzen Mariä", ein Vorbild in allen klösterlichen Tugenden und ein Muster in der Ergebenheit an den heiligen Stuhl. Seit mehr als zwanzig Jahren arbeitet diese Congregation, vereinigt mit der vom „heiligen Geist", mit heldenmüthigem Muthe und stets wachsendem Erfolge an dem großen, durch den ehrwürdigen Stifter begonnenen Werke.

Später entstanden noch andere Gesellschaften zur Bekehrung der Schwarzen. So insbesondere das Seminar zu Verona, zum Zweck der Bildung von Missionären für die Sahara und den östlichen Sudan; ferner das Seminar der afrikanischen Missionäre in Lyon, dessen Stiftung man dem leider allzufrüh seinem Eifer erlegenen Bischof Marion von Bressillac verdankt.

---

[7]) Apostelgesch. 17, 6.

Zweites Kapitel.

Afrika bekehren ist eine große und ruhmvolle Unternehmung. Mit einem Muthe und Verständniß, wie es bis dahin unerhört war, begannen diese Glaubensboten der katholischen Kirche ihr Werk. Um das zu begreifen, werfen wir einen Blick auf die langgestreckte Linie des Gürtels, mit dem sie die afrikanische Halbinsel umfassen. Gehen wir, im Norden beginnend, um Afrika herum, so bietet sich unseren Augen nachstehendes Bild dar.

Dank der französischen Eroberung zählt Algerien heute ein Erzbisthum, zwei Bisthümer und eine schöne Anzahl von katholischen Anstalten.

An der Westküste Afrika's hinabfahrend, begegnen wir zuerst, nach der Mission von Marokko, den Missionsstationen am Senegal, in Senegambien, in Dakar, Gorea, Sierra=Leone, denen der beiden Guinea, von Dahomey, Congo, Gabun, Annabon, Corisco, Fernando=Po und anderen.

Im Süden sind die Missionen vom Cap und Port-Natal.

An der Süd= und Ostküste finden wir die zahlreichen Stationen von Madagascar, den Inseln Mauritius, Mayotta, St. Marie, Nossy=Bey; weiterhin die neue Mis=

sion von Zanzibar, die von den Sechellen-Inseln und den Gallas. Wir kommen endlich zu denen von Abyssinien und Egypten, die uns zu jenen von Tripolis und Tunis, den Nachbarstaaten von Algerien, führen.

Auf all' den angezeigten Punkten treffen wir Abtheilungen der großen katholischen Missionsarmee. Da es bekannt genug ist, so sprechen wir nicht von den Männer- und Frauenorden, die das Vaterland verlassen, um sich der moralischen Eroberung der französischen Besitzungen in Afrika zu widmen.

Unter demselben Breitegrad arbeiten in Marokko die würdigen Söhne des heiligen Franziscus, die Minoriten von der Observanz aus der Provinz des heiligen Didacus in Spanien.

Im Westen, d. h. am Senegal, auf Sierra-Leone, in den beiden Guinea, in Gabun, in Congo wirken die „Väter vom heiligen Geist und dem heiligen Herzen Mariä" mit den trefflichen „Ordensschwestern von Castres"; die „Priester der afrikanischen Missionen von Lyon" finden wir in Dahomey, die Jesuiten in Annabon, Corisco und Fernando-Po.

Im Süden, im östlichen und westlichen Bezirk des Caplandes, sind die Missionäre der britischen Inseln; zu Port-Natal die „Oblaten Mariä von Marseille".

Im Osten haben wir auf Madagascar, Nossy-Beh, St. Marie, Mayotta die Jesuiten, auf Bourbon und Zanzibar die „Väter vom heiligen Geist und heiligen Herzen Mariä" mit den „Töchtern Mariä", Eingebornen von Buorbon; auf den Sechellen sind die Capuziner von Savoyen.

Im Nordosten bei den Gallas missioniren die Capuziner der französischen Provinz, in Abyssinien die Lazaristen.

Endlich im Norden angelangt, finden wir in Egypten die Minoriten der Observanz, die Brüder der christlichen Schulen, die Frauen vom guten Hirten, die Clarissen, die Lazaristen und die Schwestern vom heiligen Vincenz von Paula, in Oberegypten und Tripolis die reformirten Minoriten, in Tunis die italienischen Capuziner.

Zu all' diesen Arbeitern kamen noch, um sich an dem großen Werke zu betheiligen, unsere ältesten Sklavenbefreier, die ehrwürdigen Trinitarier, hinzu. Wie wurde ihre so nützliche Betheiligung an der Arbeit erlangt?

Man weiß, daß der Orden der allerheiligsten Dreifaltigkeit begonnen hat in Folge der Erscheinung eines Engels, die dem heiligen Johannes von Matha während seiner ersten Messe in der bischöflichen Kapelle zu Paris geworden. Der himmlische Bote erschien ihm in glänzendem Lichte, mit einem weißen Gewande angethan, auf der Brust ein blaues und weißes Kreuz tragend. Seine Hände ruhten auf zwei Gefangenen, von denen der eine weiß und Christ, der andere schwarz und ein Heide war.

Nachdem Johannes von Matha hierüber die Meinung der Gottesgelehrten von Paris angehört hatte, so begab er sich nach Rom, um die Erscheinung dem Urtheil des Papstes zu unterwerfen. Innocenz III. hatte aber, während er das Meßopfer darbrachte, die nämliche Erscheinung, und gestattete nun dem Johannes von Matha, zur Loskaufung der Gefangenen eine Anstalt zu stiften, welche der Christenheit sehr große Dienste geleistet hat, und noch heute besteht.

Im Jahre 1853 glaubte nun ein Mitglied desselben Ordens während einer Betrachtung der Umstände jener eng-

lischen Erscheinung eine Lehre zu entdecken, an die er bisher noch nicht gedacht hatte.

In folgenden Worten theilte er seinen Gedanken dem Ordensgeneral mit: „Bisher haben die Jünger des heiligen Johannes von Matha die christlichen Gefangenen losgekauft, welche durch jenen weißen Sklaven, auf dessen Haupte die eine Hand des Engels ruhte, bezeichnet sind; aber da durch die Anordnung der Vorsehung die Seeräuberei der Türken und die Sklaverei der Christen aufgehört hat, wäre es da nicht an der Zeit, den andern Theil der Erscheinung zu erfüllen, indem sich die Mitglieder unseres Ordens mit dem Loskauf der ungläubigen Neger beschäftigen, welche durch den Mauren, auf dem die andere Hand des Engels ruhte, bezeichnet sind?"

Der ehrwürdige Obere nahm die Mittheilung an, enthielt sich aber in seiner Weisheit jeder Antwort. Als indessen das Generalkapitel des Ordens zu Rom im Mutterhause vom heiligen Chrysogonus versammelt war, so wurde jene Mittheilung der ganzen Versammlung eröffnet. Alle Anwesenden stimmten freudig zu.

Während das im Kloster vor sich ging, befahl der heilige Vater, der Vollstrecker des göttlichen Willens, dem Cardinal della Genga, Präfekten der heiligen Congregation der Bischöfe und Regularen, den im Generalkapitel versammelten Trinitariern zu wissen zu thun, es sei sein Wunsch, daß das „Werk der jungen Neger" des Priesters Olivieri dem Orden von der allerheiligsten Dreifaltigkeit zugetheilt werde.

Wer beschreibt die Freude der frommen Mönche, des Cardinals und des Papstes Pius IX. selbst, als man erfuhr,

daß der Geist des Herrn das Kapitel schon dahin geführt habe, durch ein specielles Dekret das zu sanktioniren, was er zu gleicher Zeit dem Vater aller Gläubigen eingegeben?

Diese glückliche Nachricht kam bald zu Ohren Olivieri's, der darüber unaussprechlichen Trost empfing und voll Beruhigung über die Zukunft seiner frommen Unternehmung starb.

Freilich finden sich noch manche Unterbrechungen in dem großen Missionsgürtel, welchen die katholische Kirche um das Land Cham's gezogen. Nichtsdestoweniger war der durch die kühnen Pioniere der Evangelisirung Afrika's errungene Erfolg doch so groß, daß der heilige Stuhl auf den Küsten und Inseln dieses Welttheiles dreizehn apostolische Vicariate, neun Präfekturen und zwölf mehr oder weniger blühende Diöcesen errichten konnte.

Diese Eroberungen sind ohne Zweifel schön. Dennoch genügten sie dem Stellvertreter jenes Gottes, der mit seinem Blute alle Menschenfamilien erlöst hat, und der sie alle in einem einzigen Schafstall vereinigen will, noch nicht. Papst Gregor XVI., glorreichen Andenkens, hatte bestimmt, daß man sich nicht mehr bloß auf die Missionen an den afrikanischen Küsten beschränken, sondern in das Innere der Länder eindringen solle.

So errichtete er denn im Jahre 1846 die Mission von Centralafrika. Dieselbe begreift das unermeßliche Gebiet, welches gelegen ist zwischen den Ländern der Berberei im Norden, Nubien und Abyssinien im Osten, dem Aequator im Süden, den beiden Guinea, Dahomey und Senegambien im Westen, das heißt: mehr als das Doppelte von der Größe Frankreichs.

Unerschrockene Arbeiter antworteten auf den Ruf des obersten Hirten. Im Jahre 1848 reisten vierzig deutsche und italienische Priester nach dieser herrlichen, aber schwierigen Mission ab. Unter unglaublichen Mühen gelangten sie dahin, vier wichtige Stationen zu gründen. Die uns am nächsten gelegene ist Khartum, die einzige noch bestehende.[1])

Von den vierzig Missionären erlagen zweiunddreißig schnell den Arbeiten des Apostolates. Einer der Ueberlebenden, Abbe Comboni, sah ein, daß der Kampf gegen das Heidenthum unter anderen Bedingungen wieder aufzunehmen sei. Sein Plan, der als der beste anerkannt wurde, fand die Billigung des heiligen Stuhls, wie wir sogleich erzählen werden.

Vorerst müssen wir bemerken, daß Pius IX. die Mission von Centralafrika in zwei Delegationen abtheilte; die eine, welche die westliche Sahara und den Sudan umfaßt, wurde dem Erzbisthum Algier zugetheilt, die andere, aus der östlichen Sahara bestehend, dem apostolischen Vicariat von Alexandrien.[2])

Dieses Land, das die Alten das innere Libyen nannten, die Neueren aber nur sehr unvollkommen kennen, kann mit einem Sandmeer verglichen werden, welches ungefähr 500 Stunden lang und mehr als 120 Stunden breit ist, und mehr oder weniger große Oasen besitzt, die wie Inseln

---

[1]) Khartum ist eine Stadt von 15,000 Einwohnern, am Zusammenfluß des blauen und weißen Nils, erbaut von Mehemet-Ali, einer der hauptsächlichsten Sklavenmärkte.

[2]) Ausführliches über diese Mission findet sich in den Annalen zur Verbreitung des Glaubens. 1871, Nr. 255. (Anm. d. Uebers.)

auf diese unermeßliche Fläche hingesäet sind. Hier wohnen zahlreiche Volksstämme, noch sitzend im Schatten des Todes, Opfer des abscheulichen Handels mit Menschen.

Sie von der doppelten Tyrannei des Teufels und der Menschenhändler zu befreien, das ist in der Hauptsache der Plan des Abbe Comboni. Da eine schmerzliche Erfahrung gelehrt hat, daß die Europäer dem mörderischen Klima von Centralafrika nicht lange widerstehen können, so errichtete man auf den Küsten und an weniger gefährlichen Wohnplätzen Missionsstationen für Männer und Frauen.

Auf den Sklavenmärkten kaufen die Missionäre mit ihren leider oft nur zu geringen Geldmitteln junge Sklaven und Sklavinnen. Zuweilen machen sie selbst Reisen in das Innere der Länder, von wo sie andere Kinder mitbringen.

Diese jungen Eingebornen sollen eine christliche Erziehung empfangen und die Begründer christlicher Familien, Katechisten, Ordensleute und selbst Priester werden. Kommen sie zu ihren Stämmen zurück, so bilden sie den Kern von Gemeinden, in welchen der europäische Missionär nicht beständig zu wohnen hat, die er jedoch niemals aus dem Auge verliert.

Dieser weise Plan ist nicht bloß auf dem Papier; schon an mehreren Orten ist ein Anfang zur Ausführung gemacht worden. Der verständige und muthige Missionär, den wir soeben nannten, besitzt in Kairo zwei Institute, welche die glücklichsten Erfolge aufweisen.

Die Anstalt für die Erziehung der jungen Neger wird durch die Priester des Seminars von Verona geleitet, welches ausdrücklich zum Zweck der Heranbildung von Missionären für Mittelafrika gegründet worden. Die Anstalt zur Bil-

dung der jungen Negerinnen zu Lehrerinnen ist den „Schwestern vom heiligen Joseph von der Erscheinung“ anvertraut.[3])

Das ist nun auch der Plan, den man in der Mission von Zanzibar, welcher diese bescheidene Arbeit gewidmet ist, befolgt.

Ist Angesichts des außerordentlichen Eifers, den man seit einiger Zeit an den Tag legt, Angesichts des seltenen Verständnisses, womit man den heiligen Krieg führt, nicht die Hoffnung erlaubt, daß über kurz oder lang der alle Hindernisse bezwingende Glaube jene bis jetzt noch niemals genommene Burg Satans überwältigen werde? Fiat, es geschehe!

---

[3]) Siehe die näheren Notizen in den Annalen zur Verbreitung des Glaubens. 1871. (Anm. d. Uebers.)

Drittes Kapitel.

Nehmen wir eine Karte von Afrika zur Hand und richten wir unsern Blick auf die östliche Küste der großen Halbinsel, so finden wir vom Kanal von Mozambik bis zum Cap Gardafui, vom indischen Ocean bespült, einen Küstenstrich von sechshundert Stunden in der Länge: dies ist, mit nicht genau bestimmter Breite, die Küste von Zanguebar. Die Geographen geben ihr ohne Bedenken eine Ausdehnung von 37,500 Quadratmeilen.

Dieses ungeheure Land, das sich zwischen den Wendekreisen ausdehnt, ist von großer Fruchtbarkeit, aber mit Ausnahme der Meeresufer von außerordentlicher Hitze. Zudem ist es gleichsam das Vaterland der reißenden Thiere, der Krokodile und Schlangen. Dennoch wurde es seit dem höchsten Alterthum von arabischen und indischen Kaufleuten häufig besucht.

Während des Mittelalters war es von Europa völlig vergessen, und zum ersten Mal wieder im Jahre 1498 von Vasco da Gama besucht. Der große Schifffahrer bemächtigte sich eines Theils der Küste und begnügte sich mit der Anerkennung des Königs von Portugal als Oberlehensherrn von Seiten der kleinen Könige des Landes.

Lange Zeit nachher unternahmen die Portugiesen die Errichtung von Colonien, 1569 auf Mozambik, und 1594 zu Mombas. Leider überließen sie sich allen Leidenschaften und wurden zuletzt vom Imam von Maskat, welcher den Eingebornen den Dienst seiner Waffen lieh, aus diesen Gegenden verjagt.

Dieser Fürst wurde endlich (1698) Herr des Landes, vom Cap Delgado bis zum Cap Gardafui. Nach der Revolution, durch welche (1744) die alte Dynastie entthront wurde, riß sich die Ostküste von Afrika fast ganz vom Imamat von Maskat los.

Später jedoch wurde sie durch einen Fürsten der neuen Dynastie, Said-Ben-Ahmed, dem Imamat wiederum unterworfen. Sein Enkel, der Vater des jetzigen Sultans von Zanzibar, verlegte, nach Unterwerfung fast der ganzen Küste von Zanguebar, seine Residenz im Jahre 1828 auf die Insel Zanzibar.

Beim Tod jenes Fürsten wurde das Imamat von Maskat in zwei unabhängige Königreiche getheilt. Jenes von Maskat fiel dem Said-Tueny zu, der von seinem eigenen Sohne Said-Selim ermordet wurde; das von Zanzibar ist unter dem Scepter des gegenwärtig regierenden Sultans Said-Medschid, eines verständigen und ausgezeichneten Fürsten.

Seine Auktorität wird durch Militärbeamte aufrecht erhalten, welche man Dschemadar nennt und die ihre Residenzen auf den Hauptpunkten der Küste haben. Bei dem jetzigen Regierungssystem herrscht das Lehenverhältniß vor. Diese gegen die Europäer wohlwollend gesinnte Regierung gestattet allen Religionen unbeschränkte Freiheit. Was die

Unabhängigkeit des Sultans betrifft, so ist dieselbe durch Verträge mit Frankreich und England garantirt.

Nach dieser allgemeinen Umschau auf der Küste von Zanguebar verfügen wir uns auf die Insel Zanzibar, den Mittelpunkt der katholischen Mission.

Die Insel Zanzibar, mit der Hauptstadt gleichen Namens, sechs Stunden vom Festland entfernt, liegt unter dem sechsten Grad südlicher Breite und dem sechsunddreißigsten östlicher Länge, läuft in einer Länge von etwa zwanzig Stunden an der Küste hin, hat eine mittlere Breite von fünf bis sechs Stunden, bei einem ungefähren Flächeninhalt von 760,000 Hektar.

Von einiger Entfernung aus gesehen, gleicht sie einem unermeßlichen, auf den Wellen schwimmenden Korbe, gefüllt mit herrlichem Grün. Sie ist in der That sehr niedrig und wie ein Obstgarten angepflanzt. Man bemerkt in diesem ausgedehnten Walde besonders den Mangobaum, den Orangen-, Citronen- und Gewürznelkenbaum, über welche alle sich die Cocospalme mit dem Reichthum ihrer Früchte und dem stets wechselnden Blätterschmuck erhebt.

Der Boden ist ein von den Meereswellen auf eine breite Korallenbank angeschwemmtes Land. Die Schichte ist jetzt sehr dick und ungemein fruchtbar, besonders für den Bau des Zuckerrohrs sehr geeignet. Man könnte sie fast überall mit dem Pfluge bebauen. Die wenigen Hügel, die es auf der Insel gibt, die Fülle von Pflanzen, von denen sie bedeckt ist, und die Nachbarschaft der Küste verleihen ihr hinlänglich Wasser und ziemliche Frische.

Daraus folgt, daß das Klima durchaus nicht den üblen Ruf verdient, den man ihm geschaffen hat. Es ist

ziemlich gesund, und nicht bloß erträglich, sondern oft, sogar für die Europäer, angenehm.

Die Stadt Zanzibar, deren Bevölkerung sich auf nahezu 80,000 Seelen beläuft, liegt an der westlichen Seite der Insel, auf einer Landspitze, die in eine ebenso sichere als geräumige Rhede sich hineinerstreckt. Die hohen, weißen Häuser, die das Gestade begrenzen, geben ihr einen imposanten Anblick.

Es genügt jedoch, in das Innere der Stadt einzudringen, um sich zu überzeugen, daß sie schlecht gebaut ist. Die Straßen sind sehr eng und sehr schmutzig. Das vom lebhaften Licht des Aequatorhimmels geblendete Auge findet nirgends ein Grün, auf dem es ruhen könnte.

In dem Umkreis des katholischen Missionsgürtels um Afrika fand sich nun eine große Lücke, nämlich von Mozambik bis zum Lande der Gallas, das heißt in einer Strecke von mehr als achthundert Stunden traf man keine katholische Missionsstation an.

Seit unvordenklicher Zeit herrschte an diesen Küsten der Götzendienst und der Muhamedanismus, bis im Jahr 1859 der Generalvicar Fava von Saint-Denis auf der Insel Bourbon, von seinem Bischof ermuthigt, den Entschluß faßte, das Evangelium dorthin zu bringen.

Die Insel Zanzibar wurde als der zugänglichste Ort ausgewählt. Die muthige Expedition reiste gegen Ende des Jahres 1860 von Bourbon ab. Sie bestand aus dem zum Vicepräfekt ernannten Herrn Fava, zwei Priestern von Bourbon, den Herren Jego und Schimpff, sechs Ordensschwestern von der Congregation der Töchter Maria's

und Herrn Abel Semann, einem Chirurgen der französischen Marine.

Ueberlassen wir Herrn Fava die Sorge, die Ankunft der neuen Eroberer zu beschreiben. „Am 21. December erblickten wir Zanzibar und am 22. Morgens waren wir im Hafen. Der ganze Tag ging vorüber mit Ausladen unserer Gepäcke und dem Fortschaffen derselben in das uns bereitete Haus, welchem wir den Namen „Vorsehung" gaben. Schon war es Nacht, als wir in die Fahrzeuge stiegen, die uns an's Land bringen sollten. Es dünkte uns da, als verließen wir unser Vaterland selbst, die Insel Bourbon, woran uns unser liebes Schiff, die „Somme", erinnerte.

„Die Zanzibarer, die uns aussteigen und den Weg nach der „Vorsehung" einschlagen sahen, zogen sich mit einer von Schrecken gemischten Ehrfurcht zurück. Herr Lerche, französischer Consul in Zanzibar, hatte einige Soldaten geschickt, uns den Weg zu zeigen; sie eröffneten den Zug. Hinter ihnen folgten die Arbeiter der Mission, dann die sechs Ordensschwestern, tief verschleiert; die Herren Eymard, Schimpff, Semann und ich, wir schlossen den Zug.

„Der Mond beleuchtete mit seinem wohlwollenden Lichte diese nächtliche Besitzergreifung. Wie Schatten schlichen wir die engen Straßen entlang, zogen stillschweigend dahin und baten Gott, unsere ersten Schritte zu segnen. Endlich kamen wir in die „Vorsehung".

„Bei dem Anblick derselben konnten wir nicht umhin, auszurufen: „Das ist ein Kloster!" In der That, dies aus Stein gebaute Haus ist ein großes Parallelogramm, dessen beide Seiten siebenunddreißig Meter lang und acht

Meter breit sind. Sie sind an beiden Enden und in der Mitte durch drei fünf Meter breite und zwölf Meter lange Flügel mit einander verbunden. Es ist zweistöckig und hat Terrassen, welche das ganze Gebäude bedecken. Die Ordensschwestern haben in der Nähe ein für ihre Beschäftigung ganz passendes Haus.

„Man ist vielleicht erstaunt, weil man uns bei unserer Ankunft nicht eine Strohhütte beziehen sieht. Andere haben ihre Arbeiten auf afrikanischem Boden damit begonnen, daß sie unter irgend einem Strohdach Unterkommen suchten und sich nährten wie die Schwarzen. Aber dann kam auch sogleich das Fieber über sie, und ihre Mission blieb verwaist.

„Hier wie anderswo ist erste Bedingung: leben. Nun, um das Leben fortsetzen und sich ernstlich beschäftigen zu können, muß man, soweit es möglich ist, in einem Stadtviertel und in einem Hause wohnen, wo man gesunde Luft hat; man muß ferner sich nähren wie die Weißen und darf im Anfang weder der Sonne noch dem Regen Trotz bieten.

„Diesen Gang haben wir befolgt und blieben auch mit Gottes Hilfe seit unserer Ankunft bei guter Gesundheit. Ueberdies hatten wir zu den verschiedenen Werken, die wir unternehmen wollten, ein ausgedehntes Gebäude nöthig.

„Schon am zweiten Tage wurden wir Said-Medschid, dem Sultan von Zanzibar und der dazu gehörigen Gebiete, von dem französischen Consul, Herrn Lerche, und dem Commandanten der Station, Herrn von Langle, vorgestellt.

„Die Audienz fand im „Großen Barza", einem am Meer gelegenen Gebäude, statt. Der Fürst kam zum Em-

pfange seines Besuches mit dem ganzen Hofstaat bis unten an die Stiege. Er reichte uns Allen auf sehr gnädige Weise die Hand. Im Empfangssaale nahmen die Besucher auf der einen Seite, der Sultan und die Seinigen auf der andern Seite Platz; wir saßen alle auf indischen Sesseln. Beiderseits richtete man die gewöhnlichen Fragen über die Gesundheit, über die Reise, über Frankreich an einander. Wir setzten bei, daß wir gekommen seien, um die Kranken zu pflegen, die Armen zu unterstützen, die Kinder zu unterrichten und Handwerke zu lehren. Said-Medschid antwortete, daß er glücklich sei, uns in sein Land kommen zu sehen, und er hoffe, wir würden einst ihm und seinem Volke nützlich sein.

„Dieser junge Sultan ist ein Araber von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, hat ein weißes Gesicht und erinnert an den schönen arabischen Typus. Sein Blick ist voll Intelligenz und Milde; sein Wort, sein Lächeln und seine Manieren athmen Anmuth. Obwohl von nur mittlerer Größe, hat Said-Medschid doch etwas Feierliches in seiner Person. Man bemerkt an ihm jenen Ausdruck der Vornehmheit, dem man bei den Arabern der höheren Klassen begegnet. Es ist zu bedauern, daß dieser junge Fürst, welcher jederman Sympathien einflößt, seine Jugend in einer Umgebung zubrachte, die so wenig zur Entwicklung seiner Talente befähigt war.

„Als wir eine Zeit lang, ungefähr zwanzig Minuten, uns unterhalten hatten, trat eine Reihe von Sklaven in den Saal; sie stellten sich vor uns und gaben jedem ein Täßchen köstlichen Mokka's, dann das Glas mit Rosenwasser und hierauf Kuchen nach arabischer Art.

„Die Unterhaltung wurde fortgesetzt. Zuletzt bot uns Said-Medschid seine Dienste an; das ist der Schluß der Audienzen. Nach orientalischem Gebrauche sagte er zu uns: „Mein Haus ist das Eurige, meine Freunde sind die Eurigen; bedient Euch desselben mit mir wie mit einem Bruder." Wir erwiederten, daß auch wir ihm unser Haus, unsere Werkstätten, unsern ganzen Besitz und unsere Hingebung zur Verfügung stellten. Herr Semann bot ihm die Mittel seiner Kunst und die geheimnißvollen Kräfte seiner Apotheke an.

„Dann baten wir nach Landessitte um die Erlaubniß, uns wieder entfernen zu dürfen. Wir berührten die Hand des Sultans und jeder Person seiner Umgebung. Er begleitete uns wieder bis unten an die Treppe.

„Beim Verkehr mit diesen Morgenländern hatten wir, ohne es zu wissen, eine feierliche Haltung angenommen, was wir erst auf der Straße bemerkten. Denn jetzt mußten wir unsern Gang ändern und das steife Wesen aufgeben, um die Art des Abendlandes wieder anzunehmen.

„Als wir in der „Vorsehung" ankamen, fanden wir uns zwei Schwierigkeiten gegenüber. Erstlich unsere Einrichtung anbelangend: man sah rings um uns nur Kisten, Geräthe jeder Art, Bretter, Stroh, Koffer, alles durcheinander. Jene aus uns, die nicht gewohnt waren, den Hammer, Besen und andere Werkzeuge zu handhaben, hatten an jenem Tage ihre Lehrzeit; die Zukunft sollte uns auch in der Kunst des Hobels vervollkommnen. Die zweite Schwierigkeit bestand darin, ein Frühstück für das ganze Personal zu bekommen, da die Küche noch nicht funktionirte. Obwohl die bei Said-Medschid eingenommene Erfrischung

königlich war, konnte sie bei der Arbeit der Hauseinrichtung nicht für lange genügen.

„Der, welcher allem, was da athmet, täglich Nahrung gibt, kam auch uns zu Hilfe. Zwei Frühstücke kamen auf einmal an, das eine vom französischen Consulat, das andere von einer arabischen Prinzessin, Bibi Kole[1]), der Schwester des Sultans. Die Platten, die uns geschickt worden, erinnerten an die Zeiten der Patriarchen oder an die homerischen Mahlzeiten.

„Es wäre eine Vernachlässigung der Landessitte gewesen, hätten wir bei dieser Gelegenheit Messer, Gabeln oder Servietten benützt. Unsere Finger ersetzten die Instrumente der civilisirten Länder. Es wäre übrigens schwer, einem Festessen beizuwohnen, das mit mehr Fröhlichkeit gewürzt wäre, als das unsrige war. Jeder zog zu sich herüber, biß zu und lachte. Der in alle Speisen und Brühen gemischte Safran gab uns allen die Farbe von Gelbsüchtigen, was die Heiterkeit noch erhöhte.

„Nach Beendigung dieses Mahles mußte man wieder an die Arbeit gehen.“[2])

---

[1]) Bibi heißt in der Sprache des Landes Frau oder Fräulein.

[2]) Brief vom 17. Juli 1861.

Viertes Kapitel.

Die Hauseinrichtung ging so rasch vor sich, daß am 25. Dezember um Mitternacht die kleine Christengemeinde von Zanzibar in einer provisorischen Kapelle sich vor einem glänzend beleuchteten Altare versammeln konnte.

„Unter den Anwesenden bemerkte man die Herren Jablonski, Kanzler des Consulats, Peyronnet und Berard, Repräsentanten der französischen Handelshäuser in Zanzibar, ihre Angestellten und einige andere Franzosen, Spanier und Portugiesen, welche im Lande wohnen, im Ganzen bei sechzig Personen. Pater Schimpff spielte die Orgel, die Schwestern stimmten Weihnachtsgesänge an und alle Anwesenden sangen von ganzer Seele mit.

„Es war bei dieser Mitternachtsmesse," fährt Herr Fava fort, „etwas so Ungewohntes; sie erweckte in uns so verschiedene Gefühle, daß wir uns über das, was in und um uns vorging, kaum Rechenschaft geben konnten. Wir waren in Zanzibar, mitten in einer zur Hälfte muhamedanischen, zur Hälfte heidnischen Stadt, in einem von einem Araber gebauten Hause, am Fuße eines dem wahren Gotte geweihten Altares, dem einzigen an diesen unermeßlichen Ufern, auf diesem ungeheuren Meere. Unsere Gesänge

ertönten frei durch die Stadt, während des Schweigens der Nacht. Der Sohn Gottes stieg zum ersten Male auf dieser verlorenen Insel auf uns Ankömmlinge von Frankreich herab.

„Diese erhabene Gegenwart, diese Gedanken, die durch die Gesänge und die Weihnachtsfeier wachgerufenen Erinnerungen aus der Kindheit erfüllten uns mit einer unaussprechlichen Rührung. Mehrere der Anwesenden versuchten umsonst, ihre Thränen zu verbergen. Wir Priester und die Ordensschwestern wußten, daß wir von nun an der großartigen Feierlichkeiten des katholischen Cults entbehren müßten; aber wir waren glücklich, daß Gott uns hieher, an die Stufen dieses unbekannten Altares geführt hatte.

„Um uns in unserer Vereinsamung aufzumuntern, sagten wir zu uns selbst: vielleicht wird die Mission noch lange Zeit keine Früchte bringen; aber wenigstens wird unser Herr und Gott auf diesem Boden, wo er unbekannt ist, doch angebetet. Da der göttliche Hirte in eigener Person hier an der Pforte zu jenen großen und noch unerforschten Ländergebieten Afrika's wohnt, so wird er früher oder später die Millionen Muhamedaner und Götzendiener, theure Schäflein, wie wir, um den Preis seines kostbaren Blutes erkauft, zu sich rufen. Die Mission ist das Werkzeug Gottes zum Heile der Welt."

Unterdessen hatte sich die Nachricht von der Ankunft der Missionäre rasch in der Stadt verbreitet. Jederman wollte die „Müsongo", die neuen Weißen, sehen. Die Leute aus dem Volk blieben vor der „Vorsehung" stehen, die Missionäre gingen zu ihnen hinaus, um mit ihnen zu plaudern und sie ein wenig lachen zu machen. Im Al-

gemeinen ist der Afrikaner von der Ostküste heitern Humors; er lacht von ganzem Herzen und aus allen Kräften. Die Personen der bessern Klasse wagten, einzutreten. Man empfing sie auf das Zuvorkommendste. Pater Eymard zeigte ihnen seine Werkstätten, die Geräthschaften und erklärte ihnen deren Gebrauch. Im Zimmer des Superior wurden sie eingeladen, nach Landessitte Kaffee und ein Glas Syrup anzunehmen; dann begann das Fragen.

„Vater," so nennen sie den katholischen Priester, „was ist das für ein Möbel?" — „Das nennt man Piano." — „Wozu braucht man es?" — Pater Schimpff, der oft beim Superior war, ergötzte sie dann durch einige schnelle Arien. Nichts gefällt den Arabern in der Musik besser, als was dem Galopp ihres Pferdes gleicht. — Dann machte man die Reise um das Zimmer. — „Was ist das?" — „Das ist das Bild von Issa," so nennen sie Jesus Christus. — „Das hier?" — „Das ist das Bild von Mariem (Maria)." — „Und das?" — „Issa, vom Kreuze abgenommen, woran die Juden ihn genagelt hatten."

„Unsere Besucher," fährt der Missionär fort, „erwiederten: „Wir haben schon erzählen hören, was Du sagst, aber wir glauben nicht, daß Issa gestorben ist. Die Juden wollten ihn kreuzigen, aber Allah (Gott) hat etwas gemacht, was dem Issa ähnlich war, und die Juden haben diese Gestalt gekreuzigt; Issa, der ist nicht gestorben."[1]) — „Was

---

[1]) Munedschim-Baschi-Ahmed-Effendi, in seiner Geschichte des Orients, sagt, daß der Verräther Judas an der Stelle Jesu, der in den Himmel aufgenommen worden, gekreuzigt worden sei.
(Anm. d. Uebers.)

ist aus ihm geworden?" fragte ich sie. — „Wir glauben, daß er bei Allah im Himmel ist, und daß er am Ende der Welt kommen wird, die Menschen zu richten." — „Wird Issa auch den Muhamed richten?" — „Ja, alle Menschen." — „Könnt Ihr mir sagen, warum Issa der Richter aller Menschen, selbst des Muhamed, ist?" — „Nein, Vater." — „Ich will es Euch sagen: Wir Christen glauben, daß Issa der Sohn Gottes, Gott selbst ist, Herr und Meister aller Menschen; aus diesem Grunde hat er die Macht, alle Menschen zu richten." — „Marrhabba (Dank)," erwiederten sie mit Zerstreuung.

„Der Boden ist nicht vorbereitet; der Same wurzelt nicht. Hoffen wir, daß Gott sich dieser Völkerschaften erbarme. Durch ihre Glaubensansichten, wie durch die Zusammenstoppelungen des Koran, sieht man das Christenthum hindurchscheinen. Ueberdies beten sie und haben einen religiösen Sinn. Der Muhamedaner läßt überall, selbst in den unwichtigsten Dingen, Gott eingreifen; er mischt den Namen Gottes in alle seine Reden und in Sachen, denen die Religion ganz ferne zu liegen scheint.

„Man urtheile nach folgendem Briefe, der von dem Gouverneur von Zanzibar, Said-Solyman, einem greisen Araber, wegen seines großen Reichthums, hohen Einflusses und feinen Geistes auf der Insel und der ganzen Küste sehr berühmt, an mich adressirt wurde.

„Gott sei verherrlicht!

„Von Solyman-Ben-Ahmed an Seine Excellenz, den sehr würdigen, sehr edeln, sehr ausgezeichneten und sehr erhabenen Vater. Daß Gott der Allerhöchste ihn liebe, erhalte und beschütze! Wenn es Gott gefällt (in scha Allah).

„Wovon wir Mittheilung machen müssen, ist dieses, daß wir eine Pumpe in schlechtem Zustand haben. Sei so gut, Deinen Arbeitern, die mit Dir gekommen sind, den Befehl zu geben, sie in guten Stand zu setzen, und Gott wird Dich dafür belohnen, wenn es Gott gefällt. Es versteht sich, daß die Arbeiter für ihre Arbeit bezahlt werden, sobald die Pumpe brauchbar ist. Und wegen all' dessen, was Du nöthig haben magst, hast Du es nur uns zu wissen zu thun.

„Achtzehnter des Monats Redscheb 1275.

„Geschrieben durch den Unwürdigen vor Gott, Solyman, mit eigener Hand."

„Hört man diese wiederholten Anrufungen des erhabenen Namens Gottes, so möchten gewisse Christen sagen: „Diese Leute sind ja religiöser, als wir; warum sie denn nicht ruhig lassen? warum denn sich dem Tod in jenem Lande aussetzen, um ihnen unsern Glauben beizubringen?" So denken, ist ganz natürlich, wenn man noch nicht außerhalb der christlichen Gesellschaft gesehen hat, bis zu welcher Erniedrigung man herabsteigen kann, selbst wenn man an Gott glaubt.

„Ich würde es niemals begriffen haben", sagte der Missionär, „wenn ich es nicht gesehen hätte, wie es mir jetzt gegeben ist, hier es zu sehen. Man wiederholt oft bei den Christen: „Der gekreuzigte Jesus ist das Leben und das Glück der Völker!" Aber man empfindet weder die Wahrheit noch die Kraft dieser Worte. Hier, wie auf der ganzen afrikanischen Küste, glänzt jene Wahrheit heller, als die Sonne des Aequators. Man urtheile nach folgenden Thatsachen, die aus tausenden herausgenommen sind:

„In Zanzibar ist selbst der Gedanke einer Aufopferung, einer freiwilligen Dienstleistung, einer Selbstverläugnung zu Gunsten des Armen unbekannt. Alles, was den Stempel der Schwäche an der Stirne trägt, wird mit Füßen getreten. Auf der ganzen Insel, und in all' den ungeheuern Ländern, die zu ihr gehören, ist kein einziges Haus für unglückliche Menschen. Die armen Kranken läßt man verlassen auf der Straße liegen. Man sieht längs der Mauern, auf die Erde hingestreckt, sterbende Greise; die Menge geht an ihnen vorüber und schaut auf sie mit dem stumpfen Blick des Thieres, das weder vom Leiden noch vom Tode ein Bewußtsein hat. Man begegnet jungen Leuten, Kindern, Weibern aus dem Volke; ihre Augen und Beine sind von häßlichen Wunden zernagt; Schwärme von Fliegen lassen sich auf diese armen Geschöpfe nieder und quälen sie den ganzen Tag. Niemand beunruhigt sich darüber. Oft sterben sie auf öffentlichem Platze in ihrer Verlassenheit und elenden Lage. Dann nimmt man den Leichnam und wirft ihn in das Meer, wie man Unrath hineinwirft. Einige Zeit darauf bringt das Meer ihre gebleichten Gebeine an's Ufer zurück. Wenn man aber glaubt, der Todte verdiene ein Grab, so gräbt man in einiger Entfernung von der Stadt irgendwo einige Fuß tief in den Sand und legt denselben hinein. In der folgenden Nacht kommen die Schakale truppweise, scharren das Grab auf und zerfleischen den Leichnam. Wäre der Begräbnißort von einer Mauer oder wenigstens einem Zaune umgeben, so wären die Leiber ihrer Gefräßigkeit entzogen.

„Wir mögen wohl von einer solchen Verachtung gegen Todte und Lebendige angewidert sein, mögen den Leuten des

Landes darüber unsere Meinung sagen, sie verstehen uns nicht einmal. Sieht man uns Arme und Kranke zusammenlesen, sie kleiden, nähren, aufnehmen und verpflegen, so ist man sehr erstaunt darüber.

„Oft hat man uns gesagt: „Wer zahlt Euch dafür, daß Ihr die Meskini (das ist die Unglücklichen) so behandelt?" — Wir antworteten ihnen: „Issa hat den Christen befohlen, die Armen und Unglücklichen zu lieben und ihnen in jeglicher Weise Hilfe zu leisten. Wenn wir einen Armen antreffen, fragen wir nicht, ob er Christ, Muhamedaner, Baniane oder Afrikaner sei. Unsere Pflicht ist, ihm Erleichterung zu verschaffen. Issa hat uns zuerst das Beispiel gegeben; alle Christen müssen ihn nachahmen, besonders die Väter (die Priester). Aus Gehorsam gegen ihn sind wir nach Zanzibar gekommen, und möchten darum auch nach „Groß-Afrika" hinein.

„Eine solche Erklärung ist für sie etwas Fremdes; denn sie sehen am Ende jeder Arbeit nur eine Art von Lohn, nämlich das Geld.

„Es gibt noch ein anderes Wesen, das nicht weniger beklagenswerth ist, als jene Unglücklichen, mit Wunden Bedeckten: diese können sich wenigstens bis in die „Vorsehung" schleppen und die Hilfeleistungen des Arztes der Mission empfangen. Aber das Weib kann das nicht. So krank sie auch sei, die Araberin hat nicht das Recht, einen Arzt zu sehen. Deßwegen nimmt man oft seine Zuflucht zu den Schwestern, um ihren Rath einzuholen. Die Ordensschwestern werden überall mit Ehrfurcht und selbst mit Freude aufgenommen. Ihre Kleidung, ihr Kreuz und Rosenkranz, ihre Lebensweise sind ebenso viele Gegenstände der

Unterhaltung. Sie erklären irgend einen Abschnitt des Katechismus und verfehlen niemals, Eindruck zu machen. Es geschieht auch, daß man unter diesen unglücklichen Geschöpfen, die nach muhamedanischer Sitte wie Opferthiere eingesperrt und scharf bewacht werden, Christinnen antrifft, die ihren Eltern geraubt oder von diesen selbst verkauft worden waren. Der Glaube ist in ihren Herzen geblieben, obwohl sie von Kindheit auf alles Unterrichtes beraubt waren. Es genügt dann ein Wort und einige Mühe, um das religiöse Gebäude in diesen Seelen wieder aufzurichten, und ihnen über die Würde des Weibes bei den Christen den rechten Begriff beizubringen. O wie wahr ist, daß überall, wo das Kreuz nicht herrscht, das Weib in der Entehrung lebt und stirbt! In einem solchen Lande hat das Weib weder die Rechte der Mutter, noch die Rechte einer Gattin oder Freundin; sie ist Nichts. Man kauft und verkauft sie; und stets wirft das Alter sie in die Vergessenheit, in die Verachtung und oft in das Elend. Für den Araber ist der Vater Alles, die Mutter Nichts. Was kann bei solchen Sitten die Familie und die Gesellschaft sein? Unter der glänzendsten Außenseite ist die muhamedanische wie die heidnische Welt nur ein übertünchtes Grab. Dennoch ist jene Achtung vor dem väterlichen Ansehen, wenn auch in der Anwendung sehr übertrieben, das Princip, welches die arabischen Nationen am Leben erhält, wie es die römische Welt belebte und noch heutzutage dem chinesischen Reiche seine Lebenskraft verleiht."

Fünftes Kapitel.

Die Verkündigung des Evangeliums an der unermeßlich großen Küste Zanguebars war begonnen; nun handelte es sich um die Sicherstellung ihrer Fortsetzung und Entwicklung.

Als Herr Fava in Bourbon zurück war, berichtete er dem Bischof über den Stand der Sache. Sein Bericht wurde nach Rom geschickt und erfüllte den Papst mit Freude. Auf dessen Befehl beeilte sich die Propaganda, die neue Mission zu einer apostolischen Präfektur unter der Jurisdiction des Bischofs von St. Denis zu erheben.

Mit Gutheißung des heiligen Stuhles übergab Monseigneur Maupoint im Jahre 1862 die Mission von Zanguebar der „Congregation vom heiligen Geist und heiligen Herzen Mariä", welche sich der Evangelisirung der schwarzen Rasse besonders widmet. Pater Horner wurde mit der Leitung dieses so wichtigen Werkes beauftragt.

Die Vorsehung, welche seit einigen Jahren so sichtbar die Wiedergeburt Afrika's begünstigt, hatte im Jahre 1855 jenen unerschrockenen Missionär auf die Insel Bourbon geschickt. Im Verein mit seinen Mitbrüdern arbeitete er ohne Rast für das Seelenheil der Colonisten. Seine Obern,

welchen seine Opferwilligkeit wohl bekannt war, übertrugen ihm die Pflege der Aussätzigen.

Der Aussatz, ehemals in Europa so alltäglich, existirt noch heute im Morgenlande und in Afrika. Bourbon zählt eine ziemlich große Anzahl von Opfern dieser abscheulichen Krankheit. Pater Horner ward der Tröster und Freund dieser Unglücklichen; er liebte sie, wie seine Kinder, und man muß sagen, daß ihn die armen Verlassenen auch wie ihren Vater liebten. Es ging nicht ohne lebhaften Schmerz ab, als die durch Liebe und Dankbarkeit geknüpften Bande durchschnitten wurden.

Nachdem der muthvolle Apostel acht Jahre, wovon vier im Dienste der Aussätzigen, auf Bourbon zugebracht hatte, wurde er berufen, seinen Eifer auf einem andern Punkte Afrika's auszuüben, wo es eine Menge von Stämmen gibt, die an allen Arten geistigen Aussatzes leiden.

Pater Horner reiste am 28. Mai 1863 von Bourbon ab, und kam am 16. Juni Abends sechs Uhr glücklich in Zanzibar an. Indem er den Fuß auf diesen Theil Afrika's setzte, konnte er mit dem Propheten sagen: „Hier werde ich wohnen, hier werde ich ruhen" im Grabe, denn das ist der Ort, welchen die Vorsehung mir zur Vollendung meiner Pilgerschaft auserlesen hat. Anstatt sich zurückzuziehen, wird der Missionär vielmehr gegen Klima, Krankheiten, Menschen und wilde Thiere kämpfen. Sein Kampf wird nicht bloß ein Vertheidigungskampf voll unbeugsamen Muthes, höheren Verständnisses und unvergleichlicher Thätigkeit sein, er wird gegen diese ganze Seite der afrikanischen Halbinsel den Belagerungskampf aufnehmen. Wir werden sehen, mit welchem Erfolge.

Kaum an's Land gestiegen, beeilte sich Pater Horner, dem Sultan einen Besuch zu machen, um die wohlwollenden Beziehungen, welche der Fürst zu den ersten Missionären eingegangen, zu unterhalten. Aus mehreren Gründen verdient dieser merkwürdige Besuch der Erwähnung. Wir überlassen es Pater Horner selbst, zu erzählen.

„Am Tage nach unserer Ankunft machten wir dem Sultan unsern Besuch. Vom französischen Consul begleitet, durchschritten wir eine Doppelreihe arabischer Soldaten, die in der Umgebung des Palastes aufgestellt waren, und von denen jeder eine Uniform nach seinem eigenen Geschmacke trug. Welch' wunderliche Anzüge bei all' diesen Soldaten, nicht zu reden von der zuckerhutförmigen Kopfbedeckung des Commandanten, welche gewiß, nur sie allein, anderthalb Fuß hoch war! Aber wir nähern uns dem Empfangssalon. Man muß den feierlichsten Ernst annehmen, denn der Araber ist, seinem Naturell gemäß, sehr ernst.

„Als wir unten an der Treppe, die zum Thronsaal führt, angelangt waren, so kam uns der Sultan, begleitet vom Gouverneur von Zanzibar und einigen Prinzen, entgegen, und reichte uns nach der üblichen Sitte die Hand, ohne ein Wort zu sprechen. Bei dergleichen Anlässen gestattet die arabische Höflichkeit nicht eine Silbe. Vor dem Throne legten alle Araber ihre Sandalen ab und traten barfuß ein; glücklicherweise haben die Europäer das Privilegium, statt der Schuhe den Hut abzunehmen. Während einiger Minuten blieben alle stehen, nur wenige Worte wechselnd.

„Bis dahin glaubte ich, daß wir nur mit dem Ceremonienmeister oder irgend einem Majordomus zu thun haben

und daß man den Sultan noch erwarte. Aber siehe da, man setzt sich und die Unterredung beginnt mittelst eines Dolmetschers.

„Jetzt erst begriff ich, daß jene vornehme Persönlichkeit mit bloßen Füßen, den Turban auf dem Kopf, mit einem langen, weißen Hemde angethan, worüber eine Art Ueberrock von schwarzem Tuch, den Dolch vor der Brust und den Säbel an der Seite, der Beherrscher von Zanzibar und eines großen Theils der Ostküste von Afrika sei. Da der Sultan übrigens gar keine besondere Auszeichnung trug, war die Täuschung erlaubt.

„Nachdem Seine Hoheit über den Zustand unserer Gesundheit hatte fragen lassen, ließ sie uns sagen, daß unsere Ankunft ihr sehr erfreulich sei, daß sie mit Entzücken Priester ankommen sehe, damit sie den Bewohnern des Landes die Religion und Arbeit lehren. Man servirte uns hierauf nach der Sitte siedend heißen Kaffee und ein Glas Zuckerwasser, mit Rosenessenz gemischt. Dann wurde die Unterhaltung über einige politische Neuigkeiten Europa's fortgesetzt.

„Die ganze Zeit hindurch betrachtete ich den Sultan sehr aufmerksam. Er ist ein noch junger Mann mit einem wahrhaft distinguirten Gesicht. Sie können nicht glauben, wie sehr dieses Gesicht Güte und Milde athmet. Deßhalb mußte ich unwillkürlich im Innern ausrufen: Welch' ein Unglück, daß dieser Mann nicht ein Christ ist! — Was uns betrifft, so scheint es, daß unsere Gestalt, wie unser religiöses Gewand, auf die ganze Versammlung lebhaften Eindruck machte, denn Aller Blicke waren auf uns gerichtet.

„Mitten unter der Unterhaltung trat ein ziemlich sonderbarer Zwischenfall ein; es handelte sich um die Brüder der Congregation. Seine Hoheit fragte, ob die Brüder Padri, das heißt Priester, seien. Man antwortete mit Nein. — Aber sie werden nach Verfluß einer bestimmten Zeit Padri werden? — Man antwortete abermals mit Nein. — Aber wenn sie drei oder vier Jahre in Zanzibar gearbeitet haben, werden sie dann wohl verdienen, zur Belohnung Padri zu werden? — Die verneinende Antwort setzte ihn in besonderes Erstaunen, und er schien es für eine große Ungerechtigkeit gegen die Brüder anzusehen, welche er nach Verfluß einer bestimmten Zeit hätte wollen Priester werden sehen. Man machte ihm begreiflich, daß die Brüder keine Studien zu dem Zwecke, Priester zu werden, gemacht hätten, und daß sie allgemein mit Handarbeiten sich beschäftigten, wie zum Beispiel der Bruder Felician, der Mechaniker sei. Dies Wort Mechaniker machte ihm ein fühlbares Vergnügen. Nichtsdestoweniger kam er noch einmal auf seinen Priestergedanken zu Gunsten der Brüder zurück, und fragte, ob sie nicht kleine Priester oder Halbpriester wären. Um den Proceß zu beendigen, antworteten wir, daß sie in der That kleine oder Halbpriester wären, und so war er zufrieden gestellt. Ich sah in dieser Sorgfalt des Sultans für die Brüder nur Güte des Herzens und eine hohe Vorstellung vom Priesterthum.

„Als wir diesen so guten und edelgesinnten Souverän verließen, ließ er uns durch den Dolmetsch sagen, er sei sehr glücklich, uns in Zanzibar zu sehen, sein Haus sei das unsrige, und wenn wir etwas bedürften, sollten wir uns mit vollem Vertrauen an ihn wenden. So war

der Empfang armer katholischer Missionäre bei Seiner muselmanischen Majestät. Das Wohlwollen Said-Medschid's hat sich niemals verläugnet."[1])

Nach dem Besuch beim Sultan war es die erste Sorge des Paters Horner, sich Rechenschaft zu geben über den Stand der Mission. Zu unaussprechlichem Troste fand er, daß die verschiedenen Werke, welche von seinen Vorgängern gegründet worden, sich regelmäßig entwickelten und daß unter allen Gliedern der entstehenden Colonie der beste Geist herrschte. Diese für die Wiedergeburt Afrika's unerläßlichen Werke sind die Pflege der Kranken und der Unterricht der Jugend. Daher zwei Hospitäler, drei Primärschulen, eine Handwerkerschule und eine Arbeitsschule. Die Mission unterhält zwei Spitäler, in deren eines die kranken Europäer und insbesondere die Matrosen aller Nationen aufgenommen werden. Nicht allein, daß diese Anstalt solchen Seelen, die im Allgemeinen dessen sehr bedürfen, zu großem Heile gereicht, sondern sie verschafft der Mission auch einen großen Einfluß. Entgegen den Sitten des Landes ladet der Sultan selbst seine Soldaten ein, die Pflege des Arztes und der Schwestern in Anspruch zu nehmen.

Jeden Morgen um halb acht Uhr meldet die Glocke der „Vorsehung", daß die Kranken in die Missionsanstalt kommen können, um Rath, Pflege und Medicin zu erhalten. Man sieht dann Krüppelhafte und Kranke jeder Art sich nach der Anstalt schleppen, vierzig, fünfzig, bisweilen achtzig täglich. Ihre Wunden sind manchmal so tief, daß fast das nackte Bein herausschaut, und ein Geruch verbreitet sich,

---

[1]) Brief vom 29. Juni 1863.

daß auch der Festeste es nicht auszuhalten vermag. Man kann sich kaum vorstellen, welches Erstaunen die Araber, besonders jene der reichen Klasse, ergreift, wenn sie jene schwachen Frauen sehen, die mit eigenen Händen die schrecklichen Wunden auswaschen und verbinden.

Während die Schwestern in aller Gemüthsruhe fortfahren, diese heroischen Arbeiten zu verrichten, und zwar Stunden lang, folgen die Besucher mit ihren Augen in vollständigem Schweigen den Händen derselben und ihrer Arbeit. Diese Männer, die stets den Säbel in der Hand und den Dolch im Gürtel tragen, und die man nach ihrer martialischen Haltung für fürchterliche Krieger ansehen könnte, sind manchmal genöthigt, beim Anblick der gräßlichen Wunden sich abzuwenden und wegzugehen. Haben sie sich von ihrer Erregung erholt, so kommen sie wieder zu den Schwestern zurück, drücken ihr Erstaunen durch Gebärden und Worte aus, und sagen beim Weggehen: „Ihre Religion legt Ihnen etwas in das Herz, was wir nicht haben."

Die Mission unterhält drei Elementarschulen. Zwei derselben sind für die Knaben und werden von den Brüdern der Congregation geleitet, welche im Katechismus, im Singen, Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht ertheilen. Die dritte Schule ist für die Mädchen unter der Leitung der Schwestern. Hundertsiebzig Kinder, welche von den Missionären auf dem Sklavenmarkt gekauft worden, besuchen diese Schulen, welche den glücklichsten Erfolg erzielen.

Bereits hat man eine Anzahl Knaben das Studium des Lateinischen beginnen lassen, in der Absicht, unter ihnen priesterlichen Beruf zu entdecken. Denn man ist überzeugt, daß Afrika nur durch einen eingebornen Klerus, der von

europäischen Missionären gehalten und geleitet wird, seine Wiedergeburt finden kann.

Da nicht alle Kinder die gleichen Anlagen zeigen, so werden die Einen zur Erlernung der mechanischen Künste angeleitet, sie werden Schreiner, Wagner, Schlosser, Mechaniker. Die Arbeiten, welche sie ausführen, leisten dem Lande, das sie nach dem Beispiel des Sultans sehr schätzt, große Dienste.

Die Reparaturen, welche die Werkstätten der Mission in den Zuckerfabriken des Fürsten und der Araber, an den Maschinen der europäischen Kaufleute und den Schiffen aller Nationen besorgen, geben der Mission einen beträchtlichen Einfluß und ziehen ihr die lebhaftesten Sympathien zu.

Oft, wenn die Europäer die Arbeiten dieser jungen Handwerker bewunderten, gestanden sie unverholen ein, daß sie nie für möglich gehalten hätten, mit Schwarzen solche Resultate zu erreichen. Erst kürzlich besuchte ein Fregatten-Capitän der französischen Marine die Mission, und nachdem er alles sorgfältig untersucht hatte, sagte er vor jederman zum Superior: „Ich gestehe, daß ich bis jetzt gegen die Missionen feindlich gesinnt war. Ihr Werk hat mich bekehrt; ich bin in Erstaunen darüber. Um Ihnen das zu beweisen, bitte ich Sie, diese sechzig Franken anzunehmen, um zwei Kinder auf dem Sklavenmarkt zu kaufen. Schade, daß Ihre Mission in Europa nicht besser bekannt ist, sonst würde man Ihnen viel reichlicher beisteuern."

Außer den Spitälern, den Elementar- und Handwerkerschulen besitzt die Anstalt noch eine Arbeitsschule, worin die von den Schwestern erzogenen kleinen Mädchen eine ihrer Stellung und ihrem Geschlechte angemessene

Anleitung in verschiedenen Arbeiten erhalten. In Erkenntniß der Rolle, welche das afrikanische Weib in einer primitiven Gesellschaft spielen kann, versäumen die Schwestern und Patres nichts, um diese Kinder so zu erziehen, daß sie eines Tages gute christliche Hausmütter werden. Das will heißen: die Grundlage ihrer Erziehung ist die Religion und die Arbeit.[2])

---

[2]) In Folge des Krieges in Europa floßen die Einnahmen der Mission spärlicher, und man sah sich genöthigt, das Hospital aufzuheben und die Schwestern nach Bourbon und Bagamoyo zu schicken. Auch die Werkstätten wurden mehr beschränkt, und einige Gebäude konnten vermiethet werden. Brief vom 12. Sept. 1871.

(Anm. d. Uebers.)

Sechstes Kapitel.

Durch die neuerlich von den Großmächten Europa's geschlossenen Vereinbarungen ist dem abscheulichen Handel ein Ende gemacht, der jedes Jahr von der Westküste Afrika's Tausende armer Neger als Sklaven nach Nord- und Südamerika brachte, wobei diese gerade wie Lastthiere behandelt wurden. Aber der Handel mit den Schwarzen dauert im Osten noch fort. Die Märkte sind immer mit Sklaven versehen, und die Menschenjagd findet noch mit erschreckender Thätigkeit statt. Zahlreiche Reisende haben Europa davon in Kenntniß gesetzt.

Nimmt man ihre Angaben zusammen und stellt die Thatsachen neben einander, so kommt man zu dem Schlusse, daß jedes Jahr im Durchschnitt zwischen 70,000 und 80,000 Personen jeden Alters und Geschlechtes von den Negerhändlern fortgeführt werden. In dieser Zahl sind jene nicht inbegriffen, die vor der Ankunft auf dem Sklavenmarkt erlegen sind; es gibt Straßen, wo die armen Opfer so zahlreich sind, daß man die Spur der Karawanen an den zurückgelassenen Leichnamen erkennen kann. Fügt man hiezu die Anzahl der Männer, die bei Vertheidigung ihrer

Freiheit getödtet wurden oder die mit ihren Familien sich geflüchtet haben, um mit ihnen im Elend inmitten von Sümpfen und Wüsteneien zu Grunde zu gehen, so erreicht man eine schreckenerregende Ziffer. Auf einigen Punkten stellt, nach dem Zeugnisse der Reisenden, der Sklavenhandel nur ein Fünftel, und auf anderen nur ein Zehntel der durch jene Jagd vernichteten Bevölkerung dar.

„Es bleiben also neben den 70,000 Unglücklichen, die jährlich in die gräßlichste Verbannung ziehen, noch jedes Jahr 300,000 bis 400,000 Todte auf dem Schlachtfeld der Menschenhändler. Kaum werden die blutigsten Kriege, von denen uns die Geschichte erzählt, so ausgedehnte und zahlreiche Verheerungen herbeigeführt haben.“ [1])

Zum Beweise des Angeführten wollen wir unter vielen die Angabe eines Augenzeugen vernehmen.

„Während unseres Aufenthaltes an den Ufern des Nyassa-See's haben wir die Bestätigung erhalten, daß der Sklavenhandel dort mit haarsträubender Thätigkeit getrieben wird. Wir wissen vom Colonel Rigby, englischem Consul und Geschäftsträger Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien zu Zanzibar, daß jährlich nur allein aus der Gegend des Nyassa-See's 19,000 Sklaven am Zollamt jener Stadt ankommen. Diese Ziffer, wohlverstanden, begreift die in die portugiesischen Seeplätze abgelieferten Sklaven nicht in sich. Auch bilde man sich nicht ein, daß die Zahl der 19,000 Sklaven das ganze Unglück bezeichne, welches diese

---

[1]) S. traité orientale par M. Berlioux. 1870. Dies ausgezeichnete Werk enthält die sichersten und bisher unbekannte Documente über den gegenwärtigen Sklavenhandel.

jährliche Ausfuhr auf den Markt von Zanzibar verursacht. Die Gefangenen, welche man ihrem Vaterlande entreißt, bilden nur einen geringen Bruchtheil der ganzen Zahl der Opfer dieses Menschenhandels.

„Wir konnten uns keinen Begriff von diesem grausamen Handel machen, bis wir ihn an der Quelle selbst mitangesehen hatten. Für einige Hunderte von Individuen, welche eine solche Jagd einbringt, werden Tausende von Menschen getödtet, oder sie sterben an den Wunden, während die übrigen, die in der Flucht ihr Heil suchen, aus Hunger und Elend zu Grunde gehen. Andere Tausende kommen um durch die Bürgerkriege oder in den Kriegen mit den Nachbarvölkern, werden getödtet, man vergesse das nicht, in Folge der Nachfrage der Sklavenkäufer. Die zahlreichen Gerippe, die wir in den Wäldern oder zwischen den Felsen, bei Teichen und längs der Wege, die nach verlassenen Dörfern führen, gefunden haben, diese Reste geben ein Zeugniß von der schaudererregenden Menge menschlicher Wesen, die durch diesen verfluchten Handel geopfert werden.

„Nach dem, was wir mit eigenen Augen gesehen haben, besitzen wir die feste Ueberzeugung (und nie war ein Meinungsausdruck gewissenhafter), daß jeder Sklave nur den fünften Theil der Opfer des Sklavenhandels darstellt. Täglich begegneten wir Leichen, die auf dem Fluß daherschwammen, und jeden Morgen mußten wir aus den Rädern unseres Dampfers jene entfernen, welche die Wasserschaufeln während der Nacht zurückbehalten hatten.

„Diese unermeßliche Verheerung brach uns das Herz. Die ehemals so volkreichen Ufer des See's waren verödet, die Dörfer verbrannt, eine Todtenstille war gefolgt auf

den freudigen Lärm in all' den Marktflecken, wo die gewerbthätige Bevölkerung die Producte ihrer Arbeit an uns verkauft hatte. Schauerliche, gespensterhafte Gestalten mit erloschenen Augen, deren Haltung allerdings die Jugend noch erkennen ließ, Mädchen und Knaben, krochen im Schatten verlassener Hütten umher. Noch einige Tage, und sie werden Hungers sterben und die Anzahl der Opfer des Menschenhandels vermehren.

„Unsere Expedition ist die erste, so glauben wir wenigstens, welche den morgenländischen Sklavenhandel am Orte seines Ursprungs gesehen und ihn in allen seinen Gestaltungen verfolgt hat; deßwegen haben wir dieses verabscheuungswürdige Handelsgeschäft ausführlich beschrieben.“[1])

Doctor Livingstone hat nur eine der großen Handelsstraßen der Sklavenhändler bereist, die vom Nyassa-See nach Zanzibar. Es gibt noch zwei andere Straßen, die von den Händlern ebenso besucht, und nicht weniger mit „Menschenwaare“ ganz bedeckt sind.

Die eine geht aus vom großen Tsad-See, im Mittelpunkt von Afrika, durchzieht einen Theil der östlichen Sahara und kommt, nach einer Strecke von 1,100 Kilometern, nach Murzuk in Fezzan, von wo aus die weiten Gegenden Nordafrika's, von Marokko bis in die Cyrenaica, mit Sklaven versehen werden. Die Karawanen dieser Straße beziehen ihre Menschenwaare zu Kuka, Hauptstadt von Bornu, mit ungefähr 60,000 Einwohnern, am Tsad-See gelegen. „Der Sklavenmarkt ist beständig mit Unglücklichen jeden Alters und Geschlechtes überfüllt. Hier findet man zu

---

[1]) Dr. Livingstone, Reise um die Welt. Nr. 324.

gleicher Zeit Greise, hochbetagte Negerinnen, Säuglinge, junge, kräftige Leute, welche aus Bornu, Bagirmi, Wadai, mit einem Wort, aus allen benachbarten Ländern herbei- geschleppt werden. Hier ist ein Großmarkt, der besonders die Handelsleute versieht, welche für die Ausfuhr arbeiten."[3])

Wie die von Livingstone beschriebene Straße vom Nyassa-See, ist auch diese zweite an mehreren Orten buch- stäblich durch Gebeine eingefaßt.

Der berühmte deutsche Reisende Gerhard Rohlfs, der diese Straße bereist hat, spricht in folgender Weise von ihr: An beiden Seiten derselben sehe man die weißen Gebeine der todten Sklaven. Einige Skelette seien noch mit dem Katum (Kleid) der Neger bedeckt. Selbst wer nicht den Weg nach Bornu kenne, habe nur den rechts und links am Wege liegenden Gebeinen zu folgen, und er werde ihn gewiß nicht verfehlen.

Diese Reste rühren von den Sklaven her; man kennt das daran, daß sie nicht mit Erde bedeckt sind. Die Her- ren denken nicht daran, daß es sich der Mühe lohne, ihnen ein Grab zu geben, wenn sie vor Erschöpfung oder Durst sterben. Besonders an den Zugängen zu den Quellen findet man diese Skelette in größerer Anzahl. Die Armen kommen halbtodt da an; ein wenig Wasser könnte sie retten. Aber die Winde haben die Eingänge zur Quelle mit Sand an- gefüllt; um die Quelle aufzudecken, muß man arbeiten. Nur die Kräftigsten können warten und die Arbeit aus- halten, die anderen bleiben liegen und sterben.

---

[3]) Berlioux. S. 35.

Die dritte Handelsstraße ist im Nilthal. Beginnend zu Port-Said, Kairo und Alexandrien am mittelländischen Meer, endigt sie auf dem Höhenland von Darfur, Kordofan und Abyssinien. Durch diese Wüste von 2,500 Kilometer Breite geht eine immer offene, immer fahrbare Straße, nämlich der Nil. Dieser allzeit schiffbare Strom ist nothwendig der große Verkehrsweg mit dem Innern Afrika's. Leider geschieht bis jetzt dieser Verkehr unter beklagenswerthen Bedingungen, weil nämlich eine traurige Klasse von Kaufleuten ihn in den Händen hat, und der hauptsächlichste Handelsartikel dieser Menschen der Mensch selber ist.

„Wir sind hier im Lande des Menschenhandels, des Menschenhandels im Großen; er ist organisirt, mit einer wohldurchdachten Verwaltung. Da sind es nicht mehr rasch durchgeführte Einfälle einer schlecht bewaffneten Bande, unter der Führung irgend eines Stammhäuptlings; es sind regelmäßig vorbereitete, militärische Expeditionen; und, was noch am peinlichsten ist, dieselben werden oft von Europäern geleitet, die sich rühmen, den civilisirtesten Nationen anzugehören. Nicht bloß deßwegen, weil hier die große Straße nach dem Innern sich befindet, wurde Egypten der Hauptmarkt des Sklavenhandels, sondern hauptsächlich deßwegen, weil dies Land gerade vor jenen Gegenden liegt, welche nach dieser Waare verlangen. Es ist die muselmanische Welt, welche Sklaven kauft; es ist insbesondere Arabien." [4])

---

[4]) Berlioux S. 73 2c. Der Verfasser beweist, daß der Muhamedanismus durch seine Grundsätze und Sitten den Sklavenhandel aufrecht hält, und daß letzterer nur mit jenem aufhören wird.

Es wäre unmöglich, die Zahl der unglücklichen Neger, welche jedes Jahr von den Sklavenhändlern dieser Straße fortgeführt werden, anzugeben; man weiß bloß, daß in dem unermeßlichen Thale des Nils die Jagd auf den Menschen mit derselben Grausamkeit, nur mit mehr Zusammenwirken als anderswo, geschieht. Die Stadt Khartum, von Mehmed Ali gebaut, am Zusammenfluß des blauen und weißen Nils, ist für diesen Theil von Afrika der große Stapelplatz der Menschenwaare. Fügt man dazu noch Murzuk, Tete, Kiloa, Zanzibar, so hat man die Hauptplätze, wo täglich Schaaren von Männern, Frauen, jüngeren Leuten und Kindern, die Beute einer höllischen Jagd, wie feile Heerden verkauft werden.

Kaum war der Pater Horner in Zanzibar angekommen, als er den Sklavenmarkt zu besuchen wünschte. Nicht aus Neugier, sondern von dem Wunsch beseelt, der Mission Menschen zuzuführen, wiederholt der gute Pater diesen Besuch so oft, als seine Geldmittel ihm erlauben, durch Ankauf einige dieser unglücklichen Opfer des Sklavenhandels zu retten. Er gibt folgende Beschreibung von diesem Markte:

„Die Neger werden bei jenen Treibjagden auf Sklaven gehetzt wie wilde Thiere. Was die Kinder betrifft, so lockt man sie oft mittelst Früchte und Naschwerk an abgelegene Orte, und führt sie weit weg von ihren Eltern. Wir haben hier Kinder, welche auf diese Art ganz nahe am Nyassa-See gestohlen wurden, und dann bei sechs Monaten auf der Reise waren, ehe sie an der Küste anlangten. — Was essen sie auf der langen Fahrt? Sie füllen den Magen mit rohen Baumblättern, grünen Kräutern und

selbst mit Erde, um ihn zu täuschen; denn die Portion Maniok, die man ihnen gibt, ist zur Erhaltung des Lebens zu ungenügend. Im Nothfall scheuen sich die Händler nicht, ihre Sklaven mit Menschenfleisch zu nähren. Unsere kleine Süema[5]) hat uns oft erzählt, daß die Reise von ihrer Heimath Miao, wo man sie raubte, bis nach Zanzibar, wo sie lebendig begraben wurde, wenigstens drei Monate gedauert habe. „Während dieser Reise,“ sagte sie, „gab es in den Karawanen viele Kranke, welche den Marsch verzögerten. Die Lebensmittel waren so rar, daß wir, vom Hunger getrieben und um das Reißen im Magen zu stillen, Gras und Erde aßen. Starb ein Kranker, so schnitt man ihn in Stücke, kochte sie und gab sie uns zu essen, indem man sagte: das ist Hammelfleisch. Man war so ausgehungert, daß, wenn man auch wußte, es sei Menschenfleisch, man dennoch aß, um nicht Hunger zu sterben.“[6])

„Nur wenige Schritte von unserm Hause ist der Sklavenmarkt. Es ist ein ziemlich großer Platz mitten in der Stadt zwischen häßlichen, aus Lehm und Stroh gebauten, mit Kokosblättern gedeckten Häusern.

„Da befinden sich durcheinander, zusammengehäuft wie die Waaren in einem Magazin, Männer, Weiber, Kinder, welche zum größten Theil so mager sind wie die Todten-

---

[5]) Heute ist sie Novizin bei den Töchtern Maria's in Zanzibar.

[6]) Pater Horner sah einmal 300 Sklaven auf dem Markte ankommen, die so erschöpft waren, daß mehrere von ihnen vor seinen Augen starben. Einer der Verstorbenen wurde sogleich von den übrigen in Stücke geschnitten und verzehrt. Brief vom 15. Juni 1870. (Anm. d. Uebers.)

gerippe. Die reinste Verthierung erscheint fast auf allen Gesichtern dieser Unglücklichen, die sich im Costüm unserer Stammeltern vor der Sünde befinden. Diese Schwarzen mit ihrem blödsinnigen Auge, die Kniee mit den Armen umfassend, damit der Leib in Folge der Schwäche nicht rückwärts falle, haben nichts Menschliches an sich, als den Ausdruck unaussprechlichen Leidens.

„Ich wette, die geschickteste Feder ist nicht im Stande, eine genau zutreffende Schilderung des Sklavenmarktes zu schreiben; das ist die Meinung aller Europäer, die Gelegenheit hatten, ihn zu besuchen. Ich habe auf diesen Markt Seeoffiziere geführt, die von diesen schauerlichen Scenen so schmerzlich berührt wurden, daß sie mir mit Thränen im Auge sagten: „Mein Pater, mir wird unwohl, es wird mir wehe; in meinem Leben hätte ich nicht geglaubt, etwas so Peinliches sehen zu können."

„In der That, wenn man einen armen Schwarzen sieht, wie ihn der Ausrufer aus der Menge herausgreift, am Arme festhält, auf dem Platze herumführt, damit er untersucht werde, wie ein Stück Vieh, da schaudert man! Der Käufer läßt den Schwarzen stillstehen, öffnet ihm den Mund, schaut die Zunge und die Zähne an, mustert die Augen, die Füße und alle Theile des Körpers, um zu sehen, ob er keine Fehler oder Krankheit habe, und bietet hierauf den Preis. Darauf wird der Schwarze über den ganzen Marktplatz geführt uud an den Meistbietenden abgelassen. Die Scenen beim Verkauf der Weiber können durch eine anständige Feder nicht beschrieben werden, und man würde es in den christlichen Ländern doch nicht für glaubwürdig halten.

„Seitdem der Werth der Schwarzen plötzlich gestiegen ist, verkauft man ein Kind von sechs bis sieben Jahren um fünfzig Franken; ein kräftiger Mann von zwanzig Jahren wird bis zu hundert und fünfzig Franken verkauft, ein Weib von gleichem Alter um hundert bis hundert und fünfzig Franken. Gewöhnlich sind es Araber, welche die Schwarzen kaufen, um sie auf ihren Landgütern zu den Feldarbeiten zu benützen. Die Sklaven arbeiten fünf Tage in der Woche für den Herrn, welcher jedoch ihnen die Nahrung nicht gibt. Er läßt ihnen den Donnerstag und Freitag, während welcher Tage sie sich die Nahrung für die Woche verschaffen müssen. Der Freitag ist der Sonntag der Anhänger Muhameds; aber dieser Sonntag verbietet das Arbeiten keineswegs. Die Sklaven, welche in der Stadt bei den Europäern arbeiten, verdienen acht Sous im Tage, wovon der Herr des Sklaven sechs Sous zum Voraus einzieht, und diesem nur zwei übrig läßt zur täglichen Nahrung. So ist nun der arme Schwarze das Zugthier des Arabers, dem er im Schweiße des Angesichts das Brod verdienen muß.

„Unter den auf dem Marktplatz aufgestellten Sklaven sieht man bisweilen rührende Scenen. Da man weiß, daß wir Kinder von der Sklaverei loskaufen, sehen wir oft, wie diese armen, kleinen Geschöpfe, mit einem zum Mitleid bewegenden Lächeln auf den Lippen, uns anschauen und sagen: „Msungu, nunua mimi," das heißt „Weißer, kaufe mich!" Das geschah letzter Tage. Es war ein reizender, kleiner Knabe dort, dessen Lächeln und verständiges Auge meine Aufmerksamkeit erregten. Ich bezahlte ihn sehr theuer, ich gab fünf und siebzig Franken, wegen der Hoffnungen, die er mir einflößte. Er ist ungefähr zwölf Jahre

alt und verspricht ein ausgezeichneter Christ zu werden, vielleicht ein Diener unsers Herrn Jesus Christus. Unmöglich, das Glück des kleinen Knaben auszudrücken, als man ihm Kleider gab, denn er war ganz nackt. Er schaute sich mehr als hundert mal von Kopf bis zu den Füßen an, und da er seine Zufriedenheit nicht genug ausdrücken konnte, hüpfte er vor Freude und sprach: „O wie gut, o wie hübsch, ein Kleid zu haben; so hat man nicht mehr das Aussehen eines Thieres."

„Wie schmerzlich für das Herz eines Missionärs, so vielen Seelen, denen man mit ein wenig Geld die Pforte des Himmels öffnen könnte, nicht helfen zu können! Welch' trauriger Gedanke: mit fünfzig Franken könntest du ein Kind von sechs oder sieben Jahren loskaufen, und diese an und für sich unbedeutende Summe hast du nicht; und wie oft gibt man eine solche Summe in der Welt für sündhafte oder gefährliche Dinge aus! Wie viel Gutes würdest du mit noch mehr Geld thun können!"[7])[8])

---

[7]) Brief vom 1. Juli 1869.

[8]) Die Gaben, welche man zum Loskauf der Negerkinder bestimmt, nehmen seit einiger Zeit zu. Pater Horner konnte einmal an einem einzigen Markttage zu Zanzibar einige vierzig Kinder kaufen. (Brief vom 9. August 1870.) Da einzelne Geber eines oder mehrere Kinder auf ihre eigene Rechnung loskaufen lassen, so wird ein Register geführt mit dem Namen des Käufers und des von ihm gekauften Kindes, sammt Notizen über das letztere, so daß die Mission den betreffenden Wohlthätern stets Auskunft und Rechenschaft über den Pflegling geben kann. (Brief vom 9. Jan. 1871.)
(Anm. d. Uebers.)

Siebentes Kapitel.

Die Geschichte erzählt von einem jener berühmten Länderverwüster, die man Eroberer nennt, von Alexander von Macedonien, daß er die Welt zu klein für seinen Ehrgeiz gefunden habe. Nicht weniger unersättlich, aber tausend mal edler, ist der Ehrgeiz des katholischen Missionärs. Unter einer Menge anderer ist der Pater Horner einer jener Ehrgeizigen, denen nichts zu theuer ist, wenn es sich um neue Eroberungen für Christus handelt.

Nachdem er sich über den Zustand der seiner Sorgfalt anvertrauten Mission unterrichtet und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie durch seine Abwesenheit nichts zu leiden hätte, reiste er zu einer längern Expedition auf das Festland von Afrika ab. Gott war mit ihm, denn er reiste unter der Führung des Gehorsams. Den Reisebericht kann Niemand besser geben, als er selbst, weßhalb derselbe hier folgt, wie er ihn selbst an seinen General-Superior eingeschickt hat.

Zanzibar, den 7. Januar 1868.

Da Sie mir in Ihrem letzten Briefe anempfohlen, mehrere Punkte der Ostküste von Afrika zu besuchen, um

den zur Errichtung einer neuen Missionsstation günstigsten Platz kennen zu lernen, so habe ich mich beeilt, Ihrem Wunsche nachzukommen, und führte in den verflossenen Monaten September und October die mühsame, aber interessante Reise aus, von der ich Ihnen heute Bericht erstatte.

Seine Hoheit, der Sultan von Zanzibar, hatte von meinem Plane sprechen hören. Wie groß war nicht mein Erstaunen, als ich eines Tages den Besuch seines Admirals erhielt, welcher mir sagte: „Um Ihnen seine Freundschaft zu beweisen, stellt der König Ihnen zu Ihrer Reise seinen Dampfer zur Verfügung."

Nicht zufrieden mit dem Anerbieten freier Ueberfahrt, wollte der gute Sultan noch alle Kosten der Reise bestreiten. Dreimal ließ er mich benachrichtigen, ich hätte durchaus nichts mitzunehmen, als meine Kleider und Wäsche; sein Secretär habe den Auftrag, mich zu begleiten und im Namen des Sultans für alle Lebensbedürfnisse zu sorgen.

Es ist unnöthig zu sagen, daß ich eine königliche Behandlung genoß. Eine Ehrengarde von vierzig Soldaten mit einer Musikbande von sechs Portugiesen ward mir mitgegeben. Als Zeichen der Freudenbezeugung schoßen jene mit ihren Flinten, während wir beim Mahle saßen, das nach dem Befehle des Sultans stets glänzend war; die anderen spielten auf ihren Instrumenten europäische Musikstücke.

Die Musik, die Gewehrsalven, der majestätische Lauf des schönen königlichen Dampfers auf einem ruhigen, klaren Meer, der Anblick der Berge des Festlandes, die im Glanz der untergehenden Sonne vergoldet schienen, boten dem

katholischen Missionär, der auf Kosten eines Anhängers Muhameds reiste, ein entzückendes Schauspiel.

Vor der Abreise hatte man ungeheure Vorräthe jeder Art gesammelt. Jeden Morgen mußte ein Hammel in Gemeinschaft anderer Thiere sein Leben opfern, um den Reisenden zur Nahrung zu dienen. Der Koran wurde in den untersten Schiffsraum verwiesen; war ja das Magazin eines portugiesischen Kaufmanns durch den Einkauf von Wein und Liqueuren, womit wir in guter und gehöriger Form versehen werden mußten, beinahe geleert worden.

Kaffee und Syrup wurden des Tags zehn- oder zwölfmal servirt. Es war ein ungeheurer Ueberfluß an Allem, worunter ich, in meiner Eigenschaft als Missionär an Armuth und Einfachheit gewöhnt, sehr zu leiden hatte.

Ich erlaubte mir, darüber dem Secretär, welcher mein Freund ist, eine Bemerkung zu machen. Aber er erwiederte mir: „Es ist mir der Befehl gegeben worden, immer zwölf Platten Fleisch auf die Tafel zu bringen. Man kann deren mehr aufstellen, aber nicht weniger.“ Weil so der Wille des afrikanischen Cäsars lautete, so mußte man sich in Ehrfurcht beugen und mit der größten Demuth diese fürstlichen Ehren annehmen.

Am ersten Tag der Ueberfahrt gingen wir vor Anker an einer Sandbank, die buchstäblich mit Meervögeln bedeckt war, auf die wir nun auch Jagd machten. Eine große Zahl derselben wurde von unseren arabischen Soldaten geschossen.

Am folgenden Tag kamen wir nach Msisima, was so viel als Perle heißt. Dieser Ort besitzt einen Hafen, der nach der Schätzung unsers Kapitäns, eines geschickten eng-

lischen Seemanns, dreitausend Schiffe aufnehmen kann. Der Fluß Msisima ergießt sich in den genannten Hafen. Sein Name ist auf den geographischen Karten nicht verzeichnet, weil bis jetzt noch kein Europäer an dieses Gestade gekommen ist.

Der Schwager des Sultans, ehemals Statthalter von Kiloa, war daselbst, um die Arbeiten zu einem Palaste für Seine Hoheit zu leiten. Er holte uns an Bord ab und empfing uns unter einem Zelte, das eigens hiezu aus Segeltüchern gemacht worden. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen und nachdem der siedende Kaffee gereicht war, führte man uns große arabische Pferde vor, die nach europäischer Weise gesattelt waren und uns zur Verfügung gestellt wurden zu der Besichtigung der Gegend.

Unsere Ehrengarde folgte uns: die Musiker führten verschiedene Stücke auf, und die Soldaten, welche vor uns marschierten, trieben singend und schießend allerlei Possen.

Als unsere Pferde das Pulver rochen und meinten, es gehe in den Kampf, so begannen sie zu wiehern, zu tanzen, und machten mit uns auf dem sandigen Ufer Sprünge, die wir gerne entbehrt hätten. Aber was machen? Alles geschah mir zu Ehren, und ich mußte mich gutwillig fügen.

In Begleitung des Kapitäns besuchte ich zwei Ruinen alter persischer Moscheen;[1]) in einige Steine derselben sind recht treffliche Verzierungen eingehauen. — Auf unserm

---

[1]) Persische Ruinen, Inschriften und Münzen findet man auch zu Melinde. Die Einwohner sagen, die Gründer der Stadt seien von Schiras gekommen. (v. d. Decken II., S. 419.)

(Anm. d. Uebers.)

Wege trafen wir mehrere Bäume, die in Europa nicht bekannt sein dürften. Sie tragen halbfußlange Früchte, welchen die Araber Heilkraft zuschreiben. Wir versäumten nicht, einige zu pflücken; aber leider hat man sie verloren; ich hatte die Absicht, sie nach Frankreich zu schicken.

Als die Nacht anbrach, bestiegen wir wieder unsern Dampfer, und am folgenden Morgen früh schickten wir uns an, auf dem schönen Fluß Msisima landeinwärts zu fahren. Schaaren von Affen tanzten auf den Aesten der Bäume, welche diese Perle der Gewässer einfassen. Unsere wilden Soldaten tödteten oder verwundeten mit ihren Kugeln mehrere dieser possierlichen Thiere. Der Secretär des Sultans jedoch versuchte Flußpferde zu erschießen, die im Wasser, ganz nahe bei uns, in Banden von zwanzig und dreißig mit einander spielten. Nichts war leichter, als sie mit einer Kugel zu erreichen. Aber jedes mal, wenn unser tapferer Freund den Schuß loslassen wollte, so versagte ihm der Muth. Begreiflich, denn das Flußpferd ist, wenn es verwundet ist, fürchterlich. Es schwimmt mit Schnelligkeit nach der Schaluppe, wirft sie um, um sich zu rächen, und zerreißt mit seinen Zähnen alles, was es findet. Aus Vorsicht hatten wir zwei Schaluppen hinter uns mit Soldaten als Rettungsmannschaft; sie waren mit Säbeln und Flinten bewaffnet. Unsere Jagd war indeß erfolglos geblieben.

Nachmittags besuchte ich das Dorf Magagoni, wo sich ein See befindet, der von Flußpferden wimmelt. Der Häuptling des Ortes bereitete mir einen guten Empfang und gab mir einen Korb voll Eier zum Geschenk. Die Bevölkerung von Magagoni und Msisima ist, wie mir

scheint, weniger gut, als die von Bagamoyo. In jedem dieser Dörfer, wovon jedes acht- bis neunhundert Einwohner zählen mag, gibt es mehrere Banianen, deren Lebensweise so sonderbar ist, daß ich glaube, ein wenig mehr von ihnen sagen zu müssen.

Die Banianen sind götzendienerische Indier, die nach Zanzibar und an die vornehmsten Orte der Küste kommen, um Handel zu treiben. Sie kommen niemals mit ihren Familien; ihre Häuptlinge hindern sie daran, und so müssen sie wieder nach Hause zurückkehren. Jedes Jahr schicken sie zu gewissen Zeiten ihr gewonnenes Geld nach Katsch, in ihr Vaterland.

Der Baniane unterscheidet sich in allem von den anderen Völkerschaften Afrika's. Seine Farbe ist ein wenig gebräunt, sein Körper gut gewachsen, seine Gesichtszüge nähern sich der kaukasischen Rasse.

Er ist der Sklave der Gebräuche seines Heimathlandes. So ist jeder Baniane glatt rasirt, und trägt nur den Schnurr- und Backenbart; er läßt sich auch den Kopf rasiren und behält bloß auf dem Scheitel am Hinterkopf ein Haarbüschel. Ein Turban von dunkelrother Farbe, welcher vorn über der Stirne sich wie eine Tiara zuspitzt, bedeckt sein Haupt. Ein baumwollenes Stück Tuch, in das er vom Gürtel bis zu den Knieen den Leib einhüllt, dient gewöhnlich als alleiniges Kleid. Geht er in die Stadt, so bedeckt er sich mit einem Kaftan aus Perkalstoff.

Was die Nahrung anbelangt, so führt dies sonderbare Volk ein wahres Einsiedlerleben. Niemals ißt der Baniane Fleisch, Fisch, Eier oder irgend etwas, was Leben gehabt hat, sondern lebt ausschließlich von Mehl, Gemüsen

und Milchspeisen. Der Gebrauch von Löffeln, Schüsseln und Tellern ist ihnen verboten, daher sie mit den Fingern auf Baumblättern essen, welche sie nach jedem Mahl wegwerfen; denn die Blätter dürfen nur ein einziges mal gebraucht werden. Da der Gebrauch des Fleisches ihnen durch ihre Religion streng verboten ist, kann man sie mit einem Bein oder Stück Fleisch, welches sie Fäulniß nennen, leicht vertreiben. Beim Anblick dieser strengen Götzendiener, welche eher einen Kranken sterben lassen, als daß sie ihm Fleisch geben, erinnerte ich mich oft an jenes Wort des Evangeliums: Diese Leute werden eines Tages zu Gerichte sitzen über so viele Katholiken, die so weichlich gesinnt sind, wenn es sich um Fasten und Abstinenz handelt. Nach ihrer Religion sind die Banianen verpflichtet, ihre Speisen selbst zu bereiten. Sie lassen die Butter zu ihrem eigenen Gebrauch aus ihrer Heimath Katsch sich zuschicken. Den zu ihrer Nahrung bestimmten Reis und Weizen zerreiben sie selbst, Körnlein um Körnlein. Jeder, der nicht zu ihrer Religion gehört, wird als unrein angesehen. Wenn daher ein einfacher Sterblicher an die Speise eines Banianen zu rühren sich erlaubte, so würde dieser letztere eher vorziehen zu sterben, als davon zu essen.

Diese armen Indier trinken kein anderes Wasser, als das, welches sie aus dem Brunnen ihres Hauses bekommen, oder selbst an der Quelle schöpfen. In ihrer Kleidung und all' ihren Sachen sind sie im Allgemeinen sehr schmutzig. Da sie in ihrem Hause die Bedürfnisse der Natur nicht befriedigen können, gehen sie zu diesem Zwecke in die Straßen der Stadt oder vorzugsweise an das Ufer des Meeres.

Die Kuh ist ihnen ein heiliges Wesen. Deßhalb sieht man sie auch aus religiösen Grundsätzen das Gesicht mit dem Harn dieses Thieres waschen oder vielmehr beschmieren. Da sie an die Seelenwanderung glauben, bilden sie sich ein, daß die Seelen der Verstorbenen in den Leibern der Kühe ihre Wohnung aufschlagen. Daher machen sie am Tage nach einer Beerdigung große Ausgaben, um mit Manioc, Bataten, Mtama und Mais alle Kühe zu füttern, welche sie zusammenbekommen können, damit die Seelen der Verstorbenen, welche darin wohnen, nicht verhungern müssen. Ich habe mehr als hundert mal diesen absurden Aberglauben ausüben sehen, und Sie glauben nicht, wie sehr mich das angegriffen hat.

Die Banianen sind, menschlich gesprochen, sehr unglücklich. Ihr Kaufladen ist für sie die ganze Welt. Sie haben keine Familienbande, keine Zerstreuung, keine Freundschaft. Trotz ihres ungeheuren Reichthums sind sie von jederman verachtet; da gibt es keinen Schimpf und keine Beleidigung, die sie nicht tragen müssen. Sie sind so schüchtern, daß sie sich niemals zu beklagen wagen über jene schlechten Späße und auch Grobheiten, die man ihnen zufügt.

Den Juden ähnlich wegen der Verachtung, die auf ihnen liegt, gleichen sie ihnen auch in Bezug auf den Handel. Der Baniane bringt den Tag mit Handeln zu, den Abend mit Einsehen seiner Bücher, und die Nacht beginnt er sehr spät, um auf einer elenden Matte vor der Thüre seines Waarenlagers zu schlafen. Er bezahlt eigens die Nachtwache, damit sie ihn von Stund' zu Stund' aufwecke, in der Furcht, Diebe könnten ihm seine Schätze

holen. Diese Nachtwächterübungen sind für die Nachbarn nicht sehr angenehm, da sie durch die Gewehrkolbenstöße der Soldaten an die Thüren der Banianen im Schlafe gestört werden.

Ihre Kaufläden sind abscheulich schmutzig, ausgenommen während einiger Feste, wo sie glänzende Beleuchtungen veranstalten und mit christlichen und heidnischen Bildern ihre Häuser schmücken. Man sieht oft mit Schmerz die Bilder von Thieren, die sie als Götter ansehen, mitten unter Tafeln von der allerseligsten Jungfrau, von Heiligen, von Kriegern, oder Photographien blutiger Schlachten, alles in einem Durcheinander, das klar zeigt, wie tief dies Volk gesunken sei. Außer den Festtagen braucht es wirklich Muth, in den Laden eines Banianen einzutreten. Ein Geruch von gegohrener Milch und ranziger Butter nimmt dem Besucher den Athem; denn in diesen Butiken ist nur eine kleine Thüre, jedoch kein einziges Fenster, um frischer Luft Zutritt zu verschaffen. Nichts ist elender, als so ein Haus, trotz der großen Menge von Elfenbein und Copal-Gummi, womit sie vollgepfropft sind, und was die reichsten Handelsartikel in diesen Gegenden sind.

Der Glaube an die Seelenwanderung pflanzt sich bei den Banianen durch zwei andere Gebräuche fort, deren Erwähnung dieses Volk vollends kennzeichnet. Erstlich, die Verbrennung der Todten. Man treibt große Nägel durch den Schädel des Verstorbenen, um ein Auseinanderplatzen desselben zu verhindern; dann legt man die Leiche auf das Ufer, und jeder Baniane bringt ein ungeheures Stück Holz herbei zur Errichtung des Scheiterhaufens. Während der Leichnam verbraunt wird, fragen die Banianen

einander, in welche Kuh die Seele des Verstorbenen sich wohl zurückgezogen habe. Hierüber werden sie selten einig; um aber den Streit zu beendigen, werfen sie die Asche des Verbrannten in den Wind.

Der zweite Gebrauch besteht darin, nicht bloß das Rindviehgeschlecht, sondern alle Thiere überhaupt durch einen besondern Cult zu verehren. Es gibt kein so bösartiges Reptil oder lästiges Insekt, das nicht auf die Nachsicht der Banianen rechnen könnte. Als ich eines Tages in den Laden eines Banianen eingetreten war, wollte ich eine Wanze zertreten. Der Unglückliche sprang auf mich zu, um mich daran zu hindern, und sprach: „Ach, thu' das nicht; vielleicht ist die Seele meines Vaters oder meiner Mutter darin!"

Man möchte wünschen, daß die Banianen diese Liebe, welche sie den Thieren erzeigen, gegen die kranken und elenden Schwarzen, von denen es in den morgenländischen Städten wimmelt, ausüben würden. Da liegen nämlich Hunderte von Aussätzigen auf den Straßen, oder schleppen sich auf den Ellbogen fort, weil der Aussatz ihnen den Gebrauch der Beine unmöglich macht. Der Baniane sieht sie, ohne darauf zu achten, während er, wenn eine Kuh vorübergeht, schnell ihr etwas zu fressen gibt. O welche Verirrung des menschlichen Geistes! Wie schmerzlich, daß der Teufel den Menschen so tief entwürdigen konnte, daß er von seinen eigenen Brüdern bis unter das Thier herabgesetzt wird! Religion meines Gottes, sei gepriesen, du allein flößest Mitleid gegen das Unglück ein!

Achtes Kapitel.

Die Reise nach Msisima und Magagoni hatte den Zweck gehabt, diesen Theil des Festlandes kennen zu lernen, um für Errichtung einer Missionsstation einen günstigen Ort zu finden. Der Erfolg war gleich Null, jedoch war der Zweck erreicht, und die Expedition kehrte nach Zanzibar zurück.

„Die Musik des Fürsten," erzählt der Missionär, „empfing uns beim Aussteigen, und der Sultan selbst bereitete mir den gnädigsten Empfang. Auf meinen Dank für seine Güte erwiederte er: „Ich habe nur meiner Pflicht genügt gegenüber der katholischen Mission, welche meinen Staaten so viele gute Dienste erweist. Ich bin glücklich, die Gelegenheit gefunden zu haben, Ihnen angenehm zu sein."

Möge ihm der liebe Gott als Lohn für so viel Wohlwollen den wahren Glauben verleihen!

Obwohl die fürstliche Reise des Pater Horner nur kurze Zeit gedauert hatte, so hatte sie doch im Lande einen mächtigen Eindruck gemacht, der der Mission sehr zu gut kam. Bei dieser Gelegenheit sagte der französische Consul:

„Die Mission von Zanzibar ist nach sechsjährigem Bestande weiter gekommen, als die Missionen der Levante in einem Jahrhundert."

Um diese glückliche Stimmung zu benützen, so machte sich Pater Horner schon am Tage nach seiner Rückkehr nach Zanzibar wieder auf die Reise. Wie das erste mal, war es wieder sein Zweck, auf der Küste einen Ort zu bestimmen, der das Zelt der ersten Missionäre definitiv bekommen sollte.

Da er gefunden hatte, daß die königliche Fahrt wenig evangelisch sei und zu viel Zeit raube, so „habe ich mich entschlossen," erzählt der Pater, „mit einem „Buter"[1]) zu reisen, als Missionär und armer Jünger eines Gottes, der selber aus Liebe zu uns arm werden wollte. Anfänglich verlangte man fünfzig Franken für den Tag, ein unverschämter und meine Mittel weit übersteigender Preis. Die Freundschaft des Sekretärs des Sultans, der überall meine Höflichkeit rühmte, sowie die Dazwischenkunft des Militärhäuptlings der Küste, hoben die Schwierigkeiten, und ich erlangte endlich einen „Buter" um fünf Franken für den Tag, darin inbegriffen die Nahrung der Schiffsmannschaft.

Bruder Marzellin wurde zu seiner großen Befriedigung als mein Begleiter bestimmt, weil man wegen meiner Gesundheit nicht unbesorgt war. Da der Bruder seit Langem

---

[1]) Buter ist ein arabisches Schiff, zehn Meter lang und drei Meter breit. Der mittlere Theil desselben ist mit einem Dach von Cocosblättern überdeckt; der Segel des kleinen Schiffes ist dreieckig.

vor Begierde braunte, das Festland zu besuchen, so waren unsere Vorbereitungen bald besorgt. Wir reisten also am zweiten September Morgens zehn Uhr von Zanzibar ab, und um fünf Uhr Abends, nach einer glücklichen Fahrt, legten wir im Hafen von Bagamoyo Anker.

Noch ermüdet von der vorigen Reise her, war ich auf dem Buter eingeschlafen, an einem Orte, wo ein Loch im Segel die Sonne durchließ, so daß ich den Sonnenstich bekam. Es lief noch gut damit ab, daß ich im Gesichte alle Haut verlor und während der ganzen Reise, ja noch einen Monat nachher, ein Fieberschütteln hatte. Da ich niemals den geringsten Fieberanfall gehabt hatte, so schrieb ich mein Uebel einem einfachen Magenleiden zu. Ich nahm nun zu einem Mittel Zuflucht, das jedem weniger Kräftigen als ich bin, das Leben gekostet hätte. Von einem unlöschbaren Durste gequält, ließ ich mir ein Liter geronnene Milch geben, was man in jenem Lande „Minde" nennt. Nachdem ich dieselbe getrunken hatte, aß ich Orangen und trank noch Wasser in Menge. Alle diese Flüssigkeiten verursachten eine starke Reaktion, die mich wenigstens für den Augenblick von der Galle befreite, die meinen Leib erhitzt hatte. Einerseits des Fiebers los, bekam ich nun Gliederreißen, das mich beim Reiten sehr belästigte. Um so weit als möglich in das Innere des Landes einzudringen, hatten wir nämlich zwei Esel als Reitthiere mitgenommen.

Am Tage nach unserer Ankunft besuchten wir das Dorf, das nahe bei Bagamoyo an einem früher öden Ort in Folge der Auswanderungen der Völker des Innern ent-

standen ist. Sobald uns diese armen Schwarzen, die noch nie Weiße gesehen hatten, erblickten, so nahmen sie, so schnell als ihre Füße sie tragen konnten, Reißaus. Nur nach und nach beruhigten sich diese Wilden. Ich sage Wilde; denn wir sahen da Mädchen von siebzehn Jahren ohne alle Kleidung und jeden Gedanken von Schamhaftigkeit, was weder in Zanzibar noch in Bagamoyo vorkommt.

Ein anderes Schauspiel zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Nicht weit von uns bemerkte ich eine arme Frau, die an der Hand eine gräßliche Wunde voll Würmer hatte; denn diese Insekten vermehren sich unter der Aequatorsonne sehr schnell. Als ich in das Dorf hineinkam, näherte ich mich der Unglücklichen, die sich eiligst in ihre Strohhütte flüchtete und sorgfältig die Thüre verrammelte. Ich rief ihr von außen: „Armes Weib, komm' in das Haus, wo ich wohne, und ich werde deine Wunde heilen.“ „O nein,“ erwiederte sie; „ich fürchte mich, denn die Weißen fressen die Leute.“ Es brauchte zwei Tage, um sie, sowie die übrigen Einwohner des Dorfes, vom Gegentheil zu überzeugen. Nach längerm Zögern kam sie endlich in den Hof der Indigofabrik eines Indiers, wo wir wohnten. Um sie zu beruhigen, — denn mehrere male war sie, schon vor der Thüre angekommen, wieder fortgerannt, — schickte ich ihr Musa entgegen, eine merkwürdige Persönlichkeit, von welcher ich sogleich näheres angeben werde. Endlich näherte sie sich, und ich befahl Musa, die Wunde zu reinigen und eine gute Dosis Kampher darauf zu bringen, um die Würmer zu tödten. Da Musa gegen die Menschen eben so zärtlich ist wie gegen

die Pferde, so riß er dem Weibe Stücke Fleisch weg, daß sie in Ohnmacht fiel. Nach acht Tagen war aber die häßliche Wunde beinahe geheilt, und als wir abreisten, kam das Weib weinend zu mir und sagte: „Du gehst fort, und meine Wunde ist noch nicht ganz heil. Wenn sie aber heil sein wird, gehe ich nach Zanzibar und bringe dir eine Henne." Von dieser Einfalt und Dankbarkeit gerührt, sagte ich zu ihr: „Armes Weib, wir arbeiten nicht um Geld; wir pflegen die Kranken aus Liebe zu Gott." Bei diesen Worten faltete sie die Hände, erhob die Augen zum Himmel und rief: „Ach, du thust das für „Mongu" (Gott); die Araber thun das nicht." Sie entfernte sich, jeden Augenblick den Kopf zurückwerfend und zum Himmel hinaufblickend, während sie zu allen Personen, denen sie begegnete, sagte: „Seht, diese Weißen heilen nicht um Geld oder Hennen, sondern einzig und allein aus Liebe zu Mongu."

Arme Leute! Bis dahin hatten sie selbst nicht den Gedanken daran, was christliche Liebe vermag. Daher waren sie außer sich über die Güte der Weißen, und sie sahen uns mit aufrichtigem Bedauern scheiden. Ich habe also auf's Neue den Beweis geliefert, daß man durch Heilung der körperlichen Wunden unserer Afrikaner in kurzer Zeit dahin gelangt, die tausend mal häßlicheren Wunden ihrer Seele zu heilen.

Um nicht zu weitläufig zu werden, so übergehe ich andere nicht weniger bezeichnende Thatsachen, um in einigen Worten das Porträt Musa's, meines edlen Reisegefährten, zu entwerfen.

Musa ist ein Araber und der Commissionär der Mission, welcher er durch seine Hingebung große Dienste leistet. Niemals wegen etwas in Verlegenheit, ist dieser Mensch besonders auf Reisen kostbar, um so mehr, als er einige Sprachen versteht; er hat noch dazu einen leichten Hang zur Aufschneiderei. Muselman der Form nach, macht er sich nichts daraus, zu sagen, Muhamed habe gelogen, denn Gott könne so gute Dinge wie Wein und Schweinefleisch nicht verbieten; übrigens sei Muhamed auf frischer That erwischt worden, weil er ja fünfzehn Frauen gehabt habe, während Gott nur deren vier zu haben erlaubt habe.

Von Abkunft ein Angasier (Comoreer), stammt Musa, wie seine Landsleute, von den alten Ureinwohnern von Comoro, die sich mit den von Schiras gekommenen Colonisten vermischt haben. Comoro ist eine vulkanische, felsige Insel im indischen Ocean.

Ich entferne mich nicht von meinem Gegenstande, wenn ich von den Bewohnern Comoro's rede, um so mehr, als dieses sonderbare Volk, obwohl sehr verbreitet, in Europa wenig bekannt ist. Von Singapur bis zum Cap der guten Hoffnung wird man schwerlich einen Uferplatz finden, wo nicht ein Comoreer zu treffen wäre. Diese stolzen Felsenbewohner sind alle geschickte Fischer und kühne Matrosen. Aus einem armen Lande herkommend, finden sie überall Existenzmittel.

Die Comoreer sind im Allgemeinen Rabulisten, Unruhstifer, Lügner und von zweifelhafter Ehrlichkeit. Indessen ist das Familiengefühl bei ihnen etwas stärker entwickelt, als bei den Arabern und Suahelis. Sie ertragen auch

bewunderungswürdig das Elend und übertreffen die benachbarten Völker durch ihre Liebe zur Arbeit.

Man kann die Comoreer in Bezug auf ihre Gesichtszüge und Hautfarbe mit Bestimmtheit keiner Rasse beizählen. Es geschieht oft, daß unter den Kindern derselben Familie das eine das reine Profil der arabischen Rasse und dabei schwarze Farbe hat, während das andere alle Züge eines Negers und eine fast weiße Farbe hat. Daraus ist ersichtlich, wie viele Rassen auf den Comoren-Inseln vermischt wurden.

Die Weiber der Comoreer, als Muselmaninnen betrachtet, sind sehr geordnet. Sie leben ganz zurückgezogen, und führen die Lebensweise der Frauen des Morgenlandes. Ihre Farbe ist schwarz oder kupferbraun. Ihr Kostüm ist ganz sonderbar und weit entfernt, gefällig zu sein; sie tragen sehr weite weiße Beinkleider, welche ihnen bis auf die Knöchel reichen, wo sie mit einer Litze geschnürt werden. Ihre Schultern sind mit einer Weste ohne Aermel bedeckt, von rothem oder grünem Stoff, mit Fransen und Schnüren verziert, und vorne endigt dies Kleid in zwei Spitzen, an denen Troddeln hängen. Ihr Kopfputz gibt ihrem im Allgemeinen breiten und pausbackigen Gesicht einen wunderlichen Ausdruck; er besteht nämlich aus einer auf dem nackten Kopfe sitzenden Mütze von gestoppter Seide; denn die Weiber lassen sich wie die Männer alle Freitage, als dem Sonntage der Muhamedaner, den Kopf rasiren.

Diese Weiber haben erschreckliche Zähne, verbrannt durch Kalk und Betel, wovon sie Morgens und Abends eine Mischung kauen. Ihre Lippen sind mit rother Farbe beschmiert; Augenbrauen und Wimpern sind dunkelblau;

die Nägel roth mit Alcanna (was man im Lande Mindi nennt) bemalt.

Die Kleidung der Männer ist die der Araber, deren Religion sie auch bekennen. — Das ist das Volk, dem Musa angehört. Wenn er einige der Fehler seiner Rasse hat, so besitzt er auch von den guten Eigenschaften derselben. Wir werden das in dem Bericht der Reise noch sehen.

Neuntes Kapitel.

Ich komme nach Bagamoyo zurück. An diesem Küstenpunkte, der mir zur Errichtung einer Mission sehr geeignet erscheint, befinden sich etwa zwanzig recht hübsche Häuser, welche von Indiern hierher gebaut wurden in der Absicht, mit den Völkerschaften des Binnenlandes Handel zu treiben.

Die Indier, von welchen ich spreche, sind fast lauter Muhamedaner und beschäftigen sich nicht mit Proselytenmacherei. Sie theilen sich in Codscha und Bora, Sekten, die im Grunde wenig von einander verschieden sind. Ein guter Theil des Handels ist in ihren Händen.

Die Kleidung dieser Asiaten ist von der der Europäer so verschieden, daß es sich lohnt, dieselbe kennen zu lernen. So ist es auch mit ihren Sitten.

Was die Männer betrifft, so tragen sie Beinkleider, einen Kaftan von Perkal, einen weißen oder farbigen Turban, den sie um eine mit kleinen, bunten Bändern behangene Mütze winden, und eine Schärpe, welche sie um ihre Schultern werfen, wenn sie ausgehen. Obwohl einige die lange, weiße Tunica der Araber angenommen haben, so tragen sie doch immer ihre National-Kopfbedeckung.

Die Codscha-Frauen tragen das enge Beinkleid und den farbigen Rock, wie die Araberinnen; die Bora-Frauen haben ihre ursprüngliche indische Mode beibehalten. Daher kleiden sich diese mit dem Musselin-Kamisol, Rock und Shawl. Die Weiber beider Sekten, mit Ausnahme der reichen Kaufmannsfrauen, verschleiern sich nicht wie die Araberinnen.

Ganz verschieden von letzteren, welche überall vor den Fremden fliehen, scheuen sich die Indierinnen nicht, öffentlich zu erscheinen. Dennoch bleiben sie gewöhnlich in ihren Kaufläden und beschäftigen sich mit dem Handel. Sie haben einen unwiderstehlichen Hang nach dem Gebrauch von Geschmeiden, und wenn es die Mittel erlauben, so beladen sie sich mit Ohrenringen, Halsschnüren und Fingerringen bis zum Uebermaß. Alle Finger und alle Zehen sind mit diesen Luxusgegenständen belastet. Was aber den neu angekommenen Europäer am meisten in Staunen versetzt, das ist ein enormes Vorlegschloß aus Gold, welches sie an ihr linkes Nasenloch hängen. Diese Frauen leben, obwohl sie Muselmaninnen sind, doch nur in einfacher Ehe und haben im Allgemeinen eine tadellose Aufführung.

Der Kramladen des Indiers ist sein Vaterland; ein anderes kennt er nicht. Da bringt er in Mitte seiner Familie und seiner Waaren das ganze Leben zu. Um eine Beschreibung vom indischen Laden zu machen, müßte man eigentlich alle Handelsausdrücke erschöpfen; denn da findet man in der That gar Alles. Beim Eingang in diese kleine Welt sieht man Körbe, Büchsen und Säcke mit den entgegengesetztesten Artikeln. Im Hintergrund des

Ladens treten einige Fächer mit Baumwollenzeug hervor; daneben bemerkt man Spezereien, Mineralien, Medizinen, Getreidekörner jeder Sorte, Glaswaaren, Geschirre, und alles in unbeschreiblichem Durcheinander. Da, weiter unten, steht Rosenessenz neben Theer, dann Thee neben Schwefel und Seife. Beim armen Krämer findet man diese reiche Auswahl von Handelsartikeln nicht; man trifft bei ihm aber doch einen Verlag, womit eine zahlreiche Familie leben kann. Er besteht aus einem Korb voll Reis, einem Sack voll Mtama, einem Sack mit Salz und einigen Gewürzen zum Carik.

Man fragt sich, wie diese armen Leute mit so wenig leben können, um so mehr, als ihre beengte Lage durch Vorurtheile, welche ihnen jede knechtliche Arbeit verbieten, noch mehr beeinträchtigt wird. Zum Beispiel, wenn eine indische Frau am Brunnen Wasser schöpfte oder Holz in's Feuer legte, so würde sie sich für entehrt halten. Ungeachtet ihrer kleinen Einnahmen, können sie nicht ohne Sklaven bestehen.

Um dies seltsame Leben unserer Indier zu begreifen, muß man wissen, daß man in den armen Familien wöchentlich nur einmal kocht. Um die gekochten Speisen zu erhalten, versieht man sie mit einer ungewöhnlichen Menge Pfeffer und Gewürz; ein Topf voll Reis und einige Kuchen reichen auf diese Weise für eine Woche. Eine Hand voll von diesem kalten Reis und einige Stückchen von diesen Kuchen machen oft das ganze Mahl einer Familie aus.

An ihren Festtagen treten die Indier zusammen, um ein gemeinschaftliches Essen zu veranstalten in einem hiezu eigens bestimmten Hause. Es versteht sich von selbst, daß

sie, um Appetit zu bekommen, drei Tage voraus fasten. An diese Eigenthümlichkeit muß man sich wohl erinnern, bevor man Indier zum Mittagessen einladet. Ein europäischer Kaufmann in Zanzibar, der eines schönen Tages alle Indier, mit denen er in Handelsverkehr stand, zu einem öffentlichen, ihnen zu Ehren veranstalteten Mahle eingeladen hatte, wußte nicht mehr, wie er sie sättigen könnte. Aber einer der Indier, der seine Verlegenheit bemerkte und offenherziger war, als die übrigen, sagte zu ihm: „Mein Herr, Sie haben sich geirrt. Sie haben nur für einen Tag Speise bereiten lassen; bei uns ist es Sitte, für sechs Tage Speise richten zu lassen, da wir nemlich die drei Tage vor dem großen Mahle nicht essen, beim Mahle aber sogleich für die folgenden drei Tage auch essen."

Unsere Indier lassen die Vielweiberei, obgleich sie Muselmanen sind, nicht zu. Ehescheidung ist bei ihnen sehr selten. Um ihre Kinder vor Verführung zu schützen, verheirathen sie dieselben sehr jung. Die Anzahl der Geburten ist bei ihnen, Dank der einfachen Ehe, fünf mal größer als bei anderen Völkern in Afrika, besonders bei den Arabern.[1])

---

[1]) Der unheilvolle Einfluß der Vielweiberei auf das Wachsthum der Bevölkerung wird von allen Reisenden bestätigt. Die Monogamie ist ein Gesetz Gottes, das niemand ungestraft verletzt. Diese Verminderung der Familie führt zum Sklavenhandel, sowohl um dadurch Arbeiter, als auch Frauen für die Harems zu bekommen. Daher verkauft man auf den Sklavenmärkten die Mädchen theurer, als die Knaben. Traité orientale p. 39, 275 ꝛc.

Nachdem ich nun von den ersten Völkern, die ich auf dem Festlande getroffen, Mittheilung gemacht habe, so setze ich die Beschreibung meiner Reise fort. Gegen Mitte September reisten wir von Bagamoyo ab und gingen nach Kingani, einem Dorf am Flusse gleichen Namens. Die Einwohner leben von Fischerei und von der Salzbereitung aus Meerwasser. Die Art und Weise, das Salz zu gewinnen, ist noch sehr einfach. In gewissen Zwischenräumen graben sie in den Lagunen Löcher, welche die salzigen Theile des stehenden Wassers aufnehmen. Dann bringen sie den Inhalt derselben in eine Art von Seihern aus gebrannter Erde. Das davon abfließende Wasser wird in einem Gefässe gesammelt, in welchem man es siedet. Hierauf werden die fest gewordenen Theilchen an der Sonne getrocknet. Ich habe die weiße Farbe dieses Salzes, welches fein ist wie der Sand, bewundert. Diese Fabrikanten verkaufen es gegen gleiches Gewicht von Fruchtkörnern an die Völkerschaften des Innern, wo nur zwei Salzmärkte sind. Noch in unserer Zeit ist das Salz für die Abyssinier und viele andere Völker Afrika's ein Luxusgegenstand. Daher ißt in Afrika nicht jeder, der gern wollte, Salz. Statt zu sagen, daß jemand sehr reich ist, sagt man nur, er esse Salz. Gewisse Völker im Innern verschaffen sich diese kostbare Würze auf folgende Weise: Wenn die Karawanen kein Salz bringen, schneidet man die hohen Kräuter der Sümpfe ab, verbrennt sie und sammelt die Asche, welche man mit Sorgfalt wäscht; das Wasser, welches dazu gedient, wird durch ein leinenes Tuch durchgelassen und dann einen Tag lang gekocht, wodurch man endlich einige Körnlein Salz gewinnt.

Gekommen, um den Kinganifluß kennen zu lernen, zogen wir gemächlich in diesen Lagunen weiter, als plötzlich unsere Esel bis an den Bauch im Kothe einsanken und uns in den Schlamm hinsetzten, der uns als fester Boden erschienen war. Nachdem wir sehr unfreiwilliger Weise unser Bild im Kothe abgedrückt hatten, war unsere erste Sorge, Bart und Haare von dem klebrigen Schlamme zu befreien, was nicht so leicht von Statten ging. Es war ohne Zweifel zum Lachen, uns in diesem Zustande zu sehen; dagegen war es weniger erbaulich für die Esel, die sich nicht mehr rühren konnten.

Mit aller Gewalt nahmen wir den einen um den andern an der empfindlichsten Stelle, nämlich am Schweif, und zogen aus Leibeskräften, um das Steuerruder frei zu machen. Unsere vereinten Bemühungen triumphirten endlich über alle Hindernisse, und wir konnten unsere Reise auf einem Wege fortsetzen, der uns durch einen schönen Wald führte.

Dieser Wald hat die Annehmlichkeit, Löwen, Tigern, Wildschweinen und Millionen von Perlhühnern zum Aufenthalt zu dienen. Wir drangen in denselben ein, und ich muß sagen, nicht ganz ohne Furcht; aber nichtsdestoweniger waren wir überzeugt, daß derjenige, für welchen wir die Reise unternahmen, uns vor allem Unglück schützen werde. Unsere Hoffnung wurde nicht getäuscht. Die Löwen und Tiger blieben in ihren Schlupfwinkeln und wir gelangten mit heiler Haut an dem Ufer des Kingani an. Nicht weit von diesem schönen Fluß sanken unsere Esel wieder in den Schlamm ein. Dies neue Abenteuer nöthigte uns, den Rückzug anzutreten, ohne daß wir anderes hätten

besuchen können, als einige Strecken Landes, die nichts Merkwürdiges boten.

Da die Sonne am Horizont hinunterstieg, beeilten wir uns, eine Hütte aufzuschlagen, um uns, sowie die Lastthiere in Sicherheit zu bringen. Während der Nacht erhielten wir den Besuch von einer Bande Flußpferde, die vor der offenen Thüre unseres Schlafgemaches vorüberpassierten, wobei sie dermaßen schnaubten, daß jeder, der die Gewohnheiten dieser Thiere nicht kennt, in Entsetzen gerathen wäre. Außerhalb des Wassers sind diese Thiere ungefährlich. Am Tage leben sie in den Flüssen, und des Nachts besuchen sie das umliegende Ufer, um im Gras zu weiden oder den grünen Reis zu fressen.

Zehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen reisten wir ab, um mehr landeinwärts zu gehen. Unser Zweck war, eine große Excursion in das Land der Wasaramo zu machen. Wir machten uns also auf den Weg, nämlich Bruder Marcellin, Musa und ich, in Begleitung von zwei Beludschen-Soldaten, die im Punkt der Bravour nicht gerade mit den französischen Zuaven sich messen können, wie wir sogleich sehen werden. Im Interesse unserer Mitbrüder, die nach uns kommen werden, nur ein Wort über diese Persönlichkeiten.

Ursprünglich stammen sie aus dem Lande Mekran, und zwar aus der Gegend von Guadel (in Beludschistan). Obwohl diese Soldaten meistens in Oman geboren sind, haben sie dennoch den Namen Beludschen beibehalten. Ehemals sind ihre Großväter, um dem Hungertod zu entfliehen, nach Mascat gezogen. Hier trieben sie das Geschäft von Lastträgern, Dattelnlesern, Dieben und Bettlern, bis der Großvater des jetzigen Sultans ihnen eine Flinte in die Hände gab und sie zur Schande seiner unbotmäßigen Unterthanen zu Askari (Soldaten) machte. Die Niederträchtigkeit ihres Charakters und ihr Hang zum

Betteln sind noch heute die hervorragendsten Eigenschaften dieser famosen Soldaten. Fügen wir bloß noch bei, daß sie Lärmmacher, Polterer und Hasenfüße im höchsten Grade sind. Als Sklaven ihres Bauches waren unsere zwei Kriegsleute nie zufrieden mit der Nahrung, die wir ihnen gaben; gleichwohl sind sie nichts weniger als an gute Küche gewöhnt.

Ihr Sold ist zwölf Franken im Monat, womit sie sich kleiden und nähren müssen. Man liefert ihnen das Gewehr und Pulver dazu, das übrige kommt auf ihre Kosten. Daher sähe man sie, ich wiederhole es, eher für wohlbestallte Bettler, als für Soldaten an. Dennoch lieben sie den activen Dienst, weil sie im Felde das Recht haben, zu rauben und zu tödten.

Die Beludschen werden von einem Dschemadar commandirt, einem Offizier, der, obwohl er niemals schreiben oder rechnen gelernt hat, doch so viel davon versteht, um sein Regiment mit der Zuversicht auf Straflosigkeit zu bestehlen. Dieser Commandant vertheilt die militärischen Grade und bringt die Zeit damit zu, mit seinen Untergebenen, die ihm vorwerfen, daß er ihnen das Geld abstehle, zu streiten. Die jüngeren Soldaten schlagen einander und verbrennen das Pulver, während die Graubärte von der Größe und dem Glücksstand des alten Beludschenthums erzählen. Nach all dem ist leicht einzusehen, daß die zwei Soldaten für uns mehr eine Verlegenheit als ein Schutz waren.

Seit frühem Morgen wanderten wir durch eine weite Ebene von der üppigsten Vegetation. Das Gras hatte immerhin eine Höhe von drei Metern. Selbst auf unseren

Eseln sitzend verschwanden wir vollständig und konnten uns keine Rechenschaft über die Ausdehnung der Ebene geben. Um einen weitern Umblick zu gewinnen, bestiegen wir Bäume, und von da aus war es uns möglich, nach Muße die Ausgedehntheit und Fruchtbarkeit dieser von der afrikanischen Wildheit brach gelassenen weiten Strecken zu bewundern.

So lange wir im ebenen Felde daherzogen, zeigten unsere Beludschen ziemliche Beherztheit, denn da gab es keine Gefahr. Aber als es in die Nähe der Dörfer der Wasaramo ging, die für ziemlich bösartig gelten, war es nicht mehr möglich, sie vorwärts zu bringen.

Als wir das Dorf Dunda, wo eine große Niederlage von Reis und anderen Nahrungsmitteln sich befindet, vor Augen hatten, da erklärten unsere Tapferen, daß sie keinen Schritt mehr vorwärts thäten. Ich meiner Seits erklärte ihnen, daß ich darauf bestehe, das berühmte Dorf zu sehen, und daß man um jeden Preis vorwärts müsse. Darauf wollten sie mich selber abschrecken, indem sie mir allerlei Historien vorsangen. „Die Wasaramo," sagten sie, „werden sich unserer bemächtigen, werden uns die Hände auf den Rücken binden, werden uns zu Gefangenen erklären und ein großes Lösegeld verlangen, ja werden uns vielleicht tödten, wie sie's so vielen anderen machten."

Weil ich ihre Besorgnisse kindisch fand, sagte ich ihnen, daß ich nicht wüßte, was Furcht sei, worauf ich mit Bruder Marcellin, der diesen Großmäulern Muth einzuflößen versuchte, den Weg fortsetzte. Unser Beispiel und unsere Worte waren für sie wie eine klingende Schelle; plötzlich waren die Rollen umgekehrt. Anstatt vor uns

herzugehen, hielten diese Tapferen sich im Nachtrab; und als sie sahen, daß wir immer weiter gingen, setzten sie sich auf die Erde nieder und ließen uns die Reise ruhig weiter fortsetzen.

Ich gestehe, wenn ich nicht den Talar getragen hätte, so würde ich mich des Mittels gewisser Reisenden bedient haben, die den Stock anzuwenden sich nicht scheuten.

Da wir nicht bewaffnet waren und die Wege nicht kannten, so waren wir genöthigt, umzukehren und im nächsten Dorfe einzukehren. Dieses Dorf heißt Bomani, was in der Sprache des Landes Pfahlwerk oder Festung heißt.

In der That ist Bomani ein vor Alters befestigt gewesener Ort, der vor zehn Jahren zum größten Theil von den Wasaramo verbrannt wurde. Weil wir den ganzen Vormittag in dem langen, nassen Grase geritten, so waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Unsere erste Sorge war daher, die Wäsche zu wechseln; denn in den Tropenländern feuchte Wäsche tragen, heißt sich das Fieber auf den Hals ziehen. Aber kaum hatten wir gewechselt, als ein Gewitter ausbrach, von einem jener Platzregen begleitet, die man nur in den dem Aequator naheliegenden Gegenden zu sehen bekommt. Wir flüchteten uns in die Hütte eines Schwarzen. Die zu schwache Decke derselben biegt sich unter dem Regenstrom und das Wasser dringt fluthend ein; und überdies erhält die Hütte, welche am Fuße eines Hügels liegt, noch das Wasser, das den Abhang herunterfließt. Bald sind zwei Fuß Wasser in dem Innern, und wir müssen auslogiren. In einem Augenblick war jeder Faden der trockenen Wäsche wieder naß. Wir hatten

zwar zur Vorsorge Kleider zum Wechseln mitgenommen; aber leider waren sie jetzt umsonst.

Um wieder nach Kingani zurückzukommen, mußten wir auf's Neue durch das lange, feuchte Gras, und wurden nun wie am Morgen wieder vollständig durchnäßt. So behielten wir nun einen vollen Tag unsere nassen Kleider auf dem Leibe. Unsere Soldaten wendeten ein Mittel an, das uns keineswegs thunlich erschien; sie marschirten nämlich nackt, und trugen die Kleider unter dem Arme.

Dieser Tag brachte mir eine Erneuerung des Fiebers und Rheumatismus, was mich zu zweitägiger Ruhe nöthigte. Ich verlor jedoch die Zeit nicht; denn ich zog nun Erkundigungen ein über die Wasaramo, das erste Volk, welches aus unserm Munde die Worte des Lebens empfangen wird. Aus diesem Grunde will ich Weiteres von diesem energischen Volke, das sich niemals von den Arabern bestehlen oder plündern ließ, mittheilen.

Zuerst ein Wort über den Namen. In den verschiedenen Idiomen jener Gegenden, welche mit der Suahelisprache zusammenhängen, wird der Name selbst, welcher die Hauptidee ausdrückt, nicht anders als mit einem Wort oder einem Buchstaben, der dessen Sinn modificirt, angewendet. Zum Beispiel: „U" bedeutet Gegend, Land. „Usaramo" heißt demnach Land der Saramo. Ein „M" vor einem Wort, Verkürzung aus „Mtu", das heißt Mensch, bezeichnet das Individuum. Also: „Msaramo" gleich Einwohner von Usaramo. Die Mehrzahl wird gebildet durch Umänderung des „M" in „Wa", Zusammenziehung aus „Watu", das heißt Menschen oder Völker. Beispiel: „Wasaramo" gleich Menschen oder Völker von

Usaramo. — So viel für die Philologen und unsere künftigen Mitbrüder.

Obwohl die Wasaramo, wie alle ächten Neger, krause Haare, platte Nase und aufgeworfene Lippen haben, so sind ihnen doch gewisse Züge eigen, die einen sehr entschiedenen Charakter anzeigen. Zwar sieht man bei ihnen wenig große und schlanke Leute, wie bei den Nyamuesi, aber sie sind bei ihrer mittlern Statur stark und muthig. Leider glänzt ihr Muth hauptsächlich in der Jagd, die sie auf die Sklaven machen. Durch diesen schändlichen Handel verschaffen sie sich die schönsten Kleider, die man in Ostafrika sieht. Keine Völkerschaft kommt ihnen in Bezug auf die äußere Haltung gleich. Sie haben sogar etwas Gesuchtes in der Art, ihre Haare zu flechten und ihren Körper mit rothem Lehm zu bemalen.

Das Usaramo ist im allgemeinen hügelig, mit Ebenen von erstaunenswerther Fruchtbarkeit, die von Bäumen und hohem Gras bedeckt sind. Alle Wasaramo, die ich habe sehen können, haben mich versichert, ihr Land sei so fruchtbar, daß die Bananen beinahe so dick werden, als der Arm eines Mannes. Nach dem, was ich selber gesehen habe, hat diese Gegend wirklich eine herrliche Vegetation. Auch sind die Einwohner eigentliche Bauern, was nicht wenig zu ihrer künftigen Sittigung beitragen wird.

In vielen Punkten machen die Wasaramo eine Ausnahme von den andern Völkerschaften des Innern. Sie bauen in gewissen Entfernungen kleine Dörfer, deren Häuptlinge meistens dem Sultan von Zanzibar unterworfen sind. In dem Verkauf der gefangenen Sklaven, des Viehes, das sie selbst ziehen, und der gewonnenen Ernte finden sie einen

gewissen Wohlstand. Der Msaramo geht niemals ohne Bogen und Köcher aus. Die Pfeile sind vergiftet und sehr sorgfältig behandelt. Der Köcher ist gewöhnlich mit einem für diese Wilden guten Geschmacke geschnitzt. Die Weiber der Wasaramo sind kleine, dicke Geschöpfe mit kastanienfarbiger Haut und hervorstehenden Augen. Als Kopfschmuck bedienen sie sich einer Art Deckels, der aus Stroh und Lehm zusammengeknetet ist. Als Kleidung tragen sie einen Gürtel um die Lenden, und auf dem Oberleib eine Art Brustharnisch aus Glasperlen. Die Fußknöchel, die Handgelenke, die Arme über dem Ellbogen sind durch Ringe aus Kupferdräthen so fest eingeschnürt, daß diese in das Fleisch einschneiden. Sie haben keinen klaren Begriff von der Sittsamkeit.

Bei diesen armen Völkern ist die Ehe eine reine Handelsspeculation, wie bei den meisten Afrikanern. Der Vater, als unumschränkter Herr der Tochter, tritt sie an den Meistbietenden ab. Der Preis, der an Kühen, Ziegen, Geflügeln, Messingdräthen, Sklaven, Glasperlen bezahlt wird, bekömmt indessen den Namen Heirathgut. Das eheliche Band ist nicht unauflösbar. Eine mit ihrem Manne unzufriedene Frau kann zu ihrem Vater heimkehren, wenn sie die Mitgift zurückgibt, während der Mann, der sie entläßt, das Recht hat, die Hälfte der für sie gegebenen Mitgift zurückzuverlangen. Der Grund hievon ist der, daß durch die Hälfte die durch die Entlassung verursachte Entwerthung der Frau angezeigt wird.

Die Vielweiberei wird auf diese Weise eine Quelle des Reichthums in einem Lande, wo das Vermögen nach der Anzahl der Kinder bemessen wird. Die Geburt von

Mädchen ist erwünschter, als die von Knaben. Denn sobald letztere sich selbst genügen können, haben sie ihre eigene Kasse, während die Mädchen bis zu ihrer Verheirathung für das allgemeine Beste der Familie arbeiten.

Ueberall, wo das Weib nicht durch das Evangelium in seine Rechte eingesetzt wurde, zeigt sich die ungerechte Erniedrigung oder vielmehr Sklaverei desselben.

Bald wird die Geburt von Zwillingen als ein Segen angesehen wegen des Zuwachses der Kräfte in der Familie; bald als ein Fluch, von dem man sich durch Tödtung der armen, kleinen Wesen löst. All' das hängt von der Antwort des Mganga ab. Von dieser verhaßten Person werde ich im folgenden Kapitel sprechen.

Vorerst muß ich bemerken, daß die Wasaramo durch andere beweinenswerthe, abergläubische Gebräuche zu einem grausam wilden Volke geworden sind. So zum Beispiel erwürgen sie die am Sonntag oder während des Vollmonds gebornen Kinder, oder werfen sie in die Wälder, den Thieren zum Fraß; sie geben vor, solche Kinder seien und werden böse. Kommt das Kind mit dem geringsten körperlichen Fehler oder mit schwächlicher Constitution zur Welt, so sagt die Mutter sogleich: „Mtoto honiu mbaya;" das heißt: „dies Kind ist bös," und sie wirft dasselbe in das Gebüsch, um damit irgend einer Hyäne oder einem Schakal einen guten Bissen zu verschaffen.

Wenn man sich erinnert, daß eine ähnliche Barbarei auch in Sparta gesetzlich war, so wird man nicht bezweifeln, daß der Geist, welcher die damalige heidnische Welt beherrschte, derselbe war, welcher die heutige beherrscht.

Wenn die Schwangerschaft einer Mutter schmerzlich war, so ist dies Grund genug, das Kind sogleich nach seiner Geburt zu tödten. Selbst die schon etwas älteren Kinder werden nicht verschont, wenn sie mit den Zähnen knirschen. Man wirft sie gleichfalls in das Gebüsch, wo sie die Beute der fleischfressenden Thiere werden.

Dennoch findet man seit einigen Jahren Mütter, welche ihre Kinder aus Gewinnsucht an die Küste bringen, um sie zum geringsten Preise zu verkaufen. So habe ich Kinder gesehen, welche von ihren eigenen Müttern um fünf und zwanzig Sous verkauft worden. Diese kleinen Geschöpfe erregen Mitleid. Die Schwarzen, welche sie zu Sklaven kaufen, nähren sie nur mit abgefallenen Baumfrüchten. Ich glaube, daß wir im Durchschnitt fünf Franken für ein Kind bezahlen müssen, da man sie an Weiße immer theurer als an Eingeborne verkauft.

Der Militärhäuptling des Landes und andere zuverlässige Personen haben mich versichert, daß man sich jedes Jahr Hunderte dieser armen kleinen Wesen verschaffen könne. Werden wir je die Mittel bekommen, welch' reichen Handel werden wir treiben!

Elftes Kapitel.

Ueberall, wo der große Affe Gottes, der zugleich der große Menschenmörder ist, Satan, regiert, hat er seine Priester, seine Opfer, seine Propheten und Zauberer. Ueberall sucht er, und zwar nicht ohne Erfolg, den Glauben an das Uebernatürliche zu seinem Nutzen zu verwenden.

Den Glauben an das Uebernatürliche, der bei keinem Volke je erloschen ist, haben wir auch bei den Wasaramo gefunden. Der Mganga, von dem ich nun reden will, ist zugleich Priester, Arzt und Zauberer. Man schreibt ihm besonders die Gabe zu, die Zukunft und den Willen des Gottes zu erkennen.

Der Einfluß des Mganga ist sehr groß. Wenn er erklärt, daß der Durchzug von Fremden durch das Land das Vorspiel von allerlei Unglück, zum Beispiel Trockenheit, Hungersnoth oder Krieg sei, so ist der Reisende sicher, den Eintritt in das Land strenge versperrt zu finden, wie ich das zu Sega gesehen habe.

Das Wahrsagerinstrument dieser Gehilfen Satans ist ein mit magischem Pulver gefülltes Horn einer Kuh oder

Antilope. Dieses am Eingang in das Dorf in die Erde gesteckte Horn soll die Angriffe des Feindes unmöglich oder unnütz machen. Kein Neger lebt an der Ostküste, der nicht an diesen Talisman glaubt. Man trägt ihn vor den Karawanen her, um unglückliche Begegnungen abzuwenden; man bedient sich desselben, um die Bananenfelder vor der Verwüstung durch Elephanten zu schützen. Die Reichen und Könige befestigen es über ihrer Stirne, um das „böse Auge" abzuwenden.

„Als wir im Usensa-Gebiete angekommen waren," erzählt der Capitän Speke, „so wurden wir von Mataka, dem König des Landes, empfangen. Er war ein ziemlich schöner Mann von dreißig Jahren. Er trug auf seiner Stirne nach Art einer Krone eine große, kreisförmig geschnittene Muschel, und mehrere kleine, mit magischem Pulver vollgestopfte Antilopenhörner, um das böse Auge zu vertreiben. „Wenn ich dich nicht am ersten Tage empfangen habe," sagte er zu mir, „so geschah es, weil ich wegen deiner Eigenschaft als Fremder mittelst des magischen Hornes feststellen mußte, ob deine Gegenwart irgend ein Unglück verursache oder nicht. Ich kann dir jetzt sagen, daß ich von dir nicht allein nichts zu fürchten habe, sondern noch mehr, daß deine Reise glücklich ablaufen wird." [1])

Mittelst des Hornes, behauptet der Zauberer, könne er auch verlorene oder gestohlene Gegenstände entdecken. — Dieser Wahrsager wird noch heute auch in civilisirten

---

[1]) Reise um die Welt.

Ländern angetroffen. — Der Glaube an den Talisman ist nicht bloß bei den Wasaramo, sondern bei allen Völkern Afrika's derart eingewurzelt, daß sie dem bösen Geiste eine Menge kleiner Hütten in den Feldern errichten. Sie sind gleichsam die Kirchen oder Kapellen dieser armen Götzendiener.

Unter den religiösen Gebräuchen gibt es einen, welcher Schauder erregt. Zur Zeit, wo man Krieg fürchtet, beschaut der Mganga das Blut und die Gebeine eines getödteten Vogels, um den Ausgang des Krieges zu erfahren. So machten es die Griechen und Römer auch; in dieser Beziehung standen jene so gerühmten und bewunderten Völker nicht höher, als die Neger. Scheint der Sieg zweifelhaft, so läßt der Zauberer ein Kind bringen, das er tödtet und schindet. Dann legt er es der Länge nach quer über die Hauptstraße des Dorfes und befiehlt den Kriegern, über die blutige Leiche hinwegzuschreiten, um sich des Sieges zu versichern. Handelt es sich darum, den genauen Zeitpunkt des Ausgangs der Feindseligkeiten zu ermitteln, so stellt der Gehilfe des großen Menschenmörders einen Rost über ein Feuer, legt auf denselben ein lebendiges Kind und eine Henne, läßt beide einige Zeit darauf, und untersucht sie dann, ob sie todt seien oder noch leben; sind sie schon todt, so muß der Krieg verschoben werden, sind sie noch am Leben, werden die Feindseligkeiten alsogleich eröffnet.

Diese und noch andere abergläubische Gebräuche machen beinahe die ganze Religion unserer zukünftigen Schüler aus. Noch einen solchen Aberglauben muß ich Ihnen namhaft machen. Am Rand der Straßen bauen

sie ihrem Gott der Wälder, Simu heißen sie ihn, kleine Hütten, die nur einen Fuß hoch sind. Nach ihrem Glauben ist der Simu ein böses Wesen, das jene Menschen frißt oder sie mit grausamen Krankheiten heimsucht, die vor seiner Wohnung vorübergehen, ohne eine Opfergabe liegen zu lassen. Sie glauben, daß dieser Pepo (Geist) die Musik leidenschaftlich liebe. Wenn jemand, der von ihm angegriffen wird, den Muth hat, zu singen oder zu trommeln, so beginnt er zu tanzen; dann trennen sich Kopf, Arme und Beine, die Augen treten aus ihren Höhlen, die Zähne fallen aus dem Munde, und jedes Glied des Körpers tanzt besonders. Wenn der Morgen anbricht, beim ersten Leuchten der Morgenröthe, vereinigen sich alle Glieder wieder und verschwinden.

So ist in seinen hervortretendsten Eigenschaften das arme Volk der Wasaramo, bei dem wir in einigen Monaten das Evangelium verkünden werden. Wie man sieht, sind diese Seelen, und es sind deren viele Tausende, sehr verthiert und unter das Joch Satans gebeugt. Aber je tiefer ihre Erniedrigung ist, desto höher muß unser Muth stehen, um ihnen zu Hilfe zu kommen. Ach! sie sind keine Ausnahme. Man nehme als gewiß an, daß die Völker des östlichen Afrika's ohne Widerrede die verlassensten des ganzen Erdballs sind.

Mit Ausnahme einiger weniger Gegenden, die in diesen letzten Zeiten von kühnen Reisenden durchwandert wurden, sind die Aequatorländer, man kann es wohl sagen, noch zu entdecken. Es sind jetzt dreizehn Jahre, daß ich Afrika studiere und bereise, und alle Tage entdecke ich neue Horizonte, die sich dem apostolischen Eifer eröffnen.

Das größte Unglück für Afrika ist dies, daß es in Europa wenig, oder vielmehr nur nach seiner schlechten Seite, bekannt ist. Zwei Vorurtheile sind es hauptsächlich, die wie Scheidemünze circuliren; das eine betrifft das Land, das wir bewohnen, das andere die angebliche Unfähigkeit der Negerrasse. Im Interesse der Wahrheit und der künftigen Civilisation Afrika's wolle man einige Worte als Antwort hierauf anhören.

Erstlich hat man sich in den Kopf gesetzt, die Küste von Zanguebar, und im Besondern die Insel Zanzibar, in einem falschen Lichte darzustellen. Die Ungunst des Klimas, die Feindseligkeit der Einwohner und die Schwierigkeit des Verkehrs sind auf eine lächerliche Weise übertrieben worden. Die Wahrheit aber ist, daß die Insel Zanzibar sich eines viel gemäßigtern Klimas erfreut, als ihre geographische Lage es vermuthen läßt. In der Nähe des Festlandes gelegen, wird sie durch den Windzug vom Land und Meer her erfrischt. Die Regenzeit dauert vierzig Tage. Während der starken Hitze ersetzt der Nachtthau den Regen auf dieser Insel, die von merkwürdiger Fruchtbarkeit ist. Die Europäer, welche sie das erste mal besuchen, können nicht umhin, deren Schönheit zu bewundern. Die enormen Mango-, Coccos- und Gewürznelkenbäume geben diesem kleinen Lande das Ansehen eines unermeßlichen, mit Blumenkörben umstellten Waldes.

Die Nähe der hohen Berge des Festlandes zieht die Gewitter an, die sich jährlich nur drei oder vier mal vernehmen lassen. Die Temperatur wechselt zwischen vier und zwanzig und vier und dreißig Grad des hunderttheiligen Thermo-

meters, was als mittlere Wärme achtundzwanzig Grad ergibt, und dies ist doch noch erträglich.

Herr von Avezac, der im allgemeinen über die afrikanischen Inseln in seinem Werke sehr genau ist, sagt von Zanzibar: „Das Klima dieser Insel gilt für sehr gesund. Die Zeit der Regen verursacht einige Fieber, die aber von kurzer Dauer sind und nicht jenen bösartigen Charakter haben, der sie auf der Insel Madagascar so furchtbar macht. Die Gesundheit des Landes wird übrigens durch alle Reisenden, welche diese Küste besucht haben, bestätigt."

Dieses Urtheil ist wahr und gibt die Antwort auf das erste Vorurtheil.

Ich komme zum zweiten Vorurtheil, nämlich, daß die Neger der Geselligkeit, der Erziehung und des sittlichen Fortschritts nicht fähig seien. Anstatt selbst hierauf zu antworten, will ich zwei unverdächtige Reisende sprechen lassen.

Der erste ist der Capitän Speke. Dieser kannte die Schwarzen sehr genau, indem er das östliche Afrika in einer Ausdehnung von zehn Graden, vom fünften nördlich bis zum fünften südlich, erforscht hat. Nun sagt der unerschrockene Reisende, dessen Wahrheitsliebe niemand in Zweifel ziehen könnte, Folgendes:

„Es ist absurd, zu behaupten, der Neger sei der Erziehung unzugänglich. Die wenigen schwarzen Kinder, die in unseren Schulen erzogen werden, haben fast immer Proben einer Intelligenz und Geschicklichkeit abgelegt, die der unserer europäischen Zöglinge zum mindesten gleichkam. Anderseits zeigen die Kinder Cham's Feinheit in der List,

Lebhaftigkeit im Antworten und Fruchtbarkeit der Erfindung, welche sie leider in den besterfundenen, mit einer ganz ergötzlichen Unbefangenheit und Natürlichkeit vorgetragenen Lügen an den Tag legen. Den Tadel, den wir den Negern ertheilen, verdienen wir wohl noch mehr, als diese armen Unwissenden, da wir mit unserer bessern Begabung und überlegenen Eigenschaften es versäumt haben, sie zu unterrichten."[2])

In seiner „Reise zu den großen Seen Ostafrika's" drückt sich der Capitän Burton folgendermaßen aus:

„Der Neger hat einen überraschenden und viel lebhaftern Verstand, als der ohne Erziehung gebliebene englische Bauer. Es herrscht bei diesen Barbaren eine unzerstörbare Geselligkeit, selbst dort, wo der Mensch für den Menschen ein Handelsartikel geworden.

„Diese Wilden haben ein solches Ehrgefühl, daß sie, wenn sie fliehen, den Stoff und die Glascorallen, welche sie ja anbeten, eher wegwerfen und auch ihr eigenes Gut verlieren, als daß sie die Last, welche ihnen anvertraut ist, mitnehmen."

Es geschieht bisweilen, daß gewisse Reisende, die zum ersten male mit diesen erniedrigten Naturen zusammenkommen, auf ihre Unfähigkeit für alle sittliche Entwicklung schließen; sie urtheilen zu oberflächlich. Was den Missionär betrifft, der sie ohne Vorurtheil studiert und sie liebt, weil sie Seelen sind, die gerettet werden sollen, so schließt er nicht von ihrer gegenwärtigen Ver-

---

²) Vorrede zu „den Nilquellen."

dorbenheit auf einen immerwährenden Zustand der Verthierung. Er knüpft an das wenige Gute an, das in ihnen ist, um es zu entwickeln, und oft ist er erstaunt über die Fähigkeiten, welche er in diesen ohne jegliche Bildung gebliebenen Seelen antrifft. Ich bin glücklich, hiefür den Beweis zu liefern, und zwar nicht durch Vernunftschlüsse, sondern durch Thatsachen.

Zwölftes Kapitel.

Wenn ich in Zanzibar bin, so habe ich jeden Tag, vom Morgen bis zum Abend, die lebendige Antwort auf das von mir bekämpfte Vorurtheil vor Augen. Wollen die Verächter der Neger diese Antwort sehen, so mögen sie mit mir in unserm Haus, der „Vorsehung,“ einen Besuch machen.

Die Anzahl der von uns losgekauften Kinder beläuft sich auf hundert und siebzig; davon sind neunzig Knaben und achtzig Mädchen.[1]) Die jüngsten sind nur vier Jahr alt, die ältesten ungefähr zwanzig.

Unsere Afrikaner haben gewöhnlich ein glückliches Gedächtniß. Sie besitzen besondere Geschicklichkeit für mechanische und mathematische Künste. Die stärksten Knaben werden zu den Arbeiten in den Werkstätten verwendet. Diese enthalten schon eine Schmiede, zwei Drehbänke, eine Schreinerei und eine mechanische Kreissäge, welche große Verwunderung bei den Arabern erregt. Wir haben auch eine Gießerei, welche unter Leitung des

---

[1]) Die Zahl ist heute weit beträchtlicher.

Bruders Felician vortrefflich arbeitet. Was die Kreissäge betrifft, so ist sie für uns von großem Vortheil. Denn bedenken Sie, daß hier ein einfaches Brett mehr kostet, als ein ganzer Baum. Das Holz wird für fast nichts verkauft; aber es fehlt an Arbeitern und Handwerkszeug, um es zu verarbeiten.

Die Europäer, welche zu uns auf Besuch kommen, sind voll Erstaunen über die Arbeiten, welche von diesen bisher für die Industrie als unfähig erklärten armen Schwarzen ausgeführt werden. Die englischen Kreuzer lassen bei uns gewisse Arbeiten besorgen, welche von ihren eigenen Mechanikern sehr günstig beurtheilt werden, sowohl was die Ausführung als den Preis betrifft.

Daraus folgt, daß unsere Werkstätten der Mission einen sichern Halt verleihen. In materieller Hinsicht verschaffen sie uns die sehr nöthigen Hilfsmittel; bezüglich des Moralischen erwerben sie uns einen großen Einfluß.

Der Anblick unserer Werkstätten erregt immer am meisten die Aufmerksamkeit des Sultans. Wenn sein Dampfschiff einer Reparatur bedarf, so wendet er sich an uns, und er bezahlt gut. In diesem Augenblick läßt Seine Hoheit eine Kanonenbatterie aufführen; bei dieser Gelegenheit schickte uns Hochdieselbe für achtzehn hundert Franken Arbeiten, und empfahl seinen Geschäftsleuten, fortan alles in der Mission machen zu lassen. „Denn dort, weiß ich sicher,“ sagte er, „daß alles gut gemacht wird.“

Bei mehreren unserer genauen Arbeiten ist die Kenntniß des Linearzeichnens und der höheren Rechnungskunst unumgänglich nöthig. In beiderlei Hinsicht kommen unsere Kinder gut fort.

Worin sie sich aber auszeichnen, das ist die Instrumentalmusik. Da sie vom frühsten Alter an den Rhythmus, den sie beständig hören, gewohnt sind, so ist ihnen der Takt der Musik gleichsam angeboren. Daher gewinnen sie auch leicht eine Leidenschaft für diese Kunst des Vergnügens. Aber wir sorgen dafür, wie Sie begreifen werden, daß sie ihren musikalischen Eifer zur Ehre Gottes verwenden. Ihre musikalische Sammlung begreift außer den nationalen Weisen noch religiöse Stücke, die zur Erhöhung der in den Missionsländern so bescheidenen Feier der heiligen Ceremonien benützt werden.

Der hochwürdigste Herr Maupoint, Bischof von St. Denis (Reunion), hatte die Großmuth, uns tausend Franken zur Errichtung einer Militärmusik zu schenken. Von da an verrichteten unsere Kinder Wunder: unter der Direktion von Pater Baur spielen sie jetzt mit Vorzüglichkeit einige zwanzig, und darunter auch sehr schwierige Stücke; das ist ein wahres Ereigniß in dem Lande. Daher werden sie jedesmal, wenn sie in die Stadt gehen, von einer lärmenden, staunenden Menge begleitet. Bei der Rückkehr des Sultans von Dary-Salama, wohin er sich Gesundheits halber begeben hatte, zogen wir ihm entgegen, und begleiteten ihn, die Musik an der Spitze, bis in seinen Palast. Nicht allein war der Sultan für diese Aufmerksamkeit sehr erkenntlich, sondern er hat auch seine aufrichtige Bewunderung über die Geschicklichkeit unserer Kinder ausgesprochen, welche ihre Noten vom Papiere lesen, und nicht bloß mechanisch spielen, wie seine Musiker.

Im eigentlichen Studium, im Lesen, Schreiben, Katechismus, machen unsere kleinen Afrikaner ungefähr dieselben Fortschritte, wie die Kinder in Europa. Wir haben sogar Kinder von hervorragendem Verstande.

Ich will nur den jungen Patriz, aus dem Stamme der Miao, anführen. Dieses Kind wurde vor einem Vierteljahr von einer irländischen Dame auf dem Markte gekauft. In diesem kurzen Zeitraum hat er in der Schule so viel gelernt, als andere in fünf Jahren. Patriz und sieben seiner Kameraden lernen Latein. Die Fortschritte, welche sie im Studium dieser Sprache machen, setzen uns in Staunen. Da sie überdies gute Gemüthsanlage haben, so hoffen wir, daß sie vielleicht alle eines Tags das Glück haben werden, die Erstlinge des eingebornen Clerus zu sein, welcher das Innere des armen Afrika's zur Wiedergeburt führen soll.

Die moralischen Eigenschaften unserer Kinder geben uns süßen Trost. Man hat anfänglich geglaubt, daß wir niemals unsere kleinen Schwarzen das Messedienen oder Chorgesang lehren könnten. Nun verrichten sie schon vollkommen gut diese heiligen Funktionen.

Sie sind überdies gerade, sanftmüthig, fromm, gehorsam und arbeitsam. Daher kommt es sehr selten vor, daß wir genöthigt sind, ihnen einige kleine Strafen zu ertheilen. Wir sind mit ihnen sehr zufrieden, und sie sind uns sehr anhänglich.

Es herrscht unter ihnen ein guter, familiärer, aufrichtiger Geist, was ihr und unser Glück ausmacht. Alle sehen die Mission als ihr Vaterland an. „Hier," sagen sie, „ist es gut; es ist hübsch hier; ich will bleiben hier;

es ist gut, ganz gut hier. Hapa gema; msuri hapa; mimi nataka hapa; gema sana, hapa gema kapissa."

Sie fühlen so sehr ihr Glück, daß es ihr größter Wunsch ist, es mit ihren unglücklichen Landsleuten theilen zu können. Als der Pater Baur kein Geld mehr zu neuen Einkäufen hatte, so kamen die Kinder eines Tages traurig zu ihm und fragten: „Vater, warum kaufst du denn keine Kinder mehr?" — „Aber, meine Kinder, ich habe kein Geld mehr; ich habe kaum so viel, um euch Tag für Tag zu ernähren." Sogleich tragen sie ihre kleinen Sparbüchsen zusammen, in welchen sie die Geschenke hatten, die sie von europäischen Besuchern bekommen. Sie bringen nun eine Summe von siebzig Franken zusammen, welche sie triumphirend dem Pater zu neuen Einkäufen von kleinen Kameraden übergeben.

Dieser Wunsch, den jungen Europäern, ihren Wohlthätern, gleich, an dem Loskauf der Kinder mitzuarbeiten, wächst bei ihnen mit dem Alter. Neulich haben sie bei einer gewissen Veranlassung großmüthig ihre kleinen Ersparnisse bei Seite gelegt, und um die Summe zu vergrößern, kamen sie von selbst darauf, die Zuflucht zum heiligen Joseph zu nehmen. Sie sagten: „Der heilige Joseph muß uns Geld geben, komme es, von woher es wolle, vorausgesetzt, daß es nicht gestohlen sei; wir brauchen Geld." In dieser Meinung haben sie den ganzen Monat März gebetet; sie wollten aber auch selbst Hand an's Werk legen, um zu erreichen, was sie wünschten. Es wurde ihnen auf ihre Bitte ein Stück des Gartens überlassen, welches sie nun während der Ausgangszeit bearbeiteten und mit Gemüse bepflanzten, um sodann den Erlös in ihre Kasse zu

legen. Der heilige Joseph wollte aber nicht zurückbleiben; die von ihnen erbetene Hilfe sollte ihnen nicht fehlen. Am 24. März, am heiligen Charfreitag, schrieb uns der Sultan folgende Zeilen: „Den Patres dreihundert Rupien zum Loskauf von Kindern." Es ist noch zu bemerken, daß der sonst für die Mission so wohlwollend gesinnte Sultan niemals zuvor den Gedanken geäußert hatte, zum Loskauf junger Sklaven etwas beizutragen. Indeß kam jenes Geld von ihm, einem muhamedanischen Fürsten, der da wohl weiß, daß die der Sklaverei entrissenen Kinder zu Christen gemacht werden, und der glorreiche heilige Joseph hat also von ihm diese unerwartete Hilfe für seine jungen Pflegempfohlenen erlangt.

Unsere kleinen Mädchen zeigen nicht weniger Eifer. Sie haben sich zu Opfergaben vereinigt, und die Mutter Oberin konnte von ihrer Seite die runde Summe von fünf Piastern übergeben.

Durch ihre Folgsamkeit, Sittsamkeit, Frömmigkeit und den Fleiß bei der Arbeit sind diese lieben Kinder die Freude der Schwestern, welche sie erziehen, und zugleich die Hoffnung der Mission in einem Lande, wo gute Hausmütter so nothwendig sind. Sie besitzen ein so zartes Gewissen, daß man an die christlichst erzogenen europäischen Kinder erinnert wird.

Am Fronleichnamsfest haben wir das erstemal das Glück gehabt, mehrere unserer Kinder am heiligen Abendmahlstische zu sehen. Durch mehrtägige geistliche Uebungen vorbereitet, waren sie voll Eifer und ganz durchdrungen von der großen Handlung, die sie begingen. Vor der Communion richtete der Pater Baur einige durch den

Augenblick eingegebene Worte an dieselben, und hierauf begann die Darreichung der heiligen Gestalten. In diesem Augenblicke rief plötzlich eine unserer kleinen Communicantinnen mit lauter Stimme vor jederman aus: „O, mein Vater, ich zittere; ich wage es nicht, ich kann nicht; ich habe noch eine Sünde vergessen!“ Sie wollte unsern Heiland nicht empfangen, bevor sie nicht auf's Neue gebeichtet hatte. Nach der Messe mußte also der Pater Baur sich in den Beichtstuhl verfügen; und erst nach einer neuen Versicherung der Verzeihung im Bußgerichte wollte sie zum heiligen Mahle hinzutreten. Viele andere Kinder würden ohne Zweifel nicht gewagt haben, in diesem feierlichen Augenblicke zurückzutreten. Es braucht nicht bemerkt zu werden, wie sehr jederman über diese heilige Furcht erbaut wurde.

Die Ceremonie am Abend war nicht weniger rührend. Wir hoffen, daß die Erneuerung der Taufgelübde, die Weihe an Maria, das ihnen als Andenken gegebene Skapulier und kleine Kreuz unsere Kinder noch lange Zeit an einen der schönsten Tage in ihrem christlichen Leben erinnern wird.

Zum Zeugniß ihrer Dankbarkeit für die empfangene Gnade und als Andenken an diesen großen Tag wollten alle, Knaben und Mädchen, ihre bescheidenen Ersparnisse zusammenlegen, um einen kleinen Schwarzen zu kaufen. „Deodatus“ (Gottgeschenkter) war der für ihren kleinen Adoptivbruder gewählte Namen, zur großen Befriedigung aller unserer kleinen Käufer.[2])

---

[2]) Die Jahrbücher des Vereins der Kindheit Jesu (1872, 1. Heft) bringen ähnliche Züge von Kindern deutscher Schulen.

In Europa geschieht es nur zu oft, daß die guten Vorsätze der Kinder bei der ersten Communion schnell sich verwischen. Hier haben wir den Trost, daß sie bleiben. Daher haben wir schon anfangen können, einen kleinen Kern christlicher Familien zu bilden.

Am ersten September haben wir fünf Ehen eingesegnet![3]) Fünf unserer ältesten Zöglinge haben sich mit fünf der ältesten Mädchen verheirathet. Sie wohnen nahe bei uns auf einem Platz, den wir ihnen gemiethet haben.

Seit dem Tage ihrer Ehe sind diese jungen Leute wahrhaft Muster christlicher Familien. Alle machten in ihren Hütten kleine Oratorien, und es ist in der That rührend, sie ihre Gebete, sowie den Rosenkranz, alle Tage vor dem Bild der heiligen Jungfrau verrichten zu sehen und zu hören.

Sie sind sehr eifrig im Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars, und zwar ohne daß man es ihnen sagt. Wir werden das Höchste unserer Wünsche erreicht haben, wenn sie immer in diesen glück-

---

Zum Beispiel: die Schulkinder der Mädchenklasse von Meschede in Westphalen gaben zwei und zwanzig Thaler zum Loskauf dreier Negerknaben auf dem Sklavenmarkt zu Zanzibar, die die Namen: Joseph, Maria und Aloysius in der Taufe bekommen sollen.

(Anm. d. Uebers.)

[3]) Im September 1871 sagte uns Pater Baur, der nach Paris gekommen war, daß die Mission von Bagamoyo einige dreißig Ehen zähle, welche alle so christlich seien wie in den ersten Jahrhunderten.

lichen Gesinnungen verharren werden. Möge das heilige Herz Maria's sie darin bewahren!

Nachdem ich nun, wie mir scheint, genügend auf die gegen die Negerrasse vorgebrachte Anschuldigung der Bildungsunfähigkeit denjenigen, welche jene nicht kennen, geantwortet habe, so nehme ich die Erzählung meiner Reise wieder auf.

Dreizehntes Kapitel.

Nachdem wir Bekanntschaft mit den Wasaramo gemacht hatten, drangen wir tiefer in's Innere des Landes ein. Zwei Dinge überraschten anfangs unsere Blicke: die Lage der Dörfer und die Ausdehnung der Ebenen.

Wie unsere alten Schlösser des Mittelalters sind die Dörfer dieses neuentdeckten Landes auf schroffe Bergvorsprünge hingestellt, wo es leichter ist, einem Angriff Widerstand entgegenzusetzen oder sich zu verbergen. Das kommt daher, weil diese Stämme oft durch Sklavenjagden beunruhigt werden.

Was die Ebenen betrifft, so sind sie mit einer wahrhaft staunenswerthen Vollkommenheit angebaut. Reisende aus dem Orient, welche diese Ebenen gesehen, behaupten, daß Indien nichts Gleiches aufweise.

Diese Völker sind halb Hirten, halb Bauern. Immer in den Feldern sich aufhaltend, tragen Männer und Weiber als Kleidung nichts als eine Art von Röckchen, welches sie aus einer schilfartigen Pflanze fabriciren.

Von einem gutmüthigen, etwas schüchternen Wesen, würden sie das Christenthum leicht annehmen und auch

materiell glücklich werden, wenn sie ihr prachtvolles Gebiet mit Sicherheit anbauen könnten. Man findet in der übrigens wenig bekannten Gegend eine erstaunliche Menge Elephanten, Rhinocerosse, Giraffen, Büffel, Zebra, verschiedenartige Antilopen, und vor allem Löwen und Hyänen.

Es gibt daselbst Elephanten, von denen ein einziger Zahn gegen zweihundert und achtzig Pfund wiegt. Man kann solche in Zanzibar sehen, welches das schönste Elfenbein der Welt besitzt. In den Wäldern tummeln sich ganze Schaaren grauer Affen mit schwarzem Gesicht, und andere Thiere verschiedener Arten, die man zahm macht, um sie nach Zanzibar zu schicken. Gewisse Zanzibarier, die aus Europa kamen, essen das Fleisch derselben und finden es köstlich. Dagegen hüten sich die Bewohner jener Gegenden wohl, und nicht ohne Grund, Affen zu essen, nämlich wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Menschen.

Wie alle Völker des Innern, so ist auch jenes, das wir jenseits der Gränzen der Wasaramo antrafen, der Spielball des Mganga. Diese verhaßten Personen, denen wir bereits begegnet sind, stehen in direktem Verkehr mit dem Teufel, dem unumschränkten Herrn jener Gegenden, und sie geben als ihren Beruf das Voraussagen der Zukunft an.

Als Wahrsagerinstrumente benützen sie mit Eisen und Kieselsteinen gefüllte Flaschenkürbisse. Diese Kürbisse sollen mächtige, aber für unheilige Augen unsichtbare Zauberkräfte bergen.

Der Mganga ist außerdem mit zwei Ziegenhörnern bewaffnet, die mit einer Schlangenhaut an einander befestigt sind, welche ihrerseits mit einem Büschel kleiner eiserner

Schellen von eigenthümlicher Form geschmückt ist. Will er die Zukunft voraussagen, so dreht er diese Hörner im Kreise, führt einige heftige Körperbewegungen aus, während er gewisse unverständliche Worte hermurmelt, und schellt stark mit der Glocke, um die Geister der Todten zu rufen. So vom prophetischen Geiste ergriffen, verkündet er feierlich in orientalischem Stil den von Furcht und heiliger Scheu erfüllten Zuschauern die künftigen Dinge, die da kommen sollen.

Der Form nach ist diese Art von Wahrsagerei die grobe oder, wenn man will, groteske Nachahmung der Wahrsagerei bei den gebildeten Völkern des alten Heidenthums; dem Wesen nach ist sie dasselbe. Man findet da die Ziege, jenes weissagende Thier, wovon Tertullian spricht; die heftigen Bewegungen der Pythonissin; die magischen Worte, welche nichts anderes sind als das carmen oder der Zauberspruch der Alten; endlich die Schlange, das unvermeidliche und allgemeine Orakel der heutigen und ehemaligen Götzendiener.

Ich bin nicht erstaunt, den Bundesgenossen des Teufels die Haut der Schlange benützen zu sehen. Derjenige, welcher die Gestalt jenes verhaßten Reptils annahm, um Eva zu verführen, bedient sich gerne der Haut des perfiden Thieres, um die Nachkommen des Weibes zu bethören und sich göttliche Ehren erweisen zu lassen.[1])

In gröbster Weise Sklaven Satans, stehen die Völkerschaften, die wir besuchten, auch unter dem teuflischen

---

[1]) Siehe Gaume, „Lehre vom heiligen Geist,“ I. Bd., über den Schlangencult in der alten und neuen Zeit. (Regensburg, 1864.)

Gesetze der Entstaltung. Die armen Leute sind derart auf den Putz erpicht, und welcher Putz! daß sie so weit gehen, Kürbisstücke am Ohrenläppchen zu tragen. Auch vergessen sie niemals, sich mit der Lanze, dem Schild und Bogen zu versehen, die ihnen ebenso zum Schmucke als zur Vertheidigung dienen.

In diesem Lande findet man den schönsten Copal. Er übertrifft den von Mexico und Neuseeland bei weitem und gibt den prächtigen Firniß, dessen sich die Industrie in den civilisirten Ländern mit so vielem Nutzen bedient.

Selbst bei den Wasaramo ist der Copal sehr häufig. Wenn wir beim Graben der Fundamente unseres künftigen Hauses oder beim Bebauen des Feldes das Glück hätten, auf eine dieser Minen zu stoßen, so wäre das ein Segen des Himmels, der uns erlaubte, diese Quelle des materiellen Reichthums anzuwenden, um den armen Schwarzen die christlichen Schätze, von denen sie noch entblößt sind, zu verschaffen.

Die Wasaramo nennen den Copalbaum „Mnangu", während die Suaheli ihn „Msandarusi" heißen, ein Namen, unter dem er allgemein bekannt ist. Man trifft diesen Baum von Mombas bis nach Kiloa; auch in Bagamoyo, wo wir uns niederzulassen beabsichtigen, findet er sich. Bei seinem Umfang von sechs Fuß auf fünfzig Fuß Länge dient er zur Verfertigung schöner Kähne.

Die Quelle des Copals, ehemals Gegenstand verschiedener Vermuthungen, ist heut zu Tag wohl bekannt. Am Fuß des Copalbaumes bilden sich Sprünge, aus welchen gummiartige Flüssigkeit ausschwitzt. Wenn dieses Harz im weichen Zustand in die Erde fließt, so trifft es auf

dem Wege oft Bienen, Schnaken, Fliegen und verschiedene Insekten. Da diese Thierchen sich nicht losmachen können, so ersticken sie und bleiben in einer Art Versteinerung in der Masse, ohne jedoch ihre natürliche Farbe zu verlieren.

Mit der Zeit verhärtet sich dieser Gummi und wird zur Verarbeitung tauglich. Die Stücke, welche ich eben nach Frankreich geschickt habe, sind der Beweis meiner Behauptung. Da oft Insekten von seltener Schönheit in dem Copal incrustirt sind, so könnte ein geschickter Arbeiter durch Verzierung von Schmucksachen mittelst desselben ein gutes Geschäft damit machen.

Zanzibar führt jedes Jahr für zwei Millionen Copal aus. Im Allgemeinen geben sich die Schwarzen die Mühe nicht, demselben tief nachzugraben. Höchstens graben sie zwei Fuß tief, und solange ihr Koffer eine Handvoll Reis enthält, hüten sie sich wohl, einen Spatenstich in die Erde zu thun.

Sie sehen, daß das kostbare Harz nicht bloß unter den gegenwärtig existirenden Copalbäumen sich findet, sondern auch in dem Boden, wo ehemals solche Bäume standen. Daraus folgt, daß dieser Copal offenbar das Produkt von durch heftige elementarische Ereignisse zerstörten Wäldern ist. Vielleicht hat auch eine ausnahmsweise Ausschwitzung diese Bäume dadurch zu Grunde gerichtet, daß die harzige Substanz in Folge Mangels an Luft und durch die Austrocknung des Bodens fest geworden war.

Die Stämme, bei welchen sich Gummicopal in Ueberfluß findet, sind gemeiniglich gastfreundlich und lassen die Fremden gern in ihre Gebiete. Ihre Nachbarn, die wilden

Wasaramo, besuchen dieselben von Zeit zu Zeit aus einem religiösen Beweggrund.

Es gibt nämlich in jenem Lande eine Art von Wallfahrtsort, wo ein „Pepo“ (Geist) wohnt. Es ist ein unterirdischer Fluß mit einem offenen Becken, in das die Weiber der Wasaramo sich tauchen, um eine größere Anzahl von Kindern zu bekommen; die Männer aber opfern daselbst Hämmel, Geflügel und Getreide, um sich einer schönen Ernte und des Siegs im Kriege zu versichern.

Nachdem ich die erwünschten Erkundigungen eingezogen hatte, so verließen wir diese Stämme, nicht ohne das lebhafte Verlangen, ihnen das Evangelium zu verkünden; es war gegen Ende Septembers. Das Wetter war günstig, und ich entschloß mich, einen Ausflug bis nach Kaole zu machen.

Die Gegend war mir bekannt; ich hatte dort sogar einige Freunde, welche mir den freundlichsten Empfang bereiteten. Man lief von allen Seiten herbei, um mir freundschaftlichst die Hand zu drücken, und man beeilte sich, mir Soldaten zur Begleitung anzubieten.

Dieses wohlwollende Anerbieten war für mich eine ziemliche Verlegenheit. Ich wußte, woran ich mit der Tapferkeit der Soldaten des Landes war, und mußte den Häuptlingen, die mir welche zur Verfügung stellen wollten, dafür danken. Da aber das morgenländische Ohr bei einer Verdemüthigung sehr kitzlich und empfindlich ist, so war es mir, trotz der Lust, es zu thun, doch nicht möglich, ohne weiteres herauszusagen, daß ich keine wünsche, weil sie Feiglinge seien.

Ich bediente mich also folgender Umschreibung: „Anenda sitaki; hapa watu gema; sote hana askari janko;“

das ist: „ich danke, ich habe sie nicht nöthig; hier sind die Leute gut; alle sind Soldâten für mich!" Das Compliment machte ihnen Vergnügen und befreite mich von jener verhaßten Brut.

Wir verweilten nur kurze Zeit in Kaole, welches uns durch seine Gesinnung gute Hoffnung für unsere apostolischen Arbeiten verleiht. Von Kaole wandten wir uns gen Mbegani, nämlich Bruder Marcellin, ich, Musa und ein Neger als Wegweiser.

Mbegani ist eine Ortschaft von ziemlicher Bedeutung. Das erste, was wir bemerkten, ganz nahe bei uns, im Hafen, war ein ungeheuer großes Flußpferd, das sich in dem Wasser belustigte. Ohne Zweifel einsehend, daß wir keine feindseligen Gesinnungen hätten, ließ uns der mächtige Koloß passiren, ohne seine geräuschvollen Schwenkungen zu unterbrechen.

Bald darauf erreichten wir Kisiki, ein anderes beträchtliches Dorf. Hier erwartete uns ein neues Schauspiel. Kaum hatte man uns bemerkt, als jederman schnellfüßig davon lief. Kisiki hatte noch niemals Weiße gesehen. Von allen Seiten rief man: „Madschomane!" das heißt: „ein Mann mit vier Augen!"

Meine Brille, die sie für meine Augen ansahen, war für sie ein fürchterliches Schreckbild. In der Hoffnung, ihnen Muth einzuflößen, zog ich die Brille ab. Das war noch schlimmer. „Seht, seht, das ist ein Zauberer; er hat die Macht, sich zwei Augen auszureißen und sie nach Belieben wieder an ihren Platz zu thun!"

Obwohl durch einen strömenden Regen bis auf die Haut durchnäßt, so mußte ich über diese Scene doch herzlich

lachen. Da uns dieser Regen sehr arg mitnahm, so erinnerte ich mich an das Wort des heiligen Paulus von der Macht des Teufels über die Elemente.[2]) Man wird mir die Ansicht niemals rauben, daß Satan uns alle möglichen Hindernisse in den Weg legte, um uns abzuhalten, das Licht des Evangeliums zu diesen armen Schwarzen zu bringen, die er schon so lange Zeit unter seiner despotischen Herrschaft geknechtet hält.

Es ist in der That erstaunlich! Die Monate September und October sind die einzigen Monate des Jahres, in denen es unter dieser Breite beinahe niemals regnet. Daher wählt man sie auch vorzugsweise zum Reisen. Wohlan! durch eine geheimnißvolle Anomalie geschah es, daß sie beinahe während unserer ganzen Reise regnerisch waren.

Jederman hatte sich verborgen, und so flüchteten wir uns unter das Wetterdach einer Hütte. Sie war zufällig von ehrwürdigen alten Leuten aus dem Stamme der Wakamba bewohnt. Unerschrockener als die Einwohner des Landes, nahmen sie uns mit Herzlichkeit auf und gaben uns kostbare Aufschlüsse über ihre Landsleute und über das Volk von Kisiki.

Um in meinem Berichte Verwirrung und selbst scheinbare Widersprüche zu vermeiden, muß ich noch einige Vorbemerkungen über diese neuen Völker machen.

Das Land der Wasaramo ist sehr groß und schließt man weiß nicht wie viele verschiedene Stämme in sich, die weder dieselben Gebräuche noch Sitten haben. Ihr

---

[1]) Ephes. 2, 2; 6, 12.

Gebiet ist im Osten begrenzt durch die Meergegend, westlich durch die Wakutu, nördlich durch den schönen Kinganifluß, auf welchem ich gefahren bin, und im Süden durch die am Lufidschifluß wohnenden Stämme.

Im Vorausgehenden habe ich von den Wasaramo gesprochen, den Nachbarn von Bagamoyo, dem künftigen Hauptort unserer Mission auf dem Festlande. Hier will ich von zwei Hauptstämmen, den Wakamba und Waphangara, sprechen. Diese zwei Stämme wohnen schon ziemlich fern im Innern, und bei ihnen werden die nach uns kommenden Missionäre durchreisen, wenn sie sich in das Nyamuesi-Land begeben werden.

Diese zwei Stämme benennen sich gleichfalls mit dem allgemeinen Namen Wasaramo; sie sind im Allgemeinen große, schöngebaute und kräftige Leute. Indessen kommen sie weder den Nyamuesi, noch anderen Stämmen im Innern gleich.

Die Einführung der Sklaven und die Mischung der Rassen bewirkt eine große Abwechslung der Hautfarbe. Diese Wasaramo, die gegen die Araber einen herzlichen Abscheu haben, sind keine Muselmanen und lassen sich nicht beschneiden.

Anstatt, wie eine große Anzahl der Negerstämme, sich zu tättowiren, schmücken oder vielmehr entstellen die Wasaramo ihr Gesicht durch drei narbige Linien von dem untern Theile des Ohres bis zum Munde. Diese Schönheitspünktchen verschaffen sie sich mit einem glühenden Eisen.

Das merkwürdigste aber ist ihr Kopfputz, an dem man ihre Nationalität erkennt. Dieser wird hergestellt aus einem aus gelber Erde bereiteten, in Honig und Sesamöl gekneteten

Teige. Diese sonderbare Pomade wird, soweit das Haar reicht, über den Kopf gestrichen. Diese klebrige Materie wird endlich trocken und hart, und bildet eine thönerne Kopfbedeckung, die man nicht mehr abnehmen kann, außer mit Gewalt und allmälig. Ich überlasse es Ihnen, sich den Anblick vorzustellen, den ein solcher Kopfputz, verbunden mit den rothen Linien im untern Theile des Gesichtes, diesen armen Negern verleiht.

Die Weiber tragen denselben Kopfputz, nur daß eine breite Scheitelfurche mitten auf dem Kopfe das Haar in zwei große Büsche theilt, welche über den Ohren eine schwere Bedachung bilden.

Der Typus der Wasaramo hat nichts Angenehmes. Ihre Gesichtszüge sind hart und grob; ihre Physiognomie hat etwas Wildes. Die etwas schief liegenden Augen, das vorstehende, bartlose Kinn, die dicken Lippen, der stiere Blick zeigen klar an, daß dieser Neger nichts mit dem Araber gemein hat, dessen Ernst und schöne Manieren ihn so vortheilhaft unterscheiden.

Die Wasaramo sind fast alle bekleidet, wenigstens mit dem Allernothwendigsten. Sie treiben einen gewissen Luxus mit Halsschnüren von Glasperlen oder bunten Porzellankörnlein, sowie mit messingenen oder ehernen Armspangen. Die Reichen tragen Halsschnüre von Perlen verschiedener Farben mit noch manchen bizarren Zierathen daran.

Nun habe ich noch von ihren Lebensgewohnheiten und ihrer Religion zu sprechen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Wasaramo, bei welchen wir gegenwärtig sind, haben großen Stolz auf ihre Waffen, ohne welche sie niemals öffentlich ausgehen. Mehrere besitzen sogar Percussionsgewehre. Sie verdanken dieselben der kaufmännischen Unklugheit von Europäern, welche diese Waffen gegen sich gekehrt sehen werden, wenn sie den armen Afrikanern die Wohlthaten der Civilisation werden bringen wollen. Jedoch sind das nur Ausnahmen; die gewöhnlichen Waffen dieses Volkes sind der Bogen, vergiftete Pfeile und große Messer, welche sie aus dem von den Karawanen gebrachten Eisen schmieden.

Die Häuptlinge, welche nach dem Erbrecht succediren, tragen den weißen Turban nach afrikanischer Art, und die Schärpe aus rothem Baumwollstoff um die Lenden. Die Weiber, welche besser als alle Negerinnen Afrika's gekleidet sind, zeigen in ihrem Gange eine gewisse Geziertheit, obwohl sie in einem Tuch gewöhnlich ein Kind auf dem Rücken tragen.

Die Hütten der Wasaramo sind besser gebaut, als die ihrer Nachbarn und zeigen schon die Anfänge von

Civilisation an. Diese Völker, von Natur aus ungestüm, streitsüchtig und eigensinnig, sind viel umgänglicher geworden, seitdem Said-Said, der Vater des gegenwärtigen Sultans, sich der Ortschaft Kaole und anderer Häfen an der Küste bemächtigt hat, um den Karawanen, welche nach dem Innern Handel treiben, einen Weg zu bahnen. Sie haben endlich begriffen, daß sie aus ihren Handlungsverbindungen mit den Fremden sehr große Vortheile ziehen können.

Da wir nur deßwegen zu ihnen kommen werden, um ihnen an Leib und Seele Gutes zu thun, so können wir darauf rechnen, daß sie uns dieselbe herzliche Aufnahme bereiten werden, die wir gegenwärtig bei denjenigen Völkern finden, die uns kennen gelernt haben.

Der Berührung mit einer Halbcivilisation verdanken die Wasaramo gewisse Gebräuche, aus denen schon ein nationales Ehrgefühl spricht. So wird zum Beispiel der Diebstahl auf grausame Weise bestraft. Man schneidet dem Dieb den Kopf ab, und steckt ihn zum abschreckenden Beispiel am Eingang in das Dorf auf die Spitze einer Stange.

Im Falle des Ehebruchs oder der schwarzen Zauberei hat der Häuptling das Recht, seine Unterthanen zu verkaufen oder sie den Flammen des Scheiterhaufens zu überliefern. Die Kinder des Schuldigen werden ebenfalls in die Flammen geworfen, damit sie nicht das Beispiel ihrer Eltern nachahmen. Die alte Geschichte, sowohl die heilige als die profane, bietet genug Beispiele einer solchen strengen Anwendung des Gesetzes der Solidarität.

Bei den Wasaramo gibt es noch andere Gebräuche, welche ihren Ursprung nur in der durch die Vielweiberei verursachten Schwächung der Familienbande haben können. Die erste Stelle nimmt die vertragsmäßige Brüderschaft ein, welche zu Gunsten ihres geselligen Charakters zu sprechen scheint.

In der Absicht, Menschen, die durch Interessen, Streitigkeiten und Haß getrennt sind, zu vereinigen und die bei den Barbaren so häufig vorkommenden Uneinigkeiten beizulegen, wählt man von freien Stücken Personen, welche vermittelst eines Eides unter folgenden Ceremonien zu Verwandten gemacht werden.

Die zwei Individuen, welche Brüder werden wollen, setzen sich auf die abgenommene Haut eines Thieres und legen sich die Beine auf einander. Auf ihre Schenkel legt man ihre Bogen und Pfeile, während der Fundi (Heiligender) einen großen Säbel über ihren Häuptern schwingt. Zugleich verflucht er denjenigen, welcher sich gegen die Gesetze der Verbrüderung verfehlen würde, und droht mit fürchterlichem Gebrüll mit dem Zorne des Pepo.

Man opfert hernach eine Ziege, von der man das Herz nimmt, läßt dieses unter gewissen Ceremonien braten und gibt es den Helden der Verbrüderung. Diese machen dann einander einen Einschnitt auf die Brust, nehmen von ihrem Blute, besprengen damit das Herz der Ziege und essen dies mit ihrem Blute geröthete Fleisch in Gegenwart zahlreicher Zeugen.

Anlangend die Religion, so kennen die Wasaramo nur einige Ceremonien des Fetischdienstes, welche durch alten Brauch geheiligt sind: die Gewohnheit ist ihr Gesetz-

buch im Religiösen wie im Weltlichen. Man findet bei ihnen nicht, wie bei anderen Stämmen, besondere Feierlichkeiten für die verschiedenen Ereignisse des Lebens, ausgenommen das beim Tod der Kinder gegebene Festmahl.

Sonderbar! wenn eine Frau im Wochenbett stirbt, so verlangen ihre Eltern von dem Manne eine Entschädigung. Die Mutter, welcher der Tod ein Kind raubt, ist verpflichtet, mehrere Tage lang außerhalb des Dorfes Buße zu thun. Mit schwarzer und gelber Erde beschmiert, ist sie allen Beschimpfungen der Vorübergehenden ausgesetzt. Ist dieser Gebrauch vielleicht eine Vorsorge gegen die Achtlosigkeit oder den bösen Willen der Mütter?

Wie dem auch sei, der Teufel, welcher ein Vergnügen an der Herabwürdigung der Menschheit hat, überredet diese armen Unwissenden, das Leben ihrer Kinder hänge von gewissen abgeschmackten Handlungen ab. Ich gebe einige an:

Um das Leben ihrer Kinder zu sichern, legen die Väter den Eid ab, daß ihre Neugebornen sich nicht vor dem achtzehnten Jahre rasiren dürfen. Die Mütter bedecken sie mit Amuletten, hängen ihnen Fetzen von einer Schlangenhaut um den Hals und eine Art gläserner Rosenkränze um den Kopf. Noch mehr, sie legen dem Kinde des Nachts zwei kleine Stäbe unter den Kopf, um es gegen Behexung und Zauberei zu beschützen.

Eine beklagenswerthe Sitte will, daß man ein Kind, das mit Zähnen auf die Welt kommt, tödte. Der Grund hievon ist die Furcht, es möchte über die Familie Unglück bringen. In Zanzibar sind sogar die Araber von diesem

unheilvollen Irrthum angesteckt. Daher trägt man solche Kinder sogleich in die Moschee, wo einige Verse aus dem Koran über sie gelesen werden. Dann neigt man ihnen den Kopf, wie um sie schwören zu lassen, daß sie niemals jemandem Schaden zufügen wollen.

Bei den Wasaramo ist die Vielweiberei ebenso beschaffen, wie bei allen Völkern Afrika's, das heißt sie ist ohne bestimmte Grenzen. Die Ehescheidung wird auf eine lächerliche Weise ausgesprochen. Wenn der Mann an seiner Frau genug hat, so präsentirt er ihr zum Zeichen der Entlassung ein Stück von einem Welschkornstengel. Hat das unglückliche Geschöpf nicht Verstand genug, um zu begreifen, daß es in Ungnade gefallen, so jagt es der Mann mit Stockschlägen aus der Hütte, und alle gesetzlichen Formen sind erfüllt. Arme Tochter Eva's! Wann wirst du aufhören, die Sklavin des Mannes zu sein, um seine Gefährtin zu werden? Wann du die Tochter Maria's sein wirst, vorher nicht.

Was soll ich von den Formalitäten der Eheschließung sagen? Sie sind beinahe dieselben, die bei Erwerbung einer Kuh oder eines Huhnes erfordert werden. Der junge Mann, der sich verehelichen will, schickt einen Freund zum Vater der Künftigen, um die Sache abzumachen. Es versteht sich, daß das arme Mädchen nichts von dem weiß, was vorgeht, und man hütet sich, es davon in Kenntniß zu setzen. Der Unterhändler beginnt mit Uebergabe eines Geschenkes. Gewöhnlich ist es ein Turban. Die Sitte verlangt, daß dieser Turban dem Ehemann zurückgegeben werde, wenn die Frau ohne Nachkommenschaft stirbt. Im andern Falle wird er das Eigenthum der Kinder.

Oft dauert der Handel ziemlich lange Zeit; die Kosten werden mit einigen Fetzen irgendwelcher Stoffe bestritten. Ist der Preis einmal mit dem Vater ausgemacht, so kommt die Mutter mit ihren Ansprüchen herangezogen. Sie verlangt unter anderm einen Perlengürtel, ein Dutzend Kühe und Ziegen für sich, und ein Linnentuch zu einer Art Tasche, worin die junge Frau ihre kleinen Kinder legen wird.

Ist die finanzielle Frage erledigt, so wird die Tochter, ob sie will oder nicht, auf eine Tragbahre gesetzt, und in die Hütte des Bräutigams getragen. Anstatt aller Ehefeierlichkeiten wird dann bei Trommelschlag getanzt und Pombe (eine Art Bier aus Bananen) getrunken. Diese Verbindung ist gesetzmäßig, und die Kinder gehören dem Vater, welcher sie verkaufen kann, wenn er es für gut findet.

Wenn ein Wasaramo am Sterben ist, so kommen seine Freunde zusammen, um zu seufzen, zu schluchzen und zu singen. Da man in diesem Lande eine entsetzliche Furcht vor den Geistern hat, so begräbt man den Verstorbenen kaum daß er ausgeathmet hat. Bei einigen Stämmen errichtet man den Todten kleine Hütten in den Wäldern. Neben den Verstorbenen legt man, wenn es ein Mann war, einen Bogen, Pfeile und einen Köcher; war es aber eine Frau, so werden einige Haushaltungsgeräthe, zum Beispiel ein Kochtopf, ein Krug, eine Cocosnußschale zum Wasserschöpfen, hingelegt. Zu welchem Geschlechte aber der Todte gehöre, man legt neben den Leichnam, der nur mit wenig Erde überdeckt ist, Welschkornkörner und Welschkornbrei. Wird diese Nahrung verzehrt, so wird der Tod als ein natürlicher angesehen; bleibt die Nahrung auf dem Platze, so schreibt man den Tod einer

Behexung zu. Alsbald wird der Mganga befragt, um zu erfahren, welcher Stamm an der Hexerei schuldig sei. Wird er vom Mganga bezeichnet, so entzündet sich der Krieg mit einer furchtbaren Erbitterung, und ganze Dörfer verschwinden in Folge dieses grausamen Aberglaubens. Immer und überall der große Mörder des Menschengeschlechts!

Ich glaube genug über die unglücklichen Wasaramo, welche dem apostolischen Eifer unserer Congregation anvertraut sind, gesagt zu haben. Möchten unsere lieben Mitbrüder beim Lesen dieser flüchtig geschriebenen Zeilen mehr und mehr von der Liebe zu den Seelen entflammt werden, und nach dem Vorbild des heiligen Franz Xaver sich bereit zeigen, die Welt zu umreisen, um eine einzige Seele zu retten!

Ich muß Ihnen jetzt von anderen, nicht weniger unbekannten und Ihrer Aufmerksamkeit würdigen Völkern erzählen. — Es gibt kein Unglück ohne ein Glück dabei, sagt ein Sprüchwort. Unser bei strömendem Regen nach Kisiki vollführter Ausflug trug mir eine Verdoppelung meiner rheumatischen Schmerzen mit Fieber ein. Gern oder ungern mußte ich meine Reise aufgeben und in Bagamoyo, unserm Hauptquartier, der Ruhe pflegen. Dieser unfreiwillige Urlaub gestattete mir, mehrere Völkerschaften des Innern, und besonders die Nyamuesi, zu studieren. Bei welcher Gelegenheit dies geschah, will ich nun erzählen.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Land der Nyamuesi ist auf den geographischen Karten unter dem Namen „Mondland" bezeichnet. Mit gutem Grund; denn in den Sprachen Afrika's heißt „Nya" Land, und „Muesi" Mond. Dies ausgedehnte Land liegt nicht weit von dem großen See Nyanza-Victoria, unter dem dritten Grad südlicher Breite und ungefähr hundert und fünfzig Stunden weit im Innern des Festlandes.

Da der Monat September die gewöhnliche Zeit der Ankunft der Karawanen ist, so waren in Bagamoyo und Kaole ungefähr sechs tausend von diesen Nyamuesi. Ich konnte sie mit Muße studieren.

Diese Schwarzen bringen aus ihrem fernen Lande auf Kopf und Rücken große Massen Elfenbein, Copal, Getreidekörner, Thierhäute und andere Handelsartikel. Alle diese Waaren werden am Ufer des Meeres ausgestellt.

In Erwartung des Verkaufs ihrer Waaren, was bisweilen zwei Monate dauert, bleiben sie an der Küste, um dagegen Leinwand und Küstenlandprodukte einzutauschen. Nichts ist merkwürdiger, als sie über den Preis eines Elephantenzahnes feilschen zu hören. Sie fangen Mor-

gens sechs Uhr an und streiten fort bis Abends sechs Uhr, und zwar vierzehn Tage lang, ohne zu ermüden und ohne etwas abzuschließen.

Nach allem, was ich bei meinem langen Aufenthalt in Ostafrika hierüber erfahren konnte, glaube ich, daß unsere Missionäre sich alle Mühe geben sollten, so schnell als möglich in jenes so schöne und wenig bekannte Land einzudringen.

Da die Nyamuesi unter den Negern die beste Rasse sind, so muß man ihnen auch zuerst das Licht des Glaubens bringen. Tausendmal glücklich jene, welche sehen werden, was ich nicht werde sehen können, und thun, was ich nicht werde thun können, nämlich dies ausgezeichnete Volk zu einem Kinde Gottes zu machen!

Meine Aufgabe ist, dies Volk bekannter zu machen. Gewisse Einzelheiten werden die Europäer sehr in Staunen setzen. Man hat jedoch keine Ursache, über manches bei einem Volke überrascht zu sein, das man noch in einem solchen Zustand der Kindheit kaum vermuthet hätte. Aber so erstaunlich auch das Schauspiel ist, das ich vor Augen habe, so will ich es doch mit gewissenhafter Treue beschreiben.

Man stelle sich einen Trupp von einigen dreißig Nyamuesi, die das erstemal nach Bagamoyo kommen, vor, und höre, wie sie einander erzählen, daß es dort Wasungu gebe, das heißt Menschen, die eine ganz weiße Haut haben, wie man es noch niemals sonst gesehen. Diese guten Afrikaner tragen statt aller Kleidung ein Ziegenfell um die Lenden oder eine Schürze, die aus Pflanzenfasern fabricirt ist.

Ich brauche nicht zu sagen, daß sie bei unserm ersten Anblick Reißaus nahmen; erst nach einer halben Stunde

etwa wagten sie, uns näher zu kommen. Groß war ihr Erstaunen, als sie uns nach Muße betrachten konnten.

„Wie drollig!“ sagten sie zu einander; „wie drollig das ist! Seht, diese Männer haben ein weißes Gesicht, weiße Hände, einen schwarzen Leib und Hufe wie ein Kameel!“

Diese braven Leute sahen ganz einfach unsere großen Reiseschuhe als Kameelhufe an, und die schwarze Farbe unserer Sutane hielten sie für die Farbe der Haut.

Weil sie krause Haare haben, so verwunderten sie sich auch sehr über unsere glatten Haare. Ich mußte über ihre naiven Aeußerungen wirklich lachen. Da ich das Bedürfniß fühlte, mich ein wenig zu ergötzen, wenn nicht um das Fieber zu vertreiben, so doch um mich einen Augenblick zu zerstreuen, so machte ich mir kein Gewissen, ihre Neugierde noch mehr zu reizen.

Ich zog also meine Schuhe aus. Weil sie glaubten, die Fußbekleidung sei ein Theil des Fußes, so sprangen die einen, von Schreck ergriffen, davon, indem sie mich für einen Zauberer hielten. Andere, die muthvoller waren, schrieen: „Hi, Hi!“ sperrten ihre Augen groß auf und machten eine unbeschreibliche Miene dazu. Das war der erste Grad ihres Erstaunens.

Ich mache weiter und zeige ihnen, daß auch die Strümpfe abgehen. Diese hielten sie für meine Haut und schrieen: „Hu, Hu!“ Das war der zweite Grad ihres Erstaunens. Einige traten aus Entsetzen zurück, denn sie hielten mich für einen Mganga; während andere, die schon tiefer in das Geheimniß eindrangen, mit wichtiger Miene sagten, die Weißen hätten zwei Häute an

den Füßen, eine schwarze und eine weiße. Als ich sah, daß sie über meine Strümpfe sich mehr und mehr den Kopf zerbrachen, so zog ich endlich einen derselben vollständig aus.

Da erst hätte man sehen sollen, wie sie das Fersengeld zahlten! In einem Augenblick waren sie alle weit weg von mir, mit Ausnahme eines einzigen, dessen verwegene Kühnheit sie fast eben so sehr in Staunen versetzte, als der Anblick meines Strumpfes. Das Bleiben dieses Tapfern flößte seinen Kameraden einigen Muth ein; sie kamen nach und nach herbei, meinen Fuß zu betrachten, und überzeugten sich zu ihrem größten Erstaunen, daß er dieselbe Farbe habe, wie das Gesicht und die Hände.

Sie beeilten sich daher, mich mit dem dritten Grade des Erstaunens zu beehren. Bei ihnen besteht der Superlativ der Verwunderung darin, daß alle wie im Chore zusammenstehen und pfeifen, wie man pfeift, wenn man das Vieh zum Tränken führt. Ziemlich lange Zeit erfreuten sie mich mit ihrem Concert. Mir sagen: lachen Sie nicht! wäre verlorene Zeit gewesen! Ich kann versichern, der ernsthafteste Mensch der Welt hätte sich halb todt lachen müssen.

Ein so kindisches Benehmen würde man nicht für möglich halten, wüßte man nicht, daß diese einfältigen Leute, die nie etwas gesehen haben, geneigt sind, alles, was über den beschränkten Kreis ihrer Kenntnisse hinausreicht, der Zauberei zuzuschreiben. Es verhält sich mit allem so, was irgend einen Charakter intellektueller oder physischer Superiorität an sich trägt.

Ich bedauerte sehr, keine Elektrisirmaschine bei mir zu haben; die würde sie, das ist sicher, vollends außer sich gebracht haben. In Ermangelung einer merkwürdigern Sache zeigte ich ihnen meine Uhr. Schon erstaunt über die Bewegung der Zeiger, waren sie es noch mehr über das Schlagwerk. „Halt, halt!" sagten sie, „dieses Ding spricht; wir glaubten, blos die Menschen sprechen." Als ich die Uhr aufmachte und sie dies complicirte Räderwerk sahen, ergriff sie Furcht, und sie glaubten an Zauberei.

Noch viel schlimmer war es, als ich ein Zündhölzchen nahm und es auf dem Gürtel meines Nachbars strich. Er bildete sich ein, ich hätte das Feuer aus seinem Kleiderlappen herausgezogen, ergriff die Flucht und schrie: „diese Weißen sind Waganga!"

Ich zeigte ihnen endlich Bilder. Sie fürchteten sich davor, weil sie meinten, daß in denselben irgend ein Hexenwerk verborgen sei. Anfangs wollten sie dieselben nicht anrühren; aber sie schauten dieselben neugierig an und sagten: „Seht, das ist wie Augen, wie eine Nase, wie ein Mund auf diesem Ding: was kann das sein?" Als sie indessen sahen, daß Musa sie anzurühren wagte, so faßten sie ein Herz und rührten sie gleichfalls an.

Hier nun ist meine Rolle zu Ende und die Musa's beginnt.

Nach seiner ganzen Anlage zur Aufschneiderei sagte ihnen Musa, jedoch ohne meine Theilnahme, die wunderlichsten Dinge, welche sie wenigstens theilweise für wahr annahmen, und riefen aus: „Wie froh sind wir, hieher gekommen zu sein! Jetzt sind wir überzeugt, daß die

Nyamuesi dumme Thiere sind, daß die Weißen allein Menschen sind!" Mehr bedurfte es nicht, um Musa in's Feuer zu bringen.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, schwatzte er ihnen Fabeln von der empörendsten Absurdität vor. So sagte er zu ihnen, daß die Weißen vom Himmel fallen, und zum Beweise hiefür zeigte er ihnen eine Verwundung, welche mir im Walde von Kaole ein Dorn verursacht hatte. „Schaut! man sieht noch die Wunde, welche der Pater von einem Steine erhielt, als er vom Himmel fiel!"

Bemerkend, daß bei dem Tone der Ueberzeugung, in welchem Musa redete, die armen Leute an diese Dummheiten glaubten, so sagte ich zu ihm: „Aber, Musa, krame doch nicht solche Albernheiten aus!" Er antwortete mir: „Pater, lassen Sie mich machen; das gibt ihnen einen hohen Begriff von den Weißen, und das ist für sie auch merkwürdig."

Musa also, der es nicht sehr gewissenhaft nahm, und überdies durch die Nyamuesi, welche vor Verwunderung beständig im Chore pfiffen, angereizt, fuhr im selben Tone fort. Indessen machte ihm einer jener armen Schwarzen, der verständiger war, als die anderen, eine ziemlich verfängliche Einwendung.

„Wenn alle Weißen vom Himmel fallen," fragte er, „wie kommt es, daß dieser da" (und er zeigte auf Bruder Marcellin) „kleiner und jünger ist, als der andere?"

Musa, immer unstörbar, antwortet ihm mit gewohnter Leichtigkeit: „Ei, der Grund ist sehr einfach. Er hat noch nicht Zeit gehabt, zu wachsen und alt zu werden, da er erst vor zehn Tagen vom Himmel gefallen

ist." — „Kuehli, Kuehli! das ist wahr, das ist wahr; das lasse ich mir gefallen: das ist ein guter Grund!" sagten sie. Um zu zeigen, daß sie den Grund vollkommen verstünden, fingen alle auf's Neue wieder an, im Chor zu pfeifen.

Jetzt blieb noch eine letzte Schwierigkeit. „Warum kann dieser da," (sie sprachen auf's Neue von Bruder Marcellin,) „die Sprache dieses Landes nicht?"

„Aber ihr seid doch recht einfältig, ihr," antwortete ihnen Musa, und warf ihnen einen schrecklichen Blick zu, um sie besser zu überzeugen, „ihr seid dumm; habe ich euch nicht eben gesagt, daß er vom Himmel gefallen ist? Wie sollte er nun in so kurzer Zeit die Sprache der Erde gelernt haben?"

Ein wiederholtes Pfeifen des Beifalls und der Verwunderung schloß diese sonderbare Komödie, die ergötzlichste, die man sich denken kann. Wenn auch nicht alle an das, was Musa ihnen auftischte, glaubten, so schien zu meinem Erstaunen doch die Masse daran zu glauben.

Ich muß beifügen, daß die Leichtgläubigkeit dieser guten Nyamuesi etwas anderes, als gemeines Vergnügen hervorrief. Ich sah in ihnen neue Seelen, in denen der gute Samen zu keimen nicht ermangeln würde. Bald wird der Tag kommen, man muß das hoffen, an dem unsere Mitbrüder aus Erfahruug erkennen werden, daß meine Voraussehungen nicht grundlos sind.

Sechzehntes Kapitel.

Da mich Tags darauf das Fieber verlassen hatte, so dachte ich, mich mit ernsteren Dingen zu beschäftigen. Meine erste Sorge war, wieder zu den Nyamuesi zu gehen und sie über ihr Land, das fast so groß ist, als Frankreich, auszuforschen. Dank der großen Anzahl jener Eingebornen, die aus verschiedenen Provinzen gekommen waren, konnte ich zahlreiche und nicht uninteressante Erkundigungen einziehen.

Ich beginne mit der wiederholten Versicherung, daß die Nyamuesi die besten Völkerschaften Afrika's sind. Daher ist in Zanzibar das Sprüchwort: „Man kann bei den Nyamuesi in offenem Felde schlafen, ohne sich fürchten zu müssen." Wahrhaftig, hat man diese guten Leute, die nichts anderes, als große Kinder sind, auch nur kurze Zeit gesehen, so muß man sie liebgewinnen.

Nach dem Bericht der Reisenden scheint das Unyamuesi früher ein großes Königreich gewesen zu sein. Heut zu Tag ist es in Stämme getheilt, welche durch besondere Häuptlinge regiert werden. Zwölfhundert Meter über dem Meer gelegen, hat dieses Land den Vortheil, daß es den

Missionären ein angenehmes, der Gesundheit zuträgliches Klima bietet.

Zudem werden seine schönen, durch Quellen bewässerten, außerordentlich fruchtbaren Thäler für die Missionäre ein mächtiger Vorschub sein, um die Eingebornen durch die Arbeit zur Gesittung zu führen und sich das zum Leben Nothwendige selbst zu verschaffen.

Der Trieb zum Handel und die Geschicklichkeit in der Fabrikation des Eisens und einiger Baumwollenzeuge geben den Nyamuesi den Vorrang vor den verwandten Stämmen und lassen selbst das Vorhandensein einer ehemaligen Civilisation vermuthen.

Viel schwärzer als die Wasaramo und gewöhnlich auch größer, sind sie doch weniger muthvoll und tapfer. Ihre Weiber sind gekleidet, wie die auf Zanzibar: sie tragen von den Armen an breite Stoffe, welche ihren Körper verhüllen. Außerdem haben sie Halsschnüre von Glasperlen, große Armspangen von Kupfer und einige Ringe vom Haar der Giraffen-Schweife.

Die Männer, welche sich ein Ziegenfell um die Hüfte binden, sind mit der Lanze, dem Bogen und ihren nationalen Pfeilen bewaffnet. Sie reißen die Schneidezähne des Unterkiefers heraus und machen einen Einschnitt in die Oberlippe, um so die oberen Zähne bloß zu legen.

Es ist immer derselbe satanische Geist der Entstaltung, der den Menschen überredet, so wie ihn Gott geschaffen, sei er nicht gut geschaffen, und der ihn unter dem Vorwande der Verschönerung zu dieser grausamen Verunstaltung verleitet.

In der Nachbarschaft des Unyamuesi findet sich eine Naturerscheinung, an die man gewiß nicht dächte: ich meine Gebirge, die mit ewigem Schnee bedeckt sind. Am Fuß dieser Gebirge wohnen Eingeborne, welche als ganze Kleidung nur einige Federn oder Muscheln, woraus sie eine lächerliche Kopfbedeckung verfertigen, an sich haben.

Das Kostüm der Weiber besteht aus einigen Pflanzenfasern, die sie sich um die Hüfte hängen. Alle tragen an Ohren und Lippen ganze Päckchen von Messing und Muschelschaalen.

Diese Wesen, die mehr vegetiren als leben, machen in das Innere der riesengroßen Bäume ihrer Urwälder Löcher, und wohnen so in der vollständigsten Wildheit.

Sie leben von Aas, Ungeziefer, von Insektenlarven und fressen den Menschen roh, um nicht die Mühe des Bratens oder Kochens zu haben. Ihre Haare sind außergewöhnlich lang und fallen bis auf die Lenden herab, ein Umstand, der offenbar auf eine Mischlingsrasse hinweist.

Wild im Kriege, können sie doch ein paar Jahre Schlachten liefern, ohne mehr als vier Mann zu verlieren, — so sehr ist ihr Militärsystem noch im Urzustand.

In Europa setzt man gern voraus, daß die Menschenfresserei nur noch auf einigen Inseln der Archipel des großen Oceans vorkomme; das ist ein Irrthum. Sie herrscht noch bei einer großen Anzahl afrikanischer Stämme. Nicht weit von den Wilden, von denen ich spreche, wohnen die Wabambe, die noch schreckliche Menschenfresser sind.

Sie geben gern eine Ziege für ein sterbendes oder todtes Kind, um sich mit seinem Fleische gütlich zu thun. Erst, wenn ihnen Menschenfleisch fehlt, nähren sie sich

mit Pflanzenkost. Wir haben in Zanzibar, in unserm Hause, mehrere Kinder aus diesem Stamm, die mir schon oft erzählt haben, daß sie die Leiber Verstorbener gegessen hätten.

Indessen haben sie mir eingestanden, daß das Fleisch des zu diesem Zwecke geschlachteten Menschen am besten sei. Bei diesem kannibalischen Schmause geht es folgendermaßen zu: Man schneidet dem Menschen, der gegessen werden soll, den kleinen Finger ab; es scheint, dies sei für sie das schmackhafteste Stück; man röstet ihn und kostet.

Ist das Fleisch nicht gut, so läßt man den Menschen noch einige Zeit lang fett werden. Ist dagegen das Fleisch saftig, so schneidet man dem Unglücklichen unmittelbar den Kopf ab, und zerschneidet den Leib in Stückchen. Schenkel und Arme gelten für das Beste.

Ist das Fleisch einmal gebraten, so verschlingt man es und trinkt dabei Pombe aus künstlich geflochtenen Strohschaalen. Hierauf hängt man die Gebeine des Schlachtopfers an einen hohen Galgen; Trommler stehen umher und wirbeln, während die Gäste, Zebraschweife um den Kopf gewunden, auf hölzernen Instrumenten blasen und groteske Tänze ausführen.[1]) Die Menschenfresserei ist also ein Opfer, das man demjenigen darbringt, welcher der Menschenmörder von Anbeginn war.

---

[1]) Siehe Gaume, Lehre vom heiligen Geist, Bd. I., Kap. 20, von den Tänzen bei den Opfern.

Ich habe bei den Wadoe, von welchen ich später spreche, die Menschenfresserei so allgemein verbreitet gefunden, daß sie Krieg führen, um das Vergnügen zu bekommen, auf dem Schlachtfeld getödtete Menschen zu essen.

Wir haben hier einen Knaben, Namens Raphael, aus diesem nämlichen Stamm. Er hat mir erzählt, daß er oft Menschenfleisch gegessen habe, und sogar, daß seine Eltern sich gewöhnlich damit nährten. Als ich ihn fragte, ob ihm das Menschenfleisch gut geschmeckt habe, so leckte er sich die Lippen ab, gleichsam in der Erinnerung an einen sehr beliebten Leckerbissen, und sagte dann: „Wolai, gema sana: gewiß, sehr gut!“ Er fügte bei: „Die besten Stücke sind die kleinen Finger, die Arme und Schenkel.“ Dieser Knabe hat in seinem Aeußern etwas Wildes beibehalten, und wird das wahrscheinlich immer beibehalten. Seine Vorliebe für rohes Fleisch ist ihm geblieben; es ist eine wahre Lust für ihn, die Abfälle von einem Huhn roh, selbst ohne sie zu waschen, zu verspeisen.

Die unglücklichen Wabambe haben einen so verdorbenen Geschmackssinn und besonders einen so stumpfen Geruchssinn, daß sie, um sich zu parfümiren, den ganzen Leib mit ranziger Butter einreiben. Bei der Aequatorhitze bringt diese Einschmierung einen unbeschreiblichen Gestank hervor.

Man mag sie wohl waschen und baden, wie man das bei einigen unserer Kinder angewandt hat; es hat keine Wirkung; der schlechte Geruch hat sich schon gänzlich mit ihrem Fleisch und ihrer Haut vereinigt. Ist es vielleicht eine Vorschrift der Toilette oder ein Mittel

gegen den Stich gewisser Insekten? Ich kann das nicht sagen.

Außerdem besteht bei diesem Volk ein noch unbegreiflicherer Gebrauch. Wie sie Butter anwenden, um den Körper einzureiben, so ersetzen sie an den Speisen die Butter mit dem Fett des Menschenfleisches.

Ich komme nun zu meinen Nyamuesi zurück, die man oft auch kurzweg Muesi nennt. Ich will sie nun selbst mit diesem allgemeinen und kürzern Namen bezeichnen, obwohl ich von den verschiedenen Stämmen unter ihnen zu sprechen habe.

Im Lande dieses Volkes ist alles noch unglaublich wohlfeil. So kauft man zum Beispiel einen Esel oder eine Kuh um eine Hacke; um einen Meter Leinwand liefert man dreißig Liter Milch.

Die starken und dienstfertigen Muesi machen gern die Lastträger der Karawanen. Aber diese Liebe zum Transportiren der Waaren benimmt ihnen die Anhänglichkeit an den Boden ihrer Heimat nicht. Wenn sie auf dem Wege Landsleuten begegnen, die mit ihnen von der Heimat sprechen, so fliehen sie augenblicklich mit ihnen davon, lassen aber die Last zurück, denn diebisch ist dies Volk im Allgemeinen nicht.

Seit einiger Zeit bilden die Muesi selber Karawanen, um ihre eigenen Waaren zu befördern. Nach einer Reise von zweihundert oder dreihundert Stunden kommen sie in einer Anzahl von mehreren hundert Köpfen unter einem selbstgewählten Haupte in Bagamoyo an.

In diesen so zahlreichen Banden gibt es weder Ausreißer, noch Unzufriedene. Man marschiert von sechs Uhr

Morgens bis um Mittag, zu welcher Zeit man das Essen einnimmt und einer zweistündigen Ruhe pflegt. Hierauf beginnt der Marsch wieder bis sechs Uhr Abends. Obwohl ihnen durch die schweren Lasten die Schultern wund gedrückt und die bloßen Füße durch die Dornen blutig gestochen werden, tragen doch noch die meisten einige alte ausgebrauchte Hacken mit sich, um gegen Eisen oder Korn sie auszutauschen.

Der Muesi trägt als unermüdlicher Läufer Alles mit sich. Er braucht kein Zelt und keine Decke. Eine einfache Thierhaut dient ihm als Bett und Kleid; von Wäsche ist keine Rede. Dazu kommt ein Kochtopf, ein mit Schmalz gefüllter Flaschenkürbiß, und ein kleiner Schemel; das sind alle seine Reiseartikel.

Seine Genügsamkeit ist so groß, daß er auf der Reise oft täglich nur einmal ißt, und zwar Mehlbrei. Dies Mahl wird zu einem Festessen, wenn er noch einige Stücke von krepirten Thieren, wornach er außerordentlich lüstern ist, dazufügen kann. Ich sah es in Zanzibar häufig, wie die Muesi ein seit mehreren Tagen todtes Thier zerstückten. Der ekelerregende Geruch dieses halbverwesten Fleisches stößt sie nicht zurück, sondern zieht sie an; solchen Heißhunger haben sie nach Fleisch.

Die Karawanen werden stets von einem Zauberer begleitet. Er ist selbst Lastträger; aber er trägt das leichteste Bündel. Da er in Kraft der mit seinen Funktionen verbundenen Vorrechte viel ißt und wenig arbeitet, so ist er gewöhnlich der dickste in dem Trupp. Nichts desto weniger ist er eben so schlecht gekleidet, als die Uebrigen, da er sich lächerlich machen würde, wenn er auf

der Reise an seinen Anzug dächte. Uebrigens besteht bei dem Muesi die Kleidung in nichts oder in wenig. Der Kopfputz allein nimmt seine Sorge in Anspruch; und wie geschmackvoll dieser ist!

Die Einen bekränzen ihr theures Haupt mit dem Haare der Zebramähne in Form eines Diadems, Andere binden an die Stirne einen Ochsenschweif, wieder Andere verfertigen sich eine Mütze aus Affenhaut und zieren sie mit verschiedenfarbigen Bändern und Straußenfedern. Wenn Sie Hunderte von Köpfen mit solchem Putze vor sich haben, so sind Sie Zeuge eines aller Beschreibung trotzenden Schauspiels.

Der Aufputz wird aber erst durch die übrigen Schmuckgegenstände vollständig. Außer der um die Lenden befestigten Binde von Ziegenfell, sind da noch vom Kopf bis zu den Füßen Ringe aus Elfenbein, Spangen aus Kupfer- und Metalldrähten, mehrere Pfund schwer, Halsketten, kleine eiserne Schellen an den Knieen und Fußknöcheln.

Wie wenn das nicht genügte, dem unerschrockensten Manne Furcht einzujagen, so tragen die Karawanenleute außer den gewöhnlichen Negerwaffen eine große Lanze, Wurfspieße, eine Schlachtenaxt, und am Gürtel ein großes Messer.

Endlich, um den in jenen verlassenen Gegenden nur allzu zahlreichen Dieben einen hohen Begriff von der Stärke der Karawanen beizubringen, ahmen sie auf dem Wege das Brüllen der Büffel nach, und machen noch mittelst Trommeln und Hörnern, durch Pfeifen, Heulen wildes Singen und Schreien einen Höllenlärm. Auf diese Weise sehen wir sie in Bagamoyo einziehen.

Ich schließe mit der Anführung eines gleichfalls eigenthümlichen Gebrauchs. Man ist gewiß sehr erstaunt, bei diesen Wilden dieselbe Liebhaberei am Boxen zu treffen, wie bei dem englischen Volke. Im Falle, daß zwei freundlich gesinnte Karawanen einander begegnen, so treten die zwei Führer majestätisch hervor, den Kopf nach rückwärts werfend. Bei jedem Schritt halten sie einen Augenblick inne, die Augen scharf auf einander gerichtet. Sind sie in der gehörigen Nähe, so stürzen sie mit den Köpfen auf einander, wie zwei Widder, die sich gegenseitig angreifen. Jede Karawane folgt dem Beispiel der Führer, und es entwickelt sich ein wüthendes Boxen, das mit langem Lachen sich endet. Die Karawane, welche die weniger festen Stirnen besitzt, erleidet die Niederlage, zahlt einen leichten Tribut, und der Weitermarsch wird angetreten.

Siebzehntes Kapitel.

Ich habe die Muesi auf der Karawanenreise geschildert; ich muß sie nun zeichnen, wie sie zu Hause sind. Man wolle sich erinnern, daß ich nicht jeden Stamm des Unyamuesi im Besondern, sondern im Allgemeinen die zahlreichen Völkerschaften dieses großen Landes beschreibe.

Nach gewissen Schriftstellern haben die Portugiesen von dem Unyamuesi das erstemal im Jahre 1589 sprechen hören, als sie mit Entdeckungen auf der Ostküste Afrika's beschäftigt waren. Schon zu jener Zeit trieben diese Eingebornen regelmäßigen Handel mit den von den Portugiesen gebauten Städten am Meeresufer, wodurch ihnen einige Spuren von Civilisation blieben.

Nach einer alten Ueberlieferung bildete das Unyamuesi ehemals ein sehr großes Reich unter der Herrschaft eines einzigen Oberhauptes. Nach seinem Tode wurde dieser große Fürst der schönste Baum des Landes, und gab seinem Sohne und seinen Unterthanen Schatten. Deßwegen wallfahren noch heute die Wilden zu gewissen Bäumen, die man nicht berühren könne, sagen sie, ohne plötzlich sterben zu müssen.

Obwohl, wie ich gesagt, in verschiedene Theile gespalten und durch verschiedene kleine, unabhängige Häuptlinge regiert, hat das Unyamuesi die gleiche Sprache bewahrt, was für die Missionäre ein großer Vortheil sein wird. Es gibt wohl einige Verschiedenheiten des Dialekts zwischen Ost und West, aber die Eingebornen verstehen einander.

In Zanzibar kennt man das Unyamuesi-Land so ziemlich gut, da es viele Araber des Elfenbeinhandels wegen durchreist haben; denn daselbst sind die Elephanten sehr zahlreich. Unser Nachbar, ein ernster und sehr verständiger, wie auch reicher Mann, hat einen großen Theil jener Gegenden bereist.

Als er mir eines Tages einen Papagei aus dem Unyamuesi-Land, der zum Entzücken das Blöcken der Hämmel und den Schrei verschiedener Vögel nachmachte, als Geschenk brachte, so sagte er: „Dieser Vogel kommt aus einem Land, das der Garten Afrika's ist; es ist eine prachtvolle Gegend, dessen volkreiche Dörfer und fruchtbaren, sorgfältig bebauten Felder ein irdisches Paradies bilden. Große Heerden aller Gattungen Thiere gehen auf den Weiden umher, beleben die Landschaft und geben ihr den Charakter eines Reichthums und eines Ueberflusses, wie man das sonst nirgends trifft. Die Luft ist dort so frisch, die Temperatur so angenehm, die Natur so schön, daß bei Sonnenuntergang sogar die Wilden, die gewöhnlich für Naturpoesie nicht sehr empfänglich sind, tiefen Eindrucks sich nicht erwehren können."

In den Wäldern halten sich viele Löwen, Leoparden, Tigerkatzen, Elephanten, Rhinocerosse, Büffel, Giraffen, Zebra und wilde Hunde auf, welche letztere sich in

Schaaren sammeln, um auf die größten Thiere Jagd zu machen.

Wie alle Völker der Heiden, stehen auch die Muesi unter dem satanischen Einfluß der Verunstaltung des eigenen Körpers. So machen sich mehrere Stämme mit einem Messer eine Doppelreihe von Einschnitten von den Augen bis zum Munde. Diese Tätowirung ist bei den Männern schwarz und bei den Weibern blau. Auch lassen sich Alle zum unterscheidenden Merkmal ihrer Nationalität die zwei mittleren Schneidezähne des Unterkiefers ausreißen. Männer und Weiber sind sehr verpicht auf ein eigenes Verschönerungsmittel, welches in einer übermäßigen Länge der Ohrenläppchen besteht. Um diesen neuen Reiz des Körpers zu erlangen, hängen sie schwere Stücke Holz, Kupfer oder Elfenbein an die Ohren. Ein lederner Harnisch bildet das Kleid der Männer, und ein ledernes Röckchen ist die afrikanische Crinoline.

Das Gewohnheitsrecht ist das einzige Gesetzbuch der Muesi. Bei den mit christlichen Begriffen unbekannten Völkern ist aber dies Recht barbarisch und lächerlich, wie es denn auch allein sein kann und bleiben wird.

Einige Proben: Wenn eine Frau Zwillinge geboren, so tödtet man stets das eine der Kinder; an dessen Stelle legt man einen Flaschenkürbiß, den man sorgfältig in Windeln einwickelt. Wenn das Weib ohne Kinder stirbt, so verlangt der Wittwer vom Schwiegervater die Kaufssumme für sie zurück.

Reichliche Trinkgelage begleiten die Geburt der Kinder. Die Kleinen sind das Eigenthum des Vaters, der sie nach Belieben tödten oder verkaufen kann.

Bloß die für unehelich gehaltenen Kinder können erben, aus dem Grunde, weil die ehelichen Kinder eine Familie haben, welche für sie sorgen wird. Die Verpflichtung der Familie dauert nur kurze Zeit; mit zehn Jahren kann sich das Kind schon selbst durchbringen, da es im Alter von vier Jahren an das Arbeiten gewöhnt wird.

Die Lage der Mädchen hat etwas Eigenthümliches. Bis zum fünfzehnten Jahre kennen sie den Gebrauch von Kleidern nicht. Haben sie dieses Alter erreicht, so verlassen sie das väterliche Dach, und alle, welche in demselben Jahre geboren sind, bewohnen eine gemeinschaftliche Hütte, bis sie Gelegenheit zur Verheirathung finden.

Die jungen Männer heirathen, das heißt kaufen die Frau um einige Kühe. Obgleich der Mann im Falle des Ehebruchs der Frau das Recht auf Schadensersatz hat, kann er sie doch nur in der äußersten Noth verkaufen. Die Hochzeiten werden mit wilden Tänzen und Trinkgelagen gefeiert; Vielweiberei ist nur jenen erlaubt, die Vermögen besitzen. Man wird begreifen, daß bei solchen Sitten die Familienbande nur ein leeres Wort sind.

An diese lächerlichen und unsittlichen Gebräuche bezüglich der Lebendigen schließen sich grausame Gewohnheiten gegenüber den Verstorbenen. In gewissen Stämmen werden die Todten nicht beerdigt, um nicht den Boden zu vergiften. Man wirft sie eben in die Gebüsche, wo sie von den Hyänen und Schakalen aufgefressen werden. Andere dagegen begraben ihre Todten ehrfurchtsvoll, und aus einem Gefühle kindlicher Gesinnung wendet man den Kopf des Verstorbenen nach dem Dorfe, wo seine Mutter wohnt.

Der Leichnam wird stehend, oder sitzend mit auf die Kniee gelegten Händen beerdigt; zum Todtenschmaus wird ein Ochs oder eine Ziege geschlachtet. Ueber das Gesicht des Verstorbenen wird ein Ziegenfell, über seinen Rücken eine Ochsenhaut gelegt, um ihn vor Kälte und Feuchtigkeit zu schützen. Wenn ein Häuptling fern von seinem Dorfe stirbt, so wird er wie bei den Banianen verbrannt.

Die Bestattung einiger einflußreichen Häuptlinge geschieht unter schauerlichen Umständen, die an die Gewohnheiten im schrecklichen Reiche von Dahomey auf der Westküste Afrika's erinnern. In eine Thierhaut eingewickelt und mit einem ledernen Mantel bedeckt, wird der Leichnam in ein gemauertes Gewölbe gebracht, wo er in sitzender Stellung ist, den Bogen in der Hand.

Drei Sklavinnen, eine vor ihm, und die anderen zu seiner Rechten und Linken, werden lebendig mit ihm begraben, um ihm die Langweile der Einsamkeit zu vertreiben. Während das Grabmal verschlossen wird, werden reichliche Trankopfer dargebracht, ohne Zweifel aus dem Grunde, die drei unglücklichen Schlachtopfer, deren Loos Schaudern erregt, zu zerstreuen.

Um nicht mehr darauf zurückkommen zu müssen, so citire ich einige Einzelheiten über das Loos der Frauen bei den meisten afrikanischen Stämmen. Nach meinem Dafürhalten kann nichts besser, als eine solche Schilderung, bei dem christlichen Weibe das Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott, der zweimal ihr Erlöser ward, erwecken und ihren Eifer für Verbreitung des Glaubens entflammen, vielleicht in ihr den Beruf für das Apostelat entwickeln.

Das Folgende entlehnen wir dem Capitän Speke, einem Augenzeugen.

„Am 19. Februar 1863 kamen wir vor Kibuga an, dem königlichen Palaste des Mtesa, Königs von Uganda, einem Lande, das beinahe unter dem Aequator liegt, nicht weit vom großen See Nyanza-Victoria. Bei meinem officiellen Besuche fand ich den Monarchen in Mitte seiner Frauen, in europäischer Kleidung; die Beinkleider hatte er Tags zuvor eigens von mir entlehnt. Gott weiß, wie ihm dieser Anzug stand, der ihm außerordentlichen Stolz einflößte.

„Bald ließ man zwanzig junge, kaum ein wenig bedeckte Mädchen an uns vorüberziehen. Alle waren mit Fett eingerieben und glänzend wie Spiegel; sie gingen in den Harem, während ihre Väter vor dem König auf den Knieen rutschten und durch unsinnige „N'yanzig" ihre Dankbarkeit und ihr Glück bezeugten.

„Eine alte Frau, ernst und gesetzt, erhob sich jedoch von dem Platze, wo sie niedergekauert war, und machte durch ihr gebieterisches: „in Rotten links, vorwärts!" dieser schändlichen und lächerlichen Scene ein Ende.

„Lächerlich, sagte ich; aber in Mitte dieser unbegrenzten Sklaverei und dieses zügellosen Despotismus wendet sich das Loos jener Frauen oft zum Tragischen. Ich befinde mich nun schon seit einiger Zeit im Umfang der königlichen Wohnung, und folglich sind die Gebräuche des Hofes für mich kein verschlossenes Buch mehr.

„Wird man es mir aber glauben, wenn ich behaupte, daß kein Tag vorbeiging, an dem ich nicht manchmal eine, manchmal zwei und selbst drei oder vier jener unglücklichen

Frauen, die den Harem des Mtesa bilden, zum Tode führen sah?

„Einen Strick um die Handgelenke, geschleppt oder gezogen durch den königlichen Leibwächter, welcher sie zur Schlachtbank führen muß, schreien diese armen Geschöpfe, die Augen voll Thränen, so daß es einem das Herz zerreißen könnte: „Hai, Minanga!“ O, mein Gebieter! „Mkama!“ Mein König! „Hai, N'yawio!“ O, meine Mutter! — Aber trotz dieses herzzerreißenden Anrufens des öffentlichen Mitleids erhebt sich nicht eine Hand, um sie dem Henker zu entreißen, obwohl man den einen oder andern Zuschauer mit leiser Stimme die Schönheit der jungen Schlachtopfer preisen hört, die so, ich weiß nicht aus welchem Aberglauben oder Rachgefühl, dem Tode geweiht werden.[1])

„Am 26. April nahm uns Mtesa mit auf eine vom Geist des Sees bewohnte Insel. Als wir nun auf derselben angekommen waren, so begab sich die ganze Begleitung des Königs in eine Art von Baumgarten. Man ging hin und wieder und pflückte fröhlich von den Früchten, als eine der Frauen desselben, ein reizendes Geschöpf, den unglücklichen Gedanken hatte, ihm eine eben abgebrochene Frucht anzubieten, in der Meinung, ihm angenehm zu sein.

„Sogleich, wie von einem Anfall von Tollwuth ergriffen, schrie Mtesa im heftigsten Zorne auf: „Das ist das erstemal, daß ein Weib sich erlaubt hat, mir etwas anzubieten.“ Und auf das hin, ohne einen andern Grund

[1]) Reise um die Welt Nr. 230.

anzuführen, trug er einem seiner Edelknaben auf, die Unglückliche zu ergreifen, ihr die Hände zu binden und auf der Stelle zur Hinrichtung zu führen.

„Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als alle die jungen Bürschchen, an die der König sich wandte, schnell wie der Blitz ihre aus Schnüren gefertigten Turbane aufrollten, und wie eine Meute hungriger Dachshunde sich auf die schöne Frau, die ihnen überliefert war, hinstürzten.

„Diese, voll Entrüstung, daß solche Fratzenmännchen sich für berechtigt hielten, Hand an ihre königliche Person zu legen, versuchte zuerst, dieselben wie lästige Fliegen von sich zu stoßen, indem sie zu gleicher Zeit in leidenschaftlicher Weise dem Könige Vorstellungen machte. Aber in wenigen Augenblicken hatten sie dieselbe ergriffen, zu Boden geworfen, und während sie die Unglückliche fortschleppten, beschwor sie uns, ihr Hilfe und Schutz angedeihen zu lassen.

„Lubuga, die bevorzugte Sultanin, hatte sich dem König zu Füßen geworfen, und alle ihre Genossinnen, vor ihm auf den Knieen liegend, flehten für ihre arme Schwester um Verzeihung. Je mehr sie um Begnadigung baten, desto mehr schien sich seine angeborne Brutalität zu steigern, bis er zuletzt eine Keule ergriff und dem unglücklichen Opfer den Kopf zerschmettern wollte.

„Ich hatte bis dahin mich sorgfältigst gehütet, mich bei irgend einem der Willküracte, durch welche Mtesa's Grausamkeit sich zu äußern pflegte, einzumischen, indem ich ja wohl begriff, daß, wenn ein solcher Schritt unzeitig geschähe, mehr Böses als Gutes daraus entstehen könnte.

„Es lag jedoch in dieser letzten Handlung von Barbarei etwas für meine britannische Anschauung Unerträgliches, und als ich meinen Namen: „Msungu!“ (das ist: Weißer) mit flehender Stimme aussprechen hörte, so stürzte ich mich dem König entgegen, hielt seinen schon erhobenen Arm zurück und bat ihn um das Leben der Frau.

„Ich brauche nicht zu sagen, daß ich große Gefahr lief, durch diesen Widerstand gegen die Launen des Königs mein eigenes Leben zu verlieren; aber eben in seinen Launen fand ich mein Heil und das Heil des armen Schlachtopfers. Mein Dazwischentreten entriß durch die kühne Neuheit dem afrikanischen Despoten ein Lächeln, und die Gefangene wurde sogleich freigelassen.“[3])

Wenn auch verschieden in der Form, bleibt die Grausamkeit gegen das Weib doch immer gleich auf diesem unglücklichen Boden Afrika's. „Als Dagara, der König von Karage, gestorben war,“ schreibt der Capitän Speke, „so wurde sein Leichnam auf einen Berg gebracht. Anstatt ihn zu beerdigen, errichtete das Volk eine Hütte über ihm als Obdach. Man trieb mit Gewalt fünf Mädchen und fünfzig Kühe hinein; alle Ausgänge wurden fest verrammelt, und so ließ man sie darin Hunger sterben.“[4])

In China verkrüppelt man das Weib, indem man ihm die Füße so klein macht, daß es kaum mehr gehen kann. Hier im Königreich Karage wird die unglückliche

[3]) Reise um die Welt Nro. 231.

[4]) Ebendaselbst Nro. 229.

Tochter Eva's einer gerade entgegengesetzten Verunstaltung unterworfen.

Vor seiner Ankunft bei Rumanika, dem König jenes Landes, hatte Capitän Speke von einem Araber erfahren, daß die Frauen der Könige und Fürsten einer ganz eigenthümlichen Mästung unterworfen werden. „Es lag mir am Herzen," sagt der berühmte und wahrheitsliebende Reisende, „über diesen Brauch Wahres zu erfahren; es war dies der Hauptbeweggrund, warum ich dem Bruder des Königs einen Besuch machte. Mein Araber hatte mir nicht zu viel gesagt.

„Indem ich in die Hütte trat, traf ich den Greis und seine vornehmste Frau neben einander auf einer Bank von Rasen sitzend, mitten unter Bogen, Wurfspießen und Aexten, die an den Pflöcken aufgehängt waren, auf welchen das nischenartige Dach ruhte.

„Die ganz außerordentliche Ausdehnung der fetten Herrin des Hauses überstieg alle Begriffe, welche ich mir nach der Beschreibung des Arabers hätte machen können. Indessen waren unter der Ueberfülle dieser furchtbaren Wohlbeleibtheit dennoch einige Züge ursprünglicher Schönheit bemerkbar.

„Sich aufrecht halten war ihr buchstäblich unmöglich. Sie würde daran durch das bloße Gewicht ihrer Arme gehindert worden sein, an denen Massen von weichem Fleische wie Würste herabhingen.

„Der Empfang beim Prinzen und seinen Söhnen (letztere waren vom schönsten abyssinischen Typus) fand in den feinsten Formen der Höflichkeit statt. Sie hatten von unseren Malereien gehört und fanden viel Vergnügen

daran, sie anzusehen, besonders die der Thiere, welche sie erkennen konnten und mit schallendem Gelächter mit Namen nannten.

„Ich fragte, warum alle diese Milchtöpfe um sie herumstünden. Der Vater übernahm es, mir den Grund anzugeben, indem er auf seine Frau zeigte. „Davon," sagte er, „hat sie diese schöne Rundung. Weil wir sie vom jüngsten Alter an mit Milch vollstopfen, bekommen wir Frauen, die unser und unseres Ranges würdig sind."[5])

Dieser erste Besuch des englischen Capitäns hatte am 26. November stattgefunden. Um sicher zu sein, daß die Erscheinung, von der er Zeuge gewesen, keine Ausnahme sei, so machte er am 14. December einen zweiten Besuch in einer andern königlichen Hütte. „Ich ging," erzählt er, „zu einer der Schwägerinnen des Königs, um ganz in der Nähe eines dieser Wunder der Fettigkeit zu studiren. Diese konnte, wie die vorhergehende, nur nach Art der Vierfüßler gehen. Um sie zu bewegen, sich im Einzelnen untersuchen und mich das exakte Maß ihrer verschiedenen Körperdicke nehmen zu lassen, schlug ich ihr vor, auch meine Arme und Beine ihr zu zeigen. Die neugierige Evastochter biß in den Apfel, und als sie, sich drehend und schleppend, bis in die Mitte der Hütte gekommen war, nahm ich nach Erfüllung meines Versprechens das Maß von ihr, und zwar: Umfang des Arms, ein Fuß eilf Zoll; über die Brust, vier Fuß vier Zoll; Schenkel, zwei Fuß sieben Zoll; Waden, ein Fuß acht Zoll;

---

[5]) Reise um die Welt Nro. 228.

Höhe des Subjekts, fünf Fuß acht Zoll."[6]) Man vergesse nicht, daß hier englisches Maß gemeint ist, wo der Fuß von zwölf Zoll gleich dreihundert und vier Millimeter ist. „Während dieser Operation saß die Tochter der Prinzessin, die eben ihr sechzehntes Jahr endet, ohne jegliches Kleidungsstück vor uns, in kleinen Schlücken aus einem Milchtopf trinkend, unter den Augen ihres Vaters, der, die Ruthe in der Hand, um sie mit Schlägen zum Milchtrinken zu nöthigen, die Aufsicht führt über diese ungeheuerlichste Verunstaltung, welche die Mode den Frauen jenes Landes vorschreibt."[7])

---

[6]) Reise um die Welt Nro. 228.

[7]) Ebendaselbst Nro. 229.

Achtzehntes Kapitel.

Ich komme wieder auf unsere Muesi zurück. Besser als alle Vernunftgründe beweist der Zustand, in dem sich dies Volk befindet, daß die Religion die Mutter der Intelligenz, und der Katholicismus der Vater der Civilisation ist.

Trotz ihrer angebornen guten Eigenschaften und der Fruchtbarkeit des Bodens, auf dem sie wohnen, sind die Muesie verhältnißmäßig sehr unglücklich, sowohl in sittlicher als in physischer Beziehung. Noch einige Nachrichten über dieses Volk, dessen Bekehrung eine der ersten Sorgen der Congregation vom heiligen Herzen Mariä sein wird.

Die Häuser oder vielmehr die Hütten sind bei manchen Stämmen mit unförmlichen Menschen- oder Schlangenfiguren aus Mörtel, Asche und rother Erde geschmückt. Man bemerkt sogar auf den Häusern und in den Feldern ziemlich zahlreiche Kreuze. Heute sind sie bloße Zierathen; aber sie weisen vielleicht auf eine christliche, in längst vergangenen Zeiten durch abyssinische Colonien eingeführte Civilisation zurück.

Unter den Afrikanern zeichnen die Muesi sich durch einen gewissen Stolz und stark hervortretenden Hang zur Unabhängigkeit aus. So essen zum Beispiel die Eheleute nicht mit einander, und selbst das Kind würde sich nicht mit der Mutter an den gleichen Tisch setzen.

Aus demselben Grunde erbaut man an den beiden Enden des Dorfes große Hütten, wo die Männer einerseits, und die Weiber anderseits den Tag mit Essen und Trinken zubringen.

Aus Sparsamkeit essen manche Eingeborne des Tages nur einmal Ugali, das ist Mehlbrei, und täuschen ihren Magen durch Kauen rother Erde, welche sie aus den Ameisenhaufen nehmen.

Wenn die Muesi in Bezug auf die Speisen auch nicht sehr wählerisch sind, da sie ja, wie ich gesagt, krepirte Thiere essen, so enthalten sie sich doch durchaus des Geflügels, und zwar wegen ihrer angeblichen Verwandtschaft mit den Geiern. Hammelfleisch und Wildpret weisen sie gleichfalls zurück, während sie das Fleisch vom Löwen, Leoparden, Elephanten, Rhinoceros, Esel, von der Ratte und wilden Katze mit Gier verschlingen.

Was soll ich noch sagen von ihrer Industrie und der Pflege der Litteratur? Bei den meisten Stämmen beschränkt sich die Industrie auf grobe Baumwoll-Weberei und Verfertigung von Waffen, Schaalen und Körben. Ungeachtet des Reichthums ihrer Sprache sind ihre Gesänge ohne litterarischen Werth und bestehen in bloßer Wiederholung einer gewissen Anzahl von Worten.

Bezüglich der Religion sind diese unglücklichen Völker Sklaven der abergläubischsten und lächerlichsten Gewohn-

heiten. Bei einigen Stämmen zeigen sich dieselben besonders bei gewissen Krankheiten der Häuptlinge. Wird einer dieser kleinen Tyrannen krank, so muthmaßt man sogleich irgend eine Verhexung: man holt den Mganga.

Das „Medium", wie man jetzt in Europa sagt, nimmt ein Huhn, schüttet ihm einen geheimnißvollen Trank ein, tödtet es und forscht in den Eingeweiden. Einige Nebendinge abgerechnet, haben es im schönen Alterthum die Priester Satan's ebenso getrieben.

Wenn das Fleisch des Vogels irgend welche Mängel in der Nähe der Flügel zeigt, werden die Kinder und Verwandten des Verbrechens für schuldig erkannt. Ist die Wirbelsäule nicht in Richtigkeit, so spricht das für die Schuld der Mutter oder Großmutter. Der Schweif ist eine Anklage gegen die Gattin; die Schenkel beschuldigen die Nebenfrauen und die Füße sind gegen die Sklaven.

Ist die Erforschung des Huhns vorbei, so werden die angeblichen Verbrecher zusammengestellt. Nachdem der Mganga ein zweites Huhn erwürgt hat, so wirft er dasselbe auf die Verbrecherschaar. Der Unglückliche, auf den das Thier fällt, ist der Schuldige. Sogleich wird sein Kopf zwischen zwei Bretter genommen, die mit Stricken so fest zusammengepreßt werden, daß endlich der Schädel zerplatzt und das Gehirn herausspringt.

Diese schrecklichen Opfer werden nun täglich wiederholt, bis der Häuptling stirbt oder gesund wird. Zieht sich also die Krankheit in die Länge, so werden viele Unglückliche diesem abscheulichen Aberglauben geopfert. Stirbt aber der Häuptling, so wird der Zauberer mit ihm beerdigt. Liegt darin eine Ungerechtigkeit?

Was ist nun über die Religion der zahlreichen Stämme im Unyamuesi zu sagen? Sie besteht ganz und gar in einem groben Fetischismus. Ursprünglich offenbar satanisch, erklärt sich dieser unförmliche Cult aus der örtlichen Beschaffenheit.

Viele Orte haben etwas Außergewöhnliches und Schreckliches, so daß sie auf die Einbildungskraft dieser Wilden gewaltig einwirken. Da sie den Schöpfer nicht kennen, in seinen Werken aber und in den Naturerscheinungen etwas Geheimnißvolles sehen, so haben sie zuletzt diese als Gottheiten angesehen.

Der Fetischismus ist demnach nichts anderes, als die Anbetung lebendiger oder lebloser Geschöpfe, denen man eine übermenschliche Kraft zuschreibt.

Obwohl sie auf eine ganz unbestimmte Weise das Dasein eines höchsten Wesens annehmen, so stellen sie demselben doch beinahe gleich jene bösen Geister und Gespenster, welche ihre kindische Einbildnng erfunden, oder welche der Vater der Lüge ihnen vor Augen gestellt hat. Das ist der Grund des erstaunlich großen Einflusses der Zauberer.

Das künftige Leben sehen die Afrikaner im Allgemeinen nur als eine Fortsetzung des irdischen hienieden an. Der klare Beweis hiefür liegt darin, daß sie mit den Todten Sklaven beerdigen, an den Gräbern Lebensmittel niederlegen, bei denselben Feuer anzünden, wenn die Nächte kalt sind, und Stoppeldächer über den kleinen Grabmälern anbringen.

Die Muesi aber glauben nicht allein an ein Leben nach dem Tode, sondern auch an ein höheres Leben, als

das jetzige ist. Denn wenn der Verstorbene als Geist erscheint, so hat er eine Macht, die er auf Erden noch nicht hatte.

Zu diesen religiösen Handlungen und Ansichten kommt noch die Verehrung der Sonne und des Mondes, welchen beiden Gestirnen die Ernte und der Tod der Menschen anempfohlen wird. In all' diesem besteht das Glaubensbekenntniß, die Gesetzestafel und der Gottesdienst dieser armen Völkerschaften.

Weit entfernt, sie glücklich zu machen, macht sie der Fetischismus unglücklich. Da er aus der Furcht, die unsichtbare Welt sei voll von Feinden, herstammt, so flößt er auch keinen andern Gedanken ein, als bloß den, das Böse von sich abzuwenden und es durch übernatürliche Mittel auf Andere überzutragen. Es ist leicht einzusehen, daß eine ähnliche Religion die Selbstsucht nährt und zu Handlungen einer abscheulichen Dämonokratie führt.

Man urtheile aus dieser einfachen Skizze über den Zustand von Millionen von Seelen, die wie wir durch das Blut auf dem Kalvarienberg erlöst wurden; man urtheile über die Nothwendigkeit der Hilfe von Seite ihrer Brüder in Europa, die für Zeit und Ewigkeit im vollen Besitze der Worte des Lebens sind.

Neunzehntes Kapitel.

Nachdem wir in Bagamoyo zehn Tage verweilt hatten, steuerten wir nordwärts, an der Mündung des Kingani vorbei. Dieser Fluß trennt das Land der Wasaramo von dem der Wadoe. Das letztgenannte Volk gehört wesentlich zu den Menschenfressern.

Es wohnt hinter den hohen Bergen von Sadani. Diese schönen Berge, deren Rücken von Weihrauch- und Copalbäumen bedeckt sind, erheben sich Zanzibar gegenüber, von wo aus man sie, in einer Entfernung von zehn Stunden, deutlich sehen kann.

Ein wenig jenseits des Kingani kommt man an den Wami-Fluß zwischen den Häfen Sadani und Windi. Letzterer ist ein befestigtes Dorf, weil man den Wadoe, die der Schrecken der Nachbarschaft sind, nicht traut: das ist nicht grundlos. Selbst die Wahamba, obwohl sie sehr stark und tapfer sind, wagen nicht, sie anzugreifen.

Das Folgende mag ihre Furcht bestätigen. Eines Tages haben die Wadoe, als sie nahe daran waren, im Kampfe mit den Wahamba zu unterliegen, sich daran gemacht, die auf dem Schlachtfeld gefallenen Todten zu

braten und zu essen. Das war eine schreckliche Kriegslist; aber sie war hinreichend, die Wahamba, die den Wadoe nicht als Futter dienen wollten, in die Flucht zu schlagen.

Indem wir unsere Reise fortsetzten, kamen wir nach Kipombuy, wo wir einige Wadoe antrafen. Sie haben das Aussehen von Teufeln. Männer und Weiber haben in ihrem Angesichte als Schmuck zwei breite, rothe Narben von den Schläfen bis zum Kinn. Ihrem Munde fehlen die zwei Schneidezähne des obern Kiefers, da sie dieselben ausreißen. Ihre Kleidung besteht aus gelben Häuten, was ihnen erst recht einen wilden Anstrich gibt.

Außer den bei den Afrikanern gewöhnlichen Waffen tragen sie noch ein großes zweischneidiges Messer, eine Keule, eine Schlachtenaxt, einen Schild aus Rhinocerosˍhaut, und, was fürchterlich ist, einen Menschenschädel, um daraus zu trinken.

Wenn ein freier Mann stirbt, so begräbt man mit ihm zwei lebendige Sklaven von verschiedenem Geschlecht. Der eine bekömmt ein Beil mit zum Holzhauen, damit er seinem Herrn in dem feuchten Lande der Todten Feuer mache. Die Sklavin ist bestimmt, den Kopf des Todten zu halten und ihm bei Verrichtungen, die man leicht erräth, zu dienen.

Da ich in Zanzibar so oft von den Wadoe, deren Wildheit dort wohl bekannt ist, habe sprechen hören, so genügte mir das Muster, das ich vor Augen hatte, nicht, sondern ich hegte den dringenden Wunsch, diese barbarische Horde in ihrer Heimath zu sehen. Aber ich hatte meine Rechnung ohne die Feigheit unsers Kapitäns gemacht. Als wir vor dem kleinen Hafen Sadani ankamen, sagte

ich zu meinem tapfern Seehelden: „Nahusa, nanda Sadani, hua Wadoe,“ das heißt: „Kapitän, leg' in Sadani an, bei den Wadoe!“

Bei diesen Worten stieß der Brave, der fürchtete, aufgefressen zu werden, einen Schrei aus und machte eine unbeschreibliche Miene dazu; aber in orientalischer Feinheit antwortete er: „Naifai, mawue thele!“ das heißt: „Das ist unmöglich, es sind zu viele Klippen da!“

Ich unterhandle mit ihm und sage, er solle das Segel einziehen und die Leute an's Ruder stellen, um das Schiff nicht zu gefährden. „Naifai, naifai!“ war wieder seine Antwort. Da er seine Furchtsamkeit nicht eingestehen wollte, so verschanzte er sich hinter seine Beweisführung mit den Klippen, und ich mußte so nachgeben.

Wir hätten uns über dieses Mißgeschick leicht trösten können, wenn nicht andere Unannehmlichkeiten uns über den Hals gekommen wären. Die erste war eine völlige Windstille, die plötzlich eintrat und zwei Tage lang dauerte. Windstille ist langweilig, auch wenn man in einem Fahrzeug sich befindet, in dem man sich vor der Sonnenhitze durch die Segeltücher schützen kann; aber auf dem arabischen Buter ist es unmöglich, einen solchen Schutz zu finden.

Die zweite Unannehmlichkeit war also die, daß wir genöthigt waren, den ganzen Tag unter dem Bleidruck der Sonne zu bleiben, deren Hitze uns das Blut derart gegen den Kopf trieb, daß wir jeden Augenblick einen Schlagfluß befürchteten. Des Nachts verursachten die Strömungen des Meeres ein solches Schaukeln, daß unser Fahrzeug zwanzigmal daran war, umzuschlagen.

Die dritte Unannehmlichkeit war ein brennender Durst, der uns fast verzehrte; denn zu noch größerm Unglück fehlte uns Süßwasser. Es war zwar wohl noch ein wenig vorhanden, mit welchem die schwarzen Matrosen sich Hände und Gesicht wuschen; und überdies war es im untern Schiffsraum, der erst kurz zuvor mit Fischthran ausgepicht worden war, so daß das Wasser diesen ekelhaften Geruch angenommen hatte. Aber der brennende Durst zwang uns, allen Ekel zu überwinden, und von diesem Pesttrank einzunehmen.

Nach diesem Leiden während zwei Tagen und zwei Nächten gestattete uns ein kleiner Windzug, in den Hafen von Kipombuy einzulaufen, wo wir Wasser für uns und Stroh für unsere Esel fassen konnten.

Der Empfang von Seite der Eingebornen war sehr warm, so daß ich einen Augenblick an eine Kriegslist dachte. Eine große Anzahl Männer, die sich am Strande sammelten, beeilten sich, uns freundschaftlich die Hand zu drücken, was mir das Mißtrauen durchaus nicht benahm.

Aber ich war dann vollkommen beruhigt, als einer dieser Eingebornen das Wort ergriff und zu mir sagte: „Wir kennen dich wohl; du bist der französische Priester, der für die Armen und Kranken sorgt! Wir kennen dich, denn mehrere von uns sind in Zanzibar gewesen!" — „Kennst du mich nicht mehr?" sagte ein Anderer; „ich bin einige Zeit in Zanzibar dein Nachbar gewesen, und du hast mich in meiner Krankheit verpflegt. Sei willkommen; wir sind glücklich, dich hier zu sehen."

Sodann fing das „jambo sana," das heißt: „wie geht es dir?" erst recht an. Hierauf beeilte man sich, uns

Kokosnüsse zur Erfrischung zu bringen. Dieser ehrfurchtsvolle und herzliche Empfang war für mich ein großer Trost. Er war ja ein sicherer Beweis des Einflusses der katholischen Mission, deren Liebeswerke schon weithin bekannt waren.

Wir waren daher kaum bei dem Dorfe angekommen, als man von allen Seiten uns um „Dawa" (Arzneien) bat.

Aber durch das Fieber, die Anstrengung, Schlaflosigkeit und Entbehrung an Bord des Buters ganz erschöpft, mußte ich das Sprüchwort anwenden: „Arzt, hilf dir selbst!" und mich mitten im Dorfe niederlegen, bis unsere Hütte gewählt war. In diesem Zustand sagte ich bei mir selbst: „Die Suaheli müssen recht gut sein, weil ihnen kein Gedanken kömmt, uns unser weniges Geld zu stehlen."

Nach einigen Augenblicken der Ruhe versuchte ich ein Mittel anzuwenden, das verzehrende Fieber zu stillen. Zu diesem Zweck entschloß ich mich, zu Fuß einen Spaziergang von einer Stunde in ein benachbartes Dorf zu machen, um den Oberhäuptling zu besuchen. Diese hohe Person nahm uns gut auf, und wollte uns eine Ziege, einen Ausbund von Schönheit, zum Geschenk machen. Ich glaubte sie ablehnen zu müssen, um unsere ganze Unabhängigkeit zu bewahren.

Bei meiner Zurückkunft war unsere Wohnung am Ufer des schönen Hafens von Kipombuy bereitet. Sie war einer jener afrikanischen Paläste, deren Architektur keinen andern Stil anzeigt, als den der Sorglosigkeit und des Unverstandes.

Einige Pfähle, in den Boden gepflanzt und ein Dach darüber aus Stroh, durch welches der Regen ganz gemüthlich hindurchgeht, das sind die schönsten und angenehmsten Bauten des Landes. Dabei ist die Hütte immer voll Asche; denn man bewahrt sie auf den Neujahrstag auf, um sie dann auf die Kreuzung der Fußpfade zu werfen.

Unsere Hütte hatte noch eine besondere Annehmlichkeit: die Pfähle der Einfassung waren so weit von einander, daß die Katzen uns nach Belieben Besuche machen konnten, und um so mehr der frische Abendwind, wodurch mein Fieber doppelt so heftig wurde.

Bruder Marcellin hatte mit Hilfe Musa's unsere Küche auf freiem Platze besorgt; aber die Müdigkeit erlaubte uns nicht, ihr irgend welche Ehre anzuthun. So brachten wir denn die Nacht zu, so gut es ging, und Tags darauf, nachdem wir dem Häuptling des Dorfes für die Miethe seines Palastes und die Holzlieferung einen Franken bezahlt hatten, schifften wir uns zu früher Stunde ein, um nach Pangani zu fahren.

Wir waren kaum eine Stunde im Meere, als eine neue Windstille eintrat, die bis gegen Abend andauerte. Um uns die Langweile zu vertreiben, fingen die Neger-Matrosen zu singen an in jener eintönigen Weise, welche einem die Nerven zerreißen könnte.

In ihrer leidenschaftlichen Vorliebe für den Rhythmus, für den sie ein feines Gefühl haben, denken sie nicht im Geringsten an eine Melodie. Ihre Gesänge bestehen in einer nicht enden wollenden Wiederholung der gleichen Noten und der gleichen Worte, die nicht den geringsten Sinn haben. Mögen sie rudern, das Segel auf- oder

niederziehen, Feuer anmachen oder was immer thun, sie wiederholen Stunden lang ihre unerträgliche Melodie.

Nachdem uns die Sonne den ganzen Tag das Gesicht verbrannt und die Matrosen mit ihrem Gesang uns die Ohren zerrissen hatten, bekamen wir den Trost, daß sich ein leichter Wind erhob, der uns in die Mündung des Pangani brachte. Dieser großartige Fluß, der in den schneebedeckten Bergen von Kurtän entspringt, fällt westlich von der Nordspitze der Insel Zanzibar in den indischen Ocean.

An der Mündung liegt das Dorf Pangani, wo wir vor Anker legten. Um uns dem Land zu nähern, hatten wir nur einen kleinen Kahn, der jeden Augenblick umzuschlagen drohte und nur zwei Menschen fassen konnte. Der Häuptling des Dorfes, der unsere Noth bemerkte, schickte uns eine Schaluppe, mittelst welcher wir ohne Gefahr an's Land kommen konnten. Was unsere Esel betrifft, so warf man sie in's Wasser und wie immer gewannen sie durch Schwimmen das Land.

Das Ufer war bedeckt von Soldaten und Schwarzen. Alle empfingen uns freundschaftlich und begleiteten uns zum Oberhäuptling des Landes. Dieser ist ein reicher Araber mit vornehmen Manieren und gehört einer der besten Familien von Zanzibar an. Die Vereinigung der Aemter eines Militärhäuptlings und Zolleinnehmers in seiner Hand macht ihn zu einer sehr wichtigen Persönlichkeit.

In will Ihnen nun von meinem Besuche und meiner Aufnahme bei ihm erzählen.

Zwanzigstes Kapitel.

Kaum hatten wir uns aus der uns umgebenden Menge herausgearbeitet, als wir uns zu der Wohnung des Oberhäuptlings begaben. Nachdem ich ihm die Hand gereicht und begrüßt hatte, überreichte ich ihm die Empfehlungsbriefe, welche der Sultan und der Statthalter von Zanzibar mir eingehändigt hatten, um den Erfolg unserer Reise zu sichern.

Obwohl sie in Ausdrücken, die für den armen Missionär sehr schmeichelhaft sind, abgefaßt waren, glaubte ich doch, in der Uebersetzung aus dem Arabischen nichts daran ändern zu sollen, damit sie das Gepräge des orientalischen Styles behalten.

Der erste Brief des Sultans lautet:

„Im Namen Gottes. Allen Personen unseres Dienstes und Anderen, welche Gegenwärtiges sehen, Gruß.

„Unser muthvoller und edelgesinnter Freund, der Pater Horner, will eine Reise machen in allen unseren Dörfern, um das Land anzusehen. Ich glaube gern, daß Ihr ihm alle möglichen Dienste leisten werdet.

12. Dschumadi, Elauel 1283 der Hedschra (22. September 1866). — Said-Medschid."

Der Brief des Statthalters von Zanzibar lautet folgendermaßen:

„Im Namen Gottes. Said-Solyman-Ben-Hammed. Alle unsere Freunde in Afrika werden benachrichtigt, daß unser Freund, der französische Pater, zu ihnen kommen wird, um eine Reise zu machen und das Land zu sehen. Verkauft an ihn alles, was er kaufen will, und befriedigt alle seine Wünsche. Die Höflichkeiten, die ihm erwiesen werden, werden angesehen, wie wenn sie uns geschähen.

12. Dschumadi, Elauel 1283. — Solyman-Ben-Hammed, Statthalter von Zanzibar."

Der zweite Brief des Sultans sagt noch mehr, als die vorigen.

„Im Namen Gottes. — Said-Medschid-Ben-Said. — An unsern Freund, den Dschemadar Sabur-Ben-Mussaphir. — Gruß. — Der Friede Gottes sei mit dir! — Mein Freund, der Pater Horner, wird zu dir kommen. Wache, daß ihm alles geliefert werde, was er braucht; erweise ihm die größten Höflichkeiten. Mit einem Worte: handle gegen ihn, daß er bei seiner Rückkehr Ursache hat, uns zu danken. — Gruß.

Said-Medschid-Ben-Said. — 12. Dschumadi, Elauel 1283."

Nachdem der Häuptling von den Briefen Kenntniß genommen, küßte er sie ehrfurchtsvoll, und sie mir überreichend, sagte er: „Ich bin wahrhaft untröstlich, die Freunde unseres guten Sultans nicht so würdig empfangen zu können, als sie es verdienen."

Auf das hin sprachen wir um einander das Lob unsers theuern Souveräns aus. Plötzlich ergriff Musa, der bei der Unterredung zugegen war, ohne alle Veranlassung die epische Trompete, um die Wunder meiner Arzneikunst zu preisen. Niemals habe ich ihn so im Zug gesehen, wie an diesem Tage. Er kam so weit, daß er sagte, ich sei im Stande, alle Krankheiten zu heilen, die nicht gerade ein Wunder ersten Ranges verlangten.

Ich mochte wohl sagen: „Musa, genug Worte!" Er war aber zu sehr im Strom der Rede, um einhalten zu können, und erwiederte: „Mein Pater, lassen Sie mich doch machen; so muß man sprechen mit Leuten, die nichts verstehen; das gibt ihnen einen hohen Begriff von den Weißen." Im Grunde vermuthe ich, daß Musa sich selbst vergrößern wollte, indem er sich für den Geschäftsmann eines so geschickten Weißen ausgab.

Während mein Araber seine hochtrabende Rede hielt, schickte der Häuptling Soldaten fort, um uns eine landesübliche Wohnung, ein kleines steinernes Häuschen, bauen zu lassen. Dies Haus, aus einem einzigen Zimmer von acht Quadratfuß bestehend, war das beste, das wir bis dahin gefunden hatten. Damit wir nicht Hunger sterben, schickte uns der Häuptling Kokosnüsse zur Erfrischung, mit einem Sack Reis und drei Hämmeln. Das war mehr als nöthig für die Bedürfnisse unserer kleinen Karawane.

Die Gegend von Pangani, die wir am folgenden Tage in Augenschein nahmen, ist von sprüchwörtlicher Fruchtbarkeit, so daß man in Zanzibar sagt: „In Pangani braucht man ein Zuckerrohr nur auf den Boden zu werfen,

und es wächst von selbst.“ Aber so fruchtbar der Boden ist, so unglücklich ist die Bevölkerung. Einen Monat bringt sie mit dem Säen und Ernten des Reises und Mtamas zu; der Rest des Jahres bleibt dem Tanz.

Ich übertreibe nicht; die Kenner Afrika's wissen, daß die Neger im Tanzen unermüdlich sind. Ueberladen von Tembo- oder Kokosweingenuß, schlafen unsere Einwohner von Pangani den ganzen lieben Tag; die Nächte aber bringen sie gänzlich mit lärmenden Tänzen zu, deren Annehmlichkeit noch erhöht wird durch das Getöse der an Größe und Ton verschiedenen Trommeln.

So ermüdende Vergnügungen, wie dieses, verbunden mit Unordnungen, die daraus entstehen, machen die Bevölkerung in physischer und moralischer Beziehung sehr ungesund. Männer und Weiber sind wahre Todtengerippe, und es hält schwer, unter ihnen einzelne wirklich gesunde Individuen zu entdecken.

Daher zogen mir die Aufschneidereien Musa's eine ausnahmsweise Kundschaft zu. Von zehn Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends hatte ich keinen Augenblick Ruhe; jederman kam, um „Dawa“, Medicin, oder wenigstens einen Rath zu bekommen.

Denjenigen, welche durch das Fieber geplagt waren, gab ich ein wenig Chinin, denen mit Augenleiden einige Tropfen kölnisches Wasser, mit natürlichem vermischt. Da diese armen Schwarzen ihre Augen nicht reinlich halten, und da der Wind ihnen beständig Sandstaub in dieselben bläst, so treibt das kölnische Wasser, das sie weinen macht, ihnen den Sand heraus und verschafft augenblickliche Erleichterung.

Mehr bedurfte es nicht, um mir im Augenblick in der ganzen Umgegend eine ärztliche Berühmtheit zu verschaffen.

Gegen Abend kamen ganze Dörfer, um „Dawa" zu verlangen. Um meine Rolle ganz zu spielen, mußte ich jederman befriedigen. Aber in letzterm Punkte lag die Schwierigkeit. Wenn ich nun mit meiner medicinischen Wissenschaft oder meinen Heilsmitteln zu kurz stand, so bediente ich mich unbedenklich der einfachsten Mittel des Landes.

Kam ein Kranker zu mir, mit der einfachen Klage: „Boana, (mein Herr,) ich habe einen aufgeblähten Bauch!" so antwortete ich ihm: „Mein Freund, iß eine rohe Zwiebel, und es wird vergehen!" In jener Gegend wird die Zwiebel als fieberstillendes Mittel benützt.

Ein Anderer kommt athemlos daher und sagt: „Boana, ich bin immer zornig; sobald jemand mit mir spricht, so werde ich erzürnt." Ich erwidere ihm gravitätisch: „Ein einfaches Mittel dagegen ist dieses: Verschließe dich in deine Hütte, besuche keinen Menschen, und du wirst mit Niemanden Streit bekommen." Diese mehr als einfache Behandlungsweise verursachte allgemeine Heiterkeit.

Nach ihm kommt ein noch junger Neger von kräftiger Körperbeschaffenheit. „Boana," sagte er, „ich habe keinen Appetit und kann nicht schlafen." Nach seinem Aeußern schien er mir ein starker Tänzer zu sein, und ich gab ihm zur Antwort: „Du bist krank, weil du zu viel tanzest." Da er wirklich der leidenschaftlichste Tänzer der ganzen Gegend war, und ich folglich recht gerathen hatte, fingen alle ein solch schallendes Gelächter an, daß

der junge Mensch sich genöthigt sah, sich schnellstens zu entfernen.

Von diesem Augenblicke an galt ich bei all diesen Leuten als eine Art Prophet, der die den anderen Menschen verborgenen Dinge kennt. Der Ruf davon zog mir eine so erstaunliche Menge von Kranken und Anderer zu, daß der mit der Aufrechterhaltung der Ordnung beauftragte Soldat seinen Säbel zog und auf die Zudringlichsten einhauen wollte. Ich mäßigte seine Hitze, indem ich sagte, die Weißen hätten die Gewohnheit, die Armen und Kranken mit großer Sanftmuth und Liebe zu behandeln.

Während ich meine Berathungen fortsetzte, bereitete Bruder Marcellin die Arzneien. Große Tropfen Schweißes rollten uns von der Stirne. Als wir in unserm engen Raume fast erstickten, bat ich unsere Kundschaft, uns einen Augenblick Ruhe zu lassen zum Abendessen.

Kaum war unser kleines Mahl zu Ende, als wir eine ganze Schaar „Bibi" (indische und arabische Frauen) kommen sahen. „Jambo, Salam, Suhakhere," das heißt: „Guten Tag, Gruß, guten Abend," ertönt von allen Seiten her. Zu gleicher Zeit wurde unsere Wohnung mit Zuckerrohren angefüllt, welche jene Damen uns durch ihre Sklaven hereinwerfen ließen. Das hieß uns Geschenke machen und sagen: „Wir haben Lebensart; wir verlangen die Heilmittel nicht umsonst."

Nach Landessitte dürfen diese Frauen unter keinem Vorwand am Tage ausgehen. Unter ihnen befand sich eine indische Matrone, deren Schönheit sie wohl niemals zur Eitelkeit verführt hat: ein wahres Chamäleonsgesicht,

ein Mund, wie ein Schakalsmaul, die Augen waren in entsetzlichem Zustand; kölnisches Wasser half ihr.

Mehrere Stunden hatte ich schon Mittel gegeben oder angezeigt. Ich war mit meiner Kunst zu Ende; denn, um das ärztliche Ansehen nicht einzubüßen, bedarf es der Abwechslung im Verschreiben der Medicinen. „Boana, ich huste sehr viel,“ sagte eine alte Frau, der ich nichts mehr zu geben wußte. Glücklicherweise half mir Bruder Marcellin aus der Noth, indem er sagte: „Pater, ich sah Salzwasser mit Erfolg anwenden.“ Das war ein einfaches Mittel. Ich mußte nothwendiger Weise das Ding in ein geheimnißvolles Gewand einkleiden, um ihm mehr Wirkung zu verleihen. Ich sagte also zu meiner afrikanischen Dame: „Wenn die Sonne bis zu jener Bergspitze wird gestiegen sein und wenn der Wind von der Mündung des Pangani her blasen wird, wirst du Meerwassersalz in ein Glas voll Regen- oder Sumpfwasser werfen, und es in drei Malen austrinken, indem du jedesmal den Himmel anschaust.“

Wegen dieser Nebensache wirkte meine Arzneikunst Wunder bei allen meinen Afrikanern, auf welche eine bloße einfache Angabe des Mittels gar keinen Eindruck gemacht hätte.

Indessen war es Nachts zehn Uhr geworden. Arzt und Hülfsarzt, von Müdigkeit übermannt, konnten sich nicht mehr auf den Beinen halten. Wir schickten unsere Kranken fort, um ein wenig auszuruhen.

Eine der Ursachen der vielen Krankheiten in Pangani ist die ungesunde Lage der Stadt. Man hatte die Unklugheit, sie mitten in Sümpfe hinein zu bauen an der

Mündung eines Flusses, der nur zu häufig Ueberschwemmungen herbeiführt.

Am folgenden Morgen, als wir kaum erwacht waren, wollten uns Karawanen von Wasamba, die aus dem Innern gekommen waren, einen Besuch machen. Unnöthig zu sagen, daß wir der Gegenstand der lächerlichsten Neugierde waren für Leute, die noch niemals einen Weißen gesehen hatten.

Sie kamen aus Usambara, einem Lande im Innern, nördlich vom mittlern Pangani; sie sind ein Bergvolk, 500,000 Seelen stark, und haben Zufluchtsstädte zur Zeit des Krieges. Diese Völkerschaften haben eine Art bürgerlicher und religiöser ungeschriebener Gesetze, vielleicht eine Nachahmung des Korans, oder etwa der Rest einer alten Civilisation.

In gegenwärtigem Augenblick führt der Statthalter von Zanzibar einen Eroberungskrieg gegen sie. Der Obergeneral der Armee ist der Bruder unseres Kochs. Dieser Mann ist der Hauptsultan in jenen Gegenden; in einem Monate hat er sich zum Herrn von dreißig Dörfern gemacht.

Da ihn sein Bruder durch arabische Briefe von unserer Ankunft in Pangani in Kenntniß gesetzt hatte, so mußte uns dieser moderne Tamerlan einen Besuch abstatten. Eine solche Ehre schmeichelte mir wenig, um so mehr, da ich dadurch nur viel Zeit verlor. Ohne auf ihn zu warten, reisten wir deßhalb weiter, um die benachbarten Gegenden zu besichtigen.

Pangani ist von Bergen umgeben, die eine mittlere Höhe von achthundert Metern über dem Meere haben.

Auf dem Rücken dieser Berge, die sehr schwierig zu besteigen sind, fanden wir prachtvolle Ebenen, und wir genoßen ein um so herrlicheres Schauspiel, als man von jener Höhe aus das große indische Meer sieht.

Auf jenen Hochebenen trafen wir von Zeit zu Zeit Wasamba an, welche mit einer um die Lenden gebundenen Binde von Kuhhaut bedeckt sind. Diese Wilden tragen um den Hals Glasperlen-Schnüre, welche, sagen sie, die Kraft haben, vor Unglück zu schützen.

Während der ganzen Reise, die sie unternehmen, um zu Pangani ihren Tabak und ihr Schmalz zu verkaufen, ist ihre Hand bewaffnet mit einem enormen hölzernen Todtschläger, wodurch sie sehr furchtbar werden. Zwei oder drei Monatreisen von ihrem Lande liegen die großen afrikanischen Seen, aus denen die Quellen des Nils kommen.

Ihr Land ist überreich an Elephanten, auf welche mit einer gewissen Feierlichkeit Jagd gemacht wird. Man beginnt damit, daß man zum Mganga geht, Amulette zu kaufen. Um die Lanzen gewunden, gelten diese für ein Mittel gegen Gefahren und versprechen eine gute Jagd.

Einige Tage, bevor man auf die Jagd zieht, werden von den Männern Tänze und Trinkgelage gehalten, während die Weiber durch das Dorf rennen und auf allerlei tönenden Metallen trommeln. Auf dem Wege neigen sich die Weiber beständig rechts und links, um den Gang des Elephanten nachzumachen. Zuweilen laufen sie in einer Reihe hinter einem Weibe her, die zwei lange Hacken trägt und dieselben in der Luft schwingt; dabei drehen und winden sie sich auf die lächerlichste Weise, um den Gang

verschiedener Thiere darzustellen. Ist dies Exercitium durchgemacht, dann gehen sie zu den vornehmern Einwohnern, um Perlen zu betteln. Hierauf verfügen sie sich an einen bestimmten Ort, um Pombe zu trinken und sich der Fröhlichkeit zu überlassen.

Die Unglücklichen werden nicht bloß fröhlich, sondern auch betrunken oder doch beinahe. In diesem Zustande fangen sie zu tanzen an beim Schein der Fackeln, die sie aus harzigem, in Oel getränktem Holze verfertigen.

Diese Lustbarkeiten sind wahrscheinlich eine Entschädigung, die man den Weibern im Hinblick auf ihre nachherigen Entbehrungen gewährt. Denn während der Abwesenheit ihrer Männer dürfen sie weder ihre Häuser verlassen, noch die so sehr geliebte Pfeife rauchen.

Die Elephantenjagd geschieht folgendermaßen: Man schließt den Elephanten ein, und sobald der Kreis um ihn geschlossen ist, wirft der Mganga unter Geschrei die erste Lanze auf das Thier; nun folgt ein Hagel von Lanzen, so daß der Koloß endlich erliegt.

Jedes mal, wenn der Elephant auf einen Mann losgehen will, wirft ein anderer Jäger eine Lanze gegen ihn. Das dauert so lange, bis die ungeheure Beute in Folge des Blutverlustes zusammenstürzt. Die Jagd endet mit einem großen Mahle bei Elephantenfleisch. Das Elfenbein wird verkauft und die Haut dient zur Verfertigung von Schilden.

Man sieht, der Elephant ist das den armen Afrikanern von der Vorsehung geschenkte Thier.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die folgenden Tage waren wir wieder auf der Reise. Auf entsetzlichen Pfaden gelang es uns, einige zwanzig Dörfer zu besuchen, die mehr oder weniger weit von Pangani entfernt sind. Um von einem Dorf in das andere zu kommen, waren Hecken und Dorngebüsch zu durchschreiten, wobei wir auf jämmerliche Weise zerstochen wurden.

Um nicht gegen die Sittsamkeit zu verstoßen, mußten wir unsere Kleider mit Bindfaden zusammenheften. Das war nun erst ein Theil unserer Mühsale. Auf dem ganzen Wege begegneten wir schwarzen und rothen Ameisen, einer der Geißeln Afrika's.

Diese Insekten ziehen wie eine Armee in so eng geschlossenen Reihen über die Wege, daß die Esel oft nicht darüber gehen wollten. Wenn man sie nicht recht-zeitig sieht, so stecken sie einem im Augenblick schon in der Kleidung. Sie sind ungeheuer groß und graben sich so tief in das Fleisch ein, daß man sie nur mit Mühe wieder losbringt. Manchmal geschieht es, daß sie von den Bäumen herab auf einen fallen. Zuweilen ist man

genöthigt, alle seine Kleider auszuziehen, um sich derselben zu entledigen. Man heißt sie „Madimodo", das heißt: siedendes Wasser, wegen des Schmerzes, den ihr Biß verursacht. Man sagt, daß in den großen Wäldern der Umgegend so große Holzameisen seien, daß sie Ratten, Eidechsen und Schlangen angreifen und fressen. Obwohl ich nichts dergleichen gesehen habe, so gebe ich es als möglich zu.

Alle diese Dörfer der Wasigua, deren Besuch uns so viele Mühe gekostet hatte, nahmen uns ohne Furcht auf. Aber sie bieten nichts besonders Wichtiges, so daß ich mich mit Beschreibung derselben nicht aufzuhalten habe. Diese Völkerschaften haben mit den übrigen Afrikanern so viele Aehnlichkeit, daß ich mich nur wiederholen müßte, wollte ich im Besondern von ihnen sprechen.

Unterdessen nahte die Zeit der Passatwinde, und man mußte daran denken, Pangani, dessen Häuptling uns mit Höflichkeiten überhäuft hatte, zu verlassen. Ich war in Verlegenheit, ein dieses so artigen und edelgesinnten Mannes würdiges Geschenk zu finden; denn er hatte für unsere geringsten Bedürfnisse mit einer Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit gesorgt, welche den Werth seiner Freigebigkeit noch erhöhte.

Da ich nur gewöhnliche Dinge besaß, so sagte ich zu Musa: „Du wirst dem Häuptling sagen, daß er zu groß sei, als daß ich ihm zur Bezeugung meiner Dankbarkeit für seine Güte etwas anzubieten hätte, das schön genug wäre." Mit seiner gewohnten Wohlredenheit brachte es Musa so gut zurecht, daß der über diese Becomplimentirung entzückte Häuptling uns noch Reis, zwei Hämmel

und andere Lebensmittel zur Fortsetzung unserer Reise zuschickte.

Am Abend vor der Abreise dankten wir nun dem wackern Häuptling und drückten ihm liebevoll die Hand. Am folgenden Tag zu früher Stunde schifften wir uns nach Tanga ein. Aber neue und schreckliche Prüfungen warteten auf uns!

Beim Herausfahren aus der Mündung des Pangani fällt der Wind plötzlich ein und die Strömung treibt uns mitten in die Wogen des Oceans, die sich mit Wuth an den Felsen des Ufers brechen. Was soll aus uns werden in diesem tobenden Meere? Bald verschwand unser Buter zwischen den Wogen, bald legte er sich rechts und links auf die Seite, und schien uns jeden Augenblick in dem flüssigen Elemente begraben zu wollen.

Um uns Muth einzuflößen, erklärte uns der Capitän, da sei keine Möglichkeit der Rettung mehr, und wir seien ohne Hoffnung verloren; und dazuhin fluchte er mit aller Gewalt seiner Lunge.

Da wir von Minute zu Minute untergehen konnten, so suchte ich den Capitän zu beruhigen, und ihn, wie wir selbst es thaten, auf den Tod vorzubereiten. Allein es war verlorene Mühe, was mir sehr wehe that. Als ich meine Vorbereitung auf den Tod gemacht hatte, so fuhr ich fort, das Gebet: „Gedenke, o seligste Jungfrau &c." zu verrichten, wie ich das schon im Anfang der Gefahr gethan hatte.

Während dieses Gebetes flog mein letzter Gedanke nach der armen Mission von Zanzibar. Obwohl völlig entschlossen, das Opfer meines Lebens demjenigen zu

bringen, zu dessen Ehre ich diese gefahrvolle Reise unternommen hatte, so gestehe ich, daß in jenem Augenblicke sich meiner Seele eine große Traurigkeit bemächtigte. Welchen Kummer, sagte ich bei mir selbst, wird unser tragischer Tod der Congregation, und besonders der Mission verursachen, die vielleicht erst in ein paar Monaten erfahren wird, was aus uns geworden ist!

Wir blieben so drei Viertelstunden zwischen Leben und Tod: und wahrlich, diese Zeit schien uns lang zu sein!

Bruder Marcellin war indessen merkwürdig ruhig, vielleicht weil er die Gefahr nicht kannte, wie das oft bei solchen vorkommt, die wenig auf dem Wasser waren. Was mich betrifft, der ich schon um ganz Afrika herumgefahren, so lange Zeit auf dem Meere zugebracht, in den dreizehn Jahren meines Missionslebens schon so viele Stürme gesehen und so viele Gefahren bestanden hatte, ich hatte mich noch niemals so lange Zeit nur einen Finger breit vom Tode entfernt gesehen.

Daher kann ich auch seit damals keinen Bericht über einen Schiffbruch lesen, ohne daß ich einen Eindruck verspüre, den jene nicht kennen, welche niemals eine ähnliche Probe bestanden.

Endlich erbarmte sich unser jener, der den Winden befiehlt und dem Meere. Er schickte uns einen leichten Wind, der uns gestattete, die hohe See zu gewinnen und nach einigen ziemlich großen, aber unbewohnten Inseln zu steuern.

Während der ganzen Fahrt war unser Horizont durch prächtige Berge begrenzt, an deren Fuße sich die schönsten

Hafenorte befinden, wie Msisima, Kipombui und Tanga, wohin tausende von Schiffen kommen könnten, um die so reichen Erzeugnisse von Afrika zu holen. Beim Anblick solcher Schönheit bedauert man lebhaft, sie für die christliche Civilisation verloren zu sehen.

Unsere Ankunft in Tanga setzte den Häuptling nicht wenig in Verlegenheit. Er empfing uns indessen höflich und mit großem Pomp. Da der Ort bedeutend ist und er viele Unterhäuptlinge unter sich hat, so stellte er sich uns vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet und mit einem goldgestickten Gürtel vor.

Nachdem er von den Empfehlungsbriefen des Sultans Einsicht genommen, so war er beruhigt. Sogleich beeilte sich Musa, seine gewöhnliche Beredtsamkeit vor ihm auszukramen. „Der Pater," sagte er, „kommt, um dein schönes Land zu besuchen, nicht wie ein gewöhnlicher Reisender, sondern wie ein Gelehrter ersten Ranges; er will besonders alle Pflanzen, die in der Arzneikunst dienen können, kennen lernen."

Auf das hin begann er die Herzählung aller Pflanzen, aller Bäume, vom bescheidenen Hysop bis zur Ceder Libanons. Nachdem er fünf Minuten lang geschwatzt hatte, ließ ich ihn innehalten, indem ich sagte: „Musa, es ist genug; sage einfach, daß ich komme, um die Gegend anzuschauen."

Wie früher, antwortete er auch diesmal mit etwas Lebhaftigkeit: „So lassen Sie mich doch machen, Pater, Sie kennen diese Leute hier nicht genug. Wenn ich ihnen nicht jedes Ding mit Namen nenne, so haben sie Furcht

vor Ihnen und glauben, Sie kommen, ihr Land auszuforschen und es dann zu erobern."

Er fuhr nun mit seinen, für uns so ermüdenden, für die Afrikaner aber sehr interessanten Aufzählungen von Pflanzen fort. Sie hörten ihn mit der gespanntesten und ehrfurchtsvollsten Aufmerksamkeit an. Seine botanische Rede dauerte nicht weniger als eine Viertelstunde, und das war nur erst der Eingang zur eigentlichen Rede. Trotz meines Verbots kam er nun an die Erzählung der Geschichte der durch mich zu Pangani bewirkten wunderbaren Heilungen. Er that es in so ausführlicher Schilderung, daß Bruder Marcellin, der das Suaheli noch nicht verstand, Zeit zu einer langen Betrachtung fand. Was mich betrifft, so war es mir sehr unangenehm.

Die Beredtsamkeit Musa's konnte nicht verfehlen, mir zahlreiche Kunden zu erwerben, und ich war doch fast gänzlich ohne Arzneimittel. „Adel verpflichtet," dachte ich; mich nicht auf der Höhe meines Rufes erhalten, wäre eine unverbesserliche Schlappe.

Der Redeschluß Musa's war der Rede selbst vollkommen würdig. Als der Häuptling ihn angehört hatte, war er durchaus beruhigt, gab uns zur Erfrischung Kokoswasser und sagte zu mir: „Ich bin entzückt, dich bei uns zu sehen; du kannst, wenn du willst, drei Monate lang bleiben. Ich will dir ein gutes Haus herrichten lassen, und damit du im Schlafe nicht gestört werdest, will ich den Tänzern verbieten, im Dorfe zu tanzen; sie werden an das Ufer des Meeres gehen."

Dieser wackere Häuptling, den man in der Sprache des Landes „Liwuali" nennt, stellte mir sein Söhnchen

vor. Das Kind hatte an der Hand eine schreckliche Wunde, welche schon das Bein angefressen hatte. Sie schien mir unheilbar zu sein, weßwegen ich zum Vater sagte, er solle den Kranken nach Zanzibar schicken, wo ich ihm die Hand würde abnehmen lassen. Das Wort „abnehmen" erschreckte ihn; denn nach arabischen Begriffen soll man eher sterben, als sich ein Glied wegschneiden lassen. Dabei verblieb es.

Nachdem der Liwuali den Franzosen, die auf der ganzen Ostküste sehr beliebt sind, seine Lobsprüche ertheilt hatte, so führte er uns feierlich in unsere Wohnung. Sie lag neben dem großen Nationalpavillon, vor welchem wir uns auf Rotangsesseln, die er zu diesem Zwecke hatte machen lassen, niederließen.

So vor der gezogenen Kanone dasitzend, welche der Sultan von Zanzibar geschickt hatte, damit man an den großen arabischen Festen schießen könne, genossen wir das schönste Schauspiel, das ich je in meinem Leben gesehen hatte.

Vor uns lag einerseits der unermeßliche Hafen von Tanga, der durch eine grüne Insel in zwei gleiche Theile sich spaltet; anderseits bemerkten wir die schönen Berge, hinter denen sich der afrikanische Montblanc, der riesige Kilimandscharo, erhebt.

Der unglückliche Baron v. d. Decken[1]), der ein so ergebener Freund unserer Mission war und den wir immer

---

[1]) Baron Karl v. d. Decken, aus Hannover, fiel von Mörderhand zu Ber-Dera am Dschubflusse (1865).

(Anm. d. Uebers.)

bedauern werden, sagte mir in Zanzibar: „Der Kilimandscharo ist mit ewigem Schnee bedeckt. Ich habe ihn mit dem vortrefflichen Dr. Kersten, Ihrem Freunde, bestiegen bis zur Höhe von 4469 Meter" u. s. w.

Da ich nur acht Tagereisen von diesem Wunder der Schöpfung entfernt war, drang der Häuptling sehr in mich, es zu besuchen. Ich machte ihm begreiflich, daß, trotz der Reden Musa's, meine Reise keinen wissenschaftlichen, sondern einen rein apostolischen Zweck habe.

Während wir mit der Bewunderung der Naturschönheiten uns beschäftigten, brachte man einen von Musa hiezu bearbeiteten Blinden zu mir, der sagte: „Herr, gib mir das Gesicht wieder!" Ich setzte ihm die Unmöglichkeit, ihn zu heilen, aus einander, indem mir der liebe Gott nicht wie dem heiligen Franz Xaver die Gabe der Wunder verliehen habe. „Das thut nichts," antwortete er; „wenn du willst, kannst du mich heilen, denn du hast ein Mittel dazu." Ich erwidere ihm: „Mein Freund, begreife wohl, daß deine Augen todt sind, und kann man Todte wieder lebendig machen?" — „Freilich kannst du es, Musa hat es mir gesagt; du hast dazu etwas in einem Gläschen."

Um Frieden zu haben, goß ich ihm ein wenig kölnisches Wasser in einer Mischung mit natürlichem Wasser in die Augen. Siehe, da schreit er: „Namoma, namoma," das heißt: ich sehe, ich sehe.

Das war reine Täuschung. Indessen sagte der Häuptling, der einen Augenblick an das Wunder glaubte, er solle in die Moschee gehen, um dem Gott Muhameds zu

danken. Indem er wegging, stieß er an einem Hause an, was große Heiterkeit erregte.

Da die Anzahl der vornehmen Araber, die zu unserm Willkomm herbeigekommen waren, sich vermehrt hatte, so kam mir der Gedanke, den Mangel an Stühlen durch ein eisernes Bett, das der Baron v. d. Decken uns für unsere Reisen geschenkt hatte, zu ersetzen. Dies Möbel ist außerordentlich geschickt, denn man kann es zu einem ganz kleinen, tragbaren Ding zusammenlegen, oder daraus abwechslungsweise ein Bett, einen Stuhl oder Sessel machen.

Ich zeigte den Umstehenden die verschiedenen Zusammenstellungen, mittels deren man es zu verschiedenen Zwecken umgestalten kann. Sie waren vor Staunen außer sich und riefen wie mit Einer Stimme: „Wasungu Aschili Thele," das heißt: die Weißen haben viel Verstand.

Der Häuptling ließ sogleich den „Fundi", den geschicktesten Mechaniker des Ortes, holen. Er studierte zwanzig Minuten lang an dem Mechanismus, und endlich kam er darauf. Andere probierten es auch, aber ohne andern Erfolg, als daß sie langes Gelächter hervorriefen. Das erhöhte den Begriff von dem Verstand der Weißen noch mehr.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Kaum hatten wir uns im Hause niedergelassen, so kam man von allen Seiten herbei, um Medicin zu verlangen. Da Tanga zum großen Theile den Irrthümern des falschen Propheten anhängt, so kamen die reichsten Araber, um sich Raths zu erholen. Um gerecht zu sein, muß ich sagen, daß diese Leute gegen uns eine ausgesuchte Höflichkeit beobachteten, und beinahe alle schickten uns Geschenke zu.

Aber die lästigsten Besucher waren für uns die Wadigo. Diese Leute aus dem Innern waren von Morgens bis Abends da, sich in ihrer fast völligen Nacktheit vor unseren Augen aufzupflanzen. Männer und Weiber tragen als einziges Kleidungsstück um die Lenden eine Schürze aus Leinwand; am Halse hängt ein kleiner Fetzen, der als allgemeiner Talisman gilt. Die Männer tragen den Bogen und vergiftete Pfeile. Die Weiber besetzen je nach dem Vermögen ihre Schürze mit einer dreifachen Reihe von weißen und blauen Perlen. Eine andere Reihe großer weißer und kleiner rother Perlen zieren ihren ebenholzschwarzen Hals. Der rechte Arm ist gefleckt durch siebzehn Auswüchse künstlichen Fleisches, und der linke Arm

punktiert mit zwei und dreißig Löchern, die mit einem glühenden Eisen eingebrannt werden. Der Kopf ist bei den Frauen rasirt wie bei den Männern, die trotz der Sonne ohne Kopfbedeckung gehen. Die Weiber, welche Mütter gewesen, behalten auf dem Scheitel des Kopfes einen kleinen Haarbusch, um sich von jenen zu unterscheiden, die keine Kinder gehabt haben, und deßwegen nach dem Glauben ihres Landes in die Hölle kommen.

Die Kniee der Mütter und der anderen sind mit Schnüren aus Elephantenhaut umwunden; an den Füßen haben sie große kupferne Ringe. Anstatt der Perlen tragen die armen Weiber nur hölzerne Halsschnüre.

Bei den Wadigo sahen wir auch einige Weiber der Wasegedu, eines zum Theil muhamedanischen Stammes. Neben dem Costüm der Wadigo haben sie große Schmarren an den Wangen, und vier andere neben einander von den Schultern bis zu den Lenden. Als Armschmuck tragen sie mehrere Armbänder aus weißen und blauen Perlen. Die reicheren haben Perlenkränze um den Kopf gewunden, was ihnen ein theatralisches Aussehen gibt. Den Kopf rasiren sie gleichfalls; auf dem Scheitel lassen sie einen großen Haarbusch stehen. Diese Vorsichtsmaßregel sichert ihnen zwar den Himmel nicht, aber bewirkt, daß ihre Kinder nicht sterben.

Wenn das sonderbare Costüm der Wadigo für uns ein Gegenstand der Verwunderung war, so nicht minder das unsrige für sie. Es wiederholten sich hier beinahe dieselben Scenen, wie in Bagamoyo bei den Unyamuesi; Alles war für sie wunderbar.

Daß wir beim Essen Löffel und Gabeln benützten, schien ihnen etwas Uebermenschliches. Auch kamen sie vom Morgen bis zum Abend, unsere Farbe, unsere Kleidung und besonders meine Brille zu sehen. Sie näherten sich ganz sachte, und beim ersten Schritt, den ich machte, flohen sie davon. Endlich wurden sie so lästig, daß man sie mit Gewalt wegtreiben mußte.

Die Wadigo sind faule Leute. Wir haben eine große Anzahl ihrer Dörfer besucht, und überall fanden wir ihre ungeheure Faulheit bestätigt. Diese geht so weit, daß sie mit ihren Ziegen und anderen Hausthieren im nämlichen Raume wohnen. Um ihre Häuser recht zu sehen, habe ich deren mehrere besucht.

Die Hausthüre ist so niedrig, daß man niederknieen muß, um hinein zu kommen; drinnen findet man einige Ziegen, an den Pfosten der Hütte angebunden; ein solcher Bock- und Ziegengeruch entströmt dem Innern, daß es einem darob übel wird.

Neben den Ziegen stecken vier Hölzer in dem Boden, über welche kreuzweise mehrere Stäbe gelegt sind; auf diesem Viereck wird ein wenig Stroh mit einem Ziegenfell ausgespreitet, und dann ist das afrikanische Bett gemacht.

Ich habe Hütten gesehen, welche die ganze Familie mit noch zwölf oder fünfzehn Ziegen beherbergten, und zwar auf einem Raum von nicht mehr als neun Quadratfuß. Männer, Weiber und Kinder lagen buchstäblich auf einander. Ich konnte in diesen Schlupfwinkeln nicht aufrecht stehen, so niedrig sind sie.

Die Trägheit der Wadigo beschränkt sich nicht bloß auf die Errichtung ihrer Hütten, sondern dehnt sich auch

auf den Feldbau aus, für den sie nur das äußerst Nothwendige thun. Einige Stengel Mais und das durch den Verkauf der Sklaven gelöste Geld genügen, ihnen ein hinreichendes Auskommen zu verschaffen.

Da sie beinahe nackt gehen, so haben sie für die Kleider keine Ausgaben zu machen. Haben sie Durst, dann machen sie in den Kokosbaum einen Einschnitt und trinken den Saft. Frisch getrunken ist dieser Kokossaft, den ich gekostet, recht gut. Sie trinken ihn aber gewöhnlich gegohren, um zum Tanz, den sie leidenschaftlich lieben, Feuer zu bekommen.

Diese Tänze, wie ich sie beim Wandern durch die Dörfer sah, geschehen in folgender Weise. Wahre gymnastische Uebungen, beginnen sie am Abend und dauern bis an den Morgen.

Nachdem man die Ziegen eingepfercht hat, so kündigt man die „Goma", den Tanz, an durch Trommelschlag. Bei diesem Ton klatschen Alle in die Hände und eilen herbei. Hierauf bginnt jener eintönige Gesang, welchen die Menge im Chore wiederholt. Man begrüßt einander unaufhörlich, während man Kreise bildet. Sind die Kreise geformt, so stellt sich ein Mann in die Mitte und singt ein Solo, das Alle repetiren. Hierauf bewegen Alle ihre Köpfe rechts und links, und heben die Füße um einauder auf. Dann hält man inne, um einen rechten Schluck Tembo zu nehmen, sowohl um die verlorenen Kräfte wieder zu ersetzen, als auch um neue zu schöpfen. Plötzlich stampfen die Tänzer im Takt auf die Erde, so daß drei- oder vierhundert Fußsohlen nur einen einzigen Schlag bilden. Nach und nach erhebt sich die Stimme, man

schwingt die Arme, die Körper neigen sich bis zur Erde und erheben sich rasch wieder, die Bewegung wird geschwinder, die Trommeln wirbeln wie rasend, und Alle machen die ungeheuerlichsten körperlichen Verdrehungen. Sie tanzen so bis zum Wahnsinnigwerden, bis sie erschöpft und schweißtriefend zu Boden stürzen.

Diese Uebungen sind bei allen Völkern, die noch im Alter der Kindheit stehen; sie dürfen uns nicht in Staunen versetzen. Aber was mich über allen Ausdruck überrascht hat, ist ein gewisses Gefühl von Schamhaftigkeit, das diese Wilden drängt, abgesondert zu tanzen. So mischen sich die Weiber niemals unter die Männer, in der Besorgniß, sie möchten unanständige Worte aussprechen hören, was bei dieser fieberhaften Aufregung manchmal geschieht. Das ist gewiß wie eine Lehre für die weltlich gesinnten Frauen der christlichen Länder, die in diesem Punkte weniger bedenklich sind, als die wilden Wadigo in Afrika.

In Zanzibar rühmt man Tanga und seine Umgebung sehr. Auch haben ernste Araber, Freunde von uns, diese Gegend mir als einen der besten Punkte zur Anlegung einer Mission bezeichnet. Deßwegen ließ ich mir angelegen sein, dies Land so gut als möglich zu studieren. Wir besuchten nach einander Nantschani, Dumi, Mambani, Wanga und Tangatta.

An diesen Orten waren wir Zeuge unvergleichlicher Schauspiele. Nie war ein weißer Mensch daselbst erschienen; daher erfolgte auch bei unserer Ankunft eine allgemeine Flucht; ein panischer Schrecken versetzte die Fußsehnen dieser armen Schwarzen in solche Thätigkeit, daß die Davonfliehenden über einander purzelten. Unter ihnen

waren auch Weiber, die am Sumpfe Wasser geschöpft hatten und die Krüge auf dem Kopfe dahertrugen. Von den jungen Burschen über den Haufen geworfen, zerbrachen sie so viele Krüge, daß sie den Töpfern des Ortes wohl viele Arbeit verschafft haben müssen.

Wie man sieht, hatten wir von Leuten, die eine so hübsche Furcht vor uns hatten, nichts zu besorgen. Als wir im Dorf Nantschani ankamen, schrie Alles laut auf und rettete sich in die Hütten, deren Thüren sorgsam verbarricadirt wurden. Nachdem wir einige Augenblicke herzlich gelacht hatten, wollte ich den Grund dieses Schreckens erfahren und näherte mich einigen Hütten, in denen dann das vollkommenste Stillschweigen herrschte.

Die Afrikaner glauben allgemein, daß die Weißen die Schwarzen auffressen. Ich begann nun, ihnen in ihrer Sprache zu sagen: „Dioni hapa, Rafiki! Wasungu akuna anakula watu;“ das heißt: „kommt hieher, meine Freunde! die Weißen fressen keine Menschen.“

Da sie mich in ihrer Sprache reden hörten, faßten sie Muth und gestanden mir allmälig das Geheimniß ihres Schreckens. Die Einen hatten einfach Furcht, weil sie noch nie Weiße gesehen hatten; die Anderen glaubten, wir seien der „Tschetani“, der Teufel, weil man bei ihnen sagt, der Teufel sei weiß; einige meinten, wir kämen, sie zu Sklaven zu machen, zu verkaufen oder zu verspeisen. Endlich behaupteten die Furchtsamsten, unsere Sonnenschirme, unsere Esel und wir machten nur eine Person aus; denn in jenen Gegenden gibt es keine Esel. Als sie sahen, daß wir nicht dasselbe seien, was unsere Reit-

thiere, und Alles abgestiegen war, so faßten auch sie Muth, und dem Schrecken folgte die Verwunderung.

Um ihr Erstaunen recht kräftig auszudrücken, stießen sie ein so wildes Geschrei aus, daß einer unserer Esel, der Malbrough, in gestrecktem Galopp durchbrannte. Bis dahin hatte dieser Esel einen so friedlichen Charakter gezeigt, daß selbst Stockschläge, mit der kräftigsten Hand aufgemessen, ihn nicht zum Springen oder zur Aenderung seiner Gewohnheiten bestimmen konnten. Trotz meiner festen Hand konnte ich den Malbrough nicht mehr halten; er riß mich fort, selbst fortgerissen durch den panischen Schrecken, von dem nun auch die Wasegedu ergriffen wurden.

Ich sage, die Wasegedu, denn an diesen Gestaden begegnet man bald einem Wadigo-Dorf, bald einem Wasegedu-Dorf. Die Wasegedu sind im Allgemeinen Muhamedaner, während die Wadigo gar keine Religion haben und wie die Thiere leben. Trotz des beschleunigten Marsches unserer Esel folgten uns alle Einwohner des Dorfes auf den Fersen nach, um uns länger sehen zu können. Um uns ihre Genugthuung und ihr Staunen zu bezeugen, fuhren sie mit ihrem unmenschlichen Geschrei fort, bis zum nächsten Dorfe, das Dumi heißt, dessen Bewohner nun auch ihrerseits die Flucht ergriffen.

Letzteres Dorf ist am Meeresufer erbaut und mit einer doppelten Ringmauer sammt Thürmchen befestigt. Die verständige Einrichtung dieser kleinen Festung kann den Europäer, der sie in einem vollständig wilden Lande antrifft, nur in Erstaunen versetzen.

Mambani ist gleichfalls ein befestigtes Dorf, aber die erste Mauer der Umfassung liegt in Ruinen.

Wanga zeichnet sich nur durch seine schönen Töpferarbeiten aus. Ich muß mich darüber um so mehr wundern, als sie von Wilden herrühren. Die verschiedenen Arbeiten, wie Krüge, Teller, Häfen, werden auf folgende Weise fabricirt.

Die Schwarzen suchen in den Sumpfgegenden oder an den Ufern der Flüsse Thonerde, die sie mit Wasser kneten. Von diesem Teige trennen sie durch Rollen auf einem Stück Holz die steinigen und sandigen Theile ab. Dann machen sie sich an das Modelliren der Gefäße, wobei sie immer mit der Mündung beginnen. Nachdem die Form gegeben, wird es an die Sonne gestellt zum Trocknen. Hierauf werden die Arbeiten noch einmal vorgenommen und verschiedene Verzierungen darauf angebracht, Vögel, Löwen oder unentzifferbare Figuren. Endlich werden diese Gefäße an einem Feuer, das mit dürren Kräutern unterhalten wird, gebrannt. Ein guter Arbeiter kann täglich vier Stücke machen. Da er jedes für zwei Sous verkauft, könnte er sich bereichern, weil er für seinen täglichen Unterhalt nur zwei Sous nöthig hat. Aber als ächter Neger arbeitet er nur, wenn er nichts mehr zu essen hat.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In Tangatta fanden wir die Ruinen einer alten persischen Stadt. Diese Ruinen erinnerten mich an die unserer alten Schlösser in Elsaß. Um dieses für jenes Land merkwürdige Alterthum zu besichtigen, mußten wir Fußpfaden folgen, die eigentlich nur von Gazellen begangen werden.

Vor alter Zeit wurde ein Theil der Stadt vom Meere verschlungen. Heute sind nur noch die majestätischen Ruinen gut erhaltener Gräber zu sehen, über denen Pyramiden aus gehauenen Steinen sich fünfzehn Meter hoch erheben. Ueberall begegnet man geräumigen Todtenkapellen, mit Inschriften in persischer Sprache.

Mitten unter den Häusern, die großartig gewesen sein müssen, sieht man eine noch wohl erhaltene Moschee von hundert Fuß Breite und dreihundert Fuß Länge. Die acht Schiffe, die man vollständig unterscheidet, weisen darauf hin, daß es eine Hauptmoschee war.

Bis an diesem unbekannten Gestade des östlichen Afrika bezeugen diese Moschee und diese Gräber den beständ-

digen Glauben des Menschengeschlechtes an das Uebernatürliche und an die Unsterblichkeit der Seele.

Neben der Moschee befinden sich heut zu Tag, am Fuße ungeheurer Affenbrodbäume, kleine Fetischhüttchen, wo man dem Teufel alte Leinwand, irdene Geschirre und Körner opfert.

Der Affenbrodbaum ist unter den Pflanzen, was der Elephant unter den Thieren. Ein eigenthümlicher Baum von merkwürdigen Dimensionen, bildet dieser Koloß des Pflanzenreichs oft die Wohnung mehrer Familien der Schwarzen. Wir haben einen gesehen, den Bruder Marcellin gemessen hat. Er hat dreißig Fuß im Umfang und scheint noch nicht vollständig ausgewachsen zu sein.

Sein kegelförmiger Stamm ruht auf breiten, durch das Wasser bloß gelegten Wurzeln. Von dem unförmlichen Kegel aus breiten sich die riesigen Aeste, die sich durch ihre Schwere zur Erde neigen, nach allen Seiten hin und bilden so eine Art weiter Kuppel.

In gewissen Gegenden benützt man die Rinde dieses Baumes, um daraus einen Stoff zu weben, der als einzige Kleidung der Einwohner dient.

Nicht weit von hier erwarteten uns kleine Abenteuer. Wir mußten nämlich über Sümpfe gehen, die uns ausgetrocknet zu sein schienen, und drangen furchtlos weit in dieselben vor. Unglücklicherweise war die obere Lage nicht fest genug, und unsere Esel sanken wohl fünfmal an demselben Tage in den Morast ein. Auch wir hatten nun wieder das Vergnügen eines plötzlichen Absteigens in den Schmutz, und wieder war die Nothwendigkeit erschienen, die armen Thiere am Schwanz herauszuziehen;

ohne dies Mittel wären sie auf dem Platze geblieben. Ueberhaupt fehlt es in diesen verlassenen Gegenden trotz aller klugen Vorsichtsmaßregeln nicht an Abenteuern. Hier ein neues Beispiel.

Wir wußten nicht, daß es dort zu Land Tiger und andere wilde Thiere gebe. Ohne an eine Gefahr nur zu denken, ließen wir während der Nacht die Thüre unserer Hütte offen, um ein wenig frische Luft zu haben. Nach Landessitte hatte unser kleiner Palast aus Stroh keine Fenster. Ohne die genannte Vorsichtsmaßregel kann man daher in jenen glühendheißen Gegenden Afrika's des Nachts kein Auge schließen.

Plötzlich fuhr ich aus dem Schlafe auf, erweckt durch einen gellenden Schrei. Es war ein Tiger, der sich erlaubt hatte, hereinzukommen, über Bruder Marcellin hinzuliegen und ihm im Gesicht herumzuschnüffeln, ohne Zweifel, um zu sehen, ob der Bruder einen guten Bissen abgebe.

Dieser aber, da er sich angegriffen fühlte, beeilte sich, dem blutdürstigen Thiere eine derartige Versuchung zu vertreiben. Mit aller Kraft seines Armes maß er ihm einige Stockschläge auf, und diese Bewillkommung, auf die der Tiger nicht gefaßt war, ließ ihn jenen Schrei ausstoßen, der mich weckte.

Ich selbst, der ich zur Vertheidigung durchaus nichts in der Hand hatte, verschanzte mich klüglich hinter das Princip der Nichtintervention. Da sah ich aber den Tiger, der durch die fühlbaren Beweismittel des Bruders bekehrt war, ganz still an mir und an der Lampe, die die Hütte beleuchtete, vorüberpassiren, um sein Glück anderswo zu versuchen.

Indessen hat er nicht Hunger sterben müssen; denn bevor er sich an meinem Reisebegleiter vergriff, hatte er die Vorsicht gehabt, die zwei Pfund Hammelfleisch zu verschlingen, das uns am folgenden Tage zur Nahrung dienen sollte.

Der kräftige Arm Marcellins hatte bei dem häßlichen Thier ein so gutes Andenken hinterlassen, daß es uns in den folgenden Nächten neue Ueberraschungen vollständig ersparte.

Ich hatte schon vorher die Einwohner Abends ihre Ziegen, Hühner und andere Thiere einschließen sehen; aber ich glaubte, es sei eine Vorsicht den Dieben gegenüber. Der Häuptling erklärte mir darnach, es geschehe dies wegen der Tiger.

Nach diesem Abenteuer kam das von Sega, das nicht das uninteressanteste ist. Wir hatten nun schon lange das Land der Wadigo besichtigt, deren Bevölkerung so gleichgiltig ist, daß sie nicht einmal die leichte Religion des falschen Propheten angenommen hat. Um Nachrichten zu erhalten, die mir noch fehlten, blieb nichts übrig, als einige Dörfer der Wasegedu zu besuchen.

Ich will nicht von dem Dorfe Sega sprechen. Dieser merkwürdige Wohnsitz ist von Natur aus befestigt, einerseits durch einen tiefen Fluß, anderseits durch einen Gürtel senkrecht aufsteigender Felsen, zwischen welchen nur eine kleine Oeffnung besteht, die als Durchgang dient und mit Pfahlwerk geschlossen ist.

An dem Thore stand ein Mann von hoher Gestalt. Es war der Häuptling der Bergveste. Bewaffnet mit einem knotigen, acht Fuß langen Stocke, stellte er sich in

feierlicher Weise vor uns und sagte: „Haltet; ihr geht nicht nach Sega hinein!" Ich hatte mich zum Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen unter einen Baum gestellt und befand mich auf dem Boden seines Stammes. „Geh weg von dort!" sagte er in gebieterischem, nicht sehr anständigem Tone; „komm hieher, dort bist du auf dem Boden unseres Landes; da ist die Grenze, welche die Wadigo und Wasegedu trennt. Du darfst nicht nach Sega gehen; denn wenn ein Weißer den Fuß auf unsern Boden setzt, verbrennt Trockenheit unsere Ernte, und ansteckende Krankheiten tödten uns Menschen und Vieh."

Ich frage, ob diese unter den Negern allgemeine Furcht vor den Weißen nicht durch den bösen Geist eingeflößt werde, um die armen Schwarzen zu verhindern, das Licht des Evangeliums, dessen Boten die Weißen sind, anzunehmen?

Wie dem nun sei, da ich mich nicht von der Stelle bewegte, wiederholte mir der Häuptling mit unverschämtem Tone und den Stock mir zeigend: „Geh weg von dort; du wirst nicht nach Sega hineinkommen."

Um ihm zu zeigen, daß ich mich nicht fürchte, ging ich einige Schritte vorwärts, seinem Dorfe zu, und sagte zu ihm: „Wisse, daß du mit einem Weißen sprichst. Du wirst mich von hier nicht forttreiben, und wenn du noch länger so unverschämt bist, so werde ich dir deinen Stock abnehmen und dich seine Süßigkeiten kosten lassen."

Diese scharf betonten Worte setzten ihn in Erstaunen. Er blieb ein wenig stille, und während er überlegte, sagte ich noch: „Wenn du mich mit Gewalt hinderst, in dein Dorf zu gehen, so wirst du es zu thun haben mit

Said-Medschid, dem Sultan von Zanzibar, dessen Freund ich bin."

Bei diesen Worten fragte er mich, ob ich Empfehlungsbriefe von Seiner Hoheit hätte. Ich hatte wohl solche; allein ich hatte sie in Tanga zurückgelassen. Nun handelte es sich darum, sie alsogleich vorzuweisen.

Was nun thun? ich wollte nicht ja sagen, das wäre unwahr gewesen. Auch wollte ich nicht nein sagen, das hätte meine Unterhandlung vereitelt. Es kam mir aber dann ein lichtvoller Gedanke, den ich auszuführen mich beeilte.

Da ich nach seiner Miene schloß, das Jahrhundert der Aufklärung habe sein Genie noch nicht berührt, nahm ich mein Brevier, zog den lateinischen Kirchenkalender heraus und wies ihm denselben vor. „Mona huschu," sagte ich, „schaue das an." Er schaut das Ding an, blättert herum; alles kommt ihm spanisch vor. Endlich gelangt er zur letzten Seite und findet den Namen unseres hochwürdigsten Generalsuperiors, in fetten Buchstaben gedruckt.

In der Meinung, es sei die Unterschrift des Sultans, neigte er ehrfurchtsvoll das Haupt und sagte: „Was soll ich machen? wenn es der Sultan von Zanzibar so will, so gehe hinein, Herr! Pita, Boana!"

Niemals noch war ein Weißer nach Sega hineingedrungen; daher floh bei unserer Ankunft jederman. Als sodann der erste Schrecken vorüber war, bot man uns Eier als Geschenk an, und Kittanda's, Bettladen, wie sie dort gebräuchlich sind, damit wir sie als Stühle benützten.

Um dem Häuptling, der uns so schlecht empfangen hatte, eine Lehre zu geben, schlug ich alle diese Höflichkeiten aus, worüber die Bevölkerung sich sichtlich betrübte.

Es wurden deßhalb zwei der vornehmsten Einwohner beauftragt, ihre Entschuldigung bei uns vorzubringen und uns als Sicherheitswache zu begleiten. In der Absicht, bei mir die Fehler ihres Häuptlings in Vergessenheit zu bringen, sagten sie mehreremale: „Liwuali schetu mschinga: unser Häuptling ist ein Dummkopf."

Ich wollte ihnen diese Meinung nicht nehmen, denn über diesen Punkt waren wir vollständig eins. „Was willst du?" sagten sie; „er ist ein dummes Vieh, denn er hat nie Weiße gesehen. Aber wir, wir haben Weiße gesehen, da wir zu Agudia und Zanzibar gewesen sind."

Alle Augenblicke fragten mich diese wackeren Leute, ob ich mit ihrer Entschuldigung zufrieden sei. „Ja," antwortete ich; „ich bin jetzt zufrieden. Ihr seid rechtschaffene Leute; aber euer Häuptling ist ein Dummkopf. Sagt es ihm nur, und überdieß soll er wissen, daß ich keine Furcht vor ihm habe." Dann wiederholte ich: „Schetu ueue gema, Liwuali mschinga: ihr seid gut; der Häuptling ist dumm."

Das waren die letzten Worte des rührenden Abschieds, der uns als gute Freunde von einander trennte. Ich war noch nicht in Zanzibar zurück, als man in Bagamoyo schon diese Geschichte wußte, worüber man sich auf Kosten des armen Häuptlings von Sega sehr belustigte.

Wie ich schon oben erwähnt, herrscht der Muhamedanismus allgemein bei den Wasegedu. In den letzten Dörfern dieses Stammes, am Meeresufer, findet man

sogar Schulen, wo man die kleinen Kinder im Koran unterrichtet.

Am meisten aber blüht der Islam in Tanga, welches eher eine arabische Stadt, als ein Dorf ist.

Ich glaube, es wird nützlich sein, hier das sonderbare Bild des Lebens eines Arabers auf der afrikanischen Ostküste zu zeichnen. Es kann unseren Patres, die nach uns kommen werden, dienen, sowie jenen Europäern, die sich mit Ethnographie beschäftigen.

Im Jahre 1828 entriß der Imam von Mascat diese Gegenden der Herrschaft der Portugiesen. Bald darauf kamen die Araber von Mascat, um sich in diesem Lande niederzulassen, und bilden nun daselbst die herrschende und aristokratische Klasse. Ihren Einfluß und die Achtung, in der sie stehen, verdanken sie ihrer Organisation in Stämme. Die meisten bewahrten den ursprünglichen Typus ihrer Rasse und die beinahe weiße Farbe ihrer Haut.

In Europa wird man die Einförmigkeit des Lebens dieser Araber und ihre Gemächlichkeit schwer begreifen. Wir aber, die wir den verthierenden Einfluß des muselmanischen Sensualismus kennen, sind darüber betrübt, aber keineswegs überrascht. Hier folgt die Tagesordnung dieses faullenzenden Wesens:

Morgens um vier oder fünf Uhr verrichtet der Araber gewissenhaft seine Waschungen und Gebete neben seinen Zimmern. Hierauf begibt er sich, wenn er reich ist, in den Barza, ein Gemach am Eingang des Hauses. Dahin kommen dann seine armen Verwandte und seine Freunde, um ihn zu begrüßen. Seine Sklaven bringen nun Becken zum Waschen der Hände und eine Platte mit Halua zum

Frühstück. Der Halua ist eine für Europäer abscheulich schmeckende Speise. Man bereitet sie aus Mehl, Zucker und Butter. Der arme Araber ißt bei seinem Verwandten oder Beschützer. Nach dem Halua trägt man den Kaffee auf und unterhält sich bis neun Uhr. Jetzt begibt sich der Araber zu seinem Häuptling, bei dem er eine Stunde verweilt, ohne ein Wort zu sprechen, es müßte nur sein, daß der Häuptling ihn anredet. Von da begibt er sich zu den Banianen oder Indiern, um die Ernte, die noch steht, zu verkaufen.

Um zwölf Uhr geht er nach Hause oder in die Moschee, um sein Gebet zu verrichten, worauf er das Mittagsmahl einnimmt mit denselben Personen, mit denen er gefrühstückt hatte. Nach dem Essen wird eine Stunde geschlafen. Um drei Uhr ist das Gebet, das man Alassiri nennt. Darauf folgt eine Unterhaltung oder eine einsame Betrachtung bis Sonnenuntergang. In diesem Augenblick verrichtet er ein neues Gebet, auf welches eine neue Unterhaltung im Barza folgt, bis sieben Uhr, zu welcher Stunde das Abendessen eingenommen wird. Ist dies vorbei, so zieht er sich zurück und geht schlafen.

Das ist die Tagesordnung des Arabers auf der afrikanischen Ostküste. Wer einen Araber gesehen hat, der hat alle gesehen, denn ihre Sitten sind unveränderlich. Einige seltene Ausnahmen abgerechnet, sind diese Araber von einer Unwissenheit und Trägheit, daß selbst jede Art von Zerstreuung ausgeschlossen ist, mit Ausnahme einiger nächtlicher Zusammenkünfte, die man Molidis heißt.

Wollen Sie einen Begriff von diesen Zusammenkünften? Stellen Sie sich ein schlecht beleuchtetes Zimmer

vor, in dem diese Araber dahocken. Hier tragen sie in einem schreienden, falschen Tone Lieder vor, dann erzählen sie zwischen hinein mehr oder weniger absurde Legenden über die Geburt Muhameds.

Jeden Augenblick servirt man Kaffee, Zuckerwasser und Halbgefrornes. Von Zeit zu Zeit besprengt man sie mit Rosenwasser, und räuchert sie an mit Benzoestorax und Aloe.

Seit einiger Zeit sind diese Versammlungen weniger häufig, weil die jungen Leute sich an geheimen Orten versammeln, um sich dem Trunke zu ergeben. Da sie im Allgemeinen die Getränke Europa's nicht kaufen können, so vertilgen sie enorme Quantitäten gegohrenes Kokoswasser, das man Tembo mkali nennt. Es ist eine abscheuliche Flüssigkeit, die den Trinker in einen Zustand wilder und stumpfer Trunkenheit versetzt.

Eine derartige Gewohnheit, verbunden mit allgemeiner Trägheit, der Quelle von tausend Unordnungen, ruft das lebhafte Bedauern hervor, daß der von Natur aus religiöse Araber nicht christlich ist. Im Glauben würde er die Kraft zur Besiegung seiner Leidenschaften schöpfen, und könnte so eine der kräftigsten Nationen der Erde werden.

Ich gehe zu Anderm über. Der Europäer könnte sich eben so wenig mit dem Speisezettel des Arabers befreunden, als mit seiner Lebensweise. Fleischspeisen, mit sehr ranziger Butter angemacht, verzuckerte, sehr stark gewürzte Speisen bilden die großen Mahle.

Ich erinnere mich noch des Frühstücks, das ich eines Tags beim Statthalter von Zanzibar in Gemeinschaft mehrerer Europäer einnahm. Wir alle litten darauf an

Unverdaulichkeit. Als Getränke bedient sich der Araber eines mit Weihrauch durchräucherten und mit verschiedenem Syrup gemischten Wassers.

Je reicher der Araber, desto schmutziger sein Haus. Das kommt her von der großen Anzahl Sklaven, die er besitzt, und die bei ihrem Betelkauen an die Wände hin ausspucken, an denen sie auch ihre Hände abwischen. Man kehrt das Haus sehr selten aus und weißt es bei Lebzeiten des Eigenthümers nur ein einzigesmal.

Der Araber hat keinen Begriff von Aesthetik; er liebt den schwülstigen, bombastischen Stil und die grellen Farben. Zeigen Sie ihm die schönste Blume der Welt, er fragt nur, ob sie eine Frucht gebe, die gut zum Essen oder Verkaufen sei; denn der Gott Mammon ist ihm gar nicht unbekannt.

Der Araber beobachtet einige Regeln der Höflichkeit, deren geringste Nichtbeobachtung ihn verletzt. So wäre es eine große Beleidigung, einem die linke Hand zu geben, wegen der Waschungen, die mit derselben vorgenommen werden. Es wäre gleicherweise eine Grobheit, ihm die Hand zu geben, ohne den Handschuh auszuziehen.

Der Araber ist gemeiniglich ernst und gravitätisch. Er scherzt niemals und liebt keinen Spaß. Er ist sehr zurückhaltend, bewundert nichts, läßt sich durch nichts in Staunen versetzen. Geschenke gibt und nimmt er gern. Er hält es für keine Unehre, zum Geschenke Geld anzunehmen, ja sogar um welches zu bitten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

In gesellschaftlicher Beziehung sind die Araber dieser Gegenden, wenigstens die Angehörigen guter Familien, sehr höflich gegen die Fremden. In ihrer bessern Kleidung haben sie ein so vornehmes Aussehen, daß selbst der Europäer darüber staunt. Ich kann einen Araber von Tanga als Beweis hiefür anführen, dessen Bekanntschaft mich wahrhaft glücklich machte.

Er ist ein ehrwürdiger Alter, den die Araber wie einen Heiligen ihrer muselmanischen Religion verehren. Er hat es aus Bescheidenheit ausgeschlagen, Oberhäuptling der ganzen Umgegend zu werden. Da man mir diesen Mann, der gewiß ein ehrlicher Mensch ist, gerühmt hatte, besuchte ich ihn. Ich bereute es nicht, denn er gab mir ausgezeichnete Aufschlüsse über Gegenden, welche die Reisenden bisher unberührt gelassen.

Er fühlte sich sehr geschmeichelt durch meinen Besuch und sagte: „Das ist recht; so besuchen wenigstens Sie die Leute des Landes. Wir hatten vor zwei oder drei Jahren hier einen Missionär von einer andern Religion, als der

Ihrigen,[1]) der keinen Menschen besuchte. Er ging nie aus, weil er befürchtete, ermordet zu werden."

Ich erwiederte ihm: „Ich meines Theils fürchte mich keineswegs vor den Leuten des Landes, die mir sehr gut scheinen; und ich muß alles sehen, um diese Gestade genau kennen zu lernen, die mit Ulaya (Europa) nichts gemein haben."

„Kennen Sie jetzt das Land gut?" — „O ja, so viel ich bis jetzt davon gesehen habe." — „Aber Sie haben nicht Alles gesehen. Sie haben das Land der Masai und ihrer Nachbarn nicht gesehen. Diese Länder sind sehr eigenthümlich, und es gibt nur wenige Araber, welche dieselben besucht haben."

Darauf erzählte er mir lange und sehr genau von den Völkerschaften, die ich kannte. Sein Gespräch flößte mir Zutrauen ein, und ich sagte zu ihm: „Mein Freund, Sie besitzen staunenswerthe Kenntnisse, und das, was Sie mir erzählen, stimmt ganz überein mit den Erzählungen der Reisenden in ihren Reisebeschreibungen."

Diese Worte schmeichelten ihm, und mit der Hand seinen weißen Bart berührend, zog er ihn langsam auf die Mitte der Brust, ohne etwas zu sagen. Diese Gebärde drückt bei den Arabern ungefähr soviel aus, als ob sie damit sagen wollten: „Sehet, ich bin kein Kind; ich bin alt und habe einen weißen Bart, und das zeugt von Erfahrung.

Er erbot sich darauf, mir alle möglichen Aufschlüsse über die Länder zu geben, wohin die Reisenden

---

[1]) Es war ein protestantischer Missionär.

nicht gekommen, hauptsächlich über das Land der Masai, durch das er oft gewandert, um mit Elfenbein Handel zu treiben. In jener Gegend sind die Elephantenzähne so gewöhnlich, daß man sie zum Schmucke der Gräber und zur Umzäunung der Dörfer benützt.

Wie man leicht denken kann, nahm ich mit dem größten Vergnügen das Anerbieten des Alten an, und am andern Tage, zur bestimmten Stunde, war ich bei ihm.

Um seine Mittheilungen interessanter zu machen, hatte er einen Masai und zwei Frauen desselben Stammes kommen lassen, Leute, die mit ihm im gleichen Dorfe wohnten. Mich selbst begleitete Bruder Marcellin.

Bei meiner Ankunft reichten mir die beiden Frauen, die ein ganz ausgeprägtes martialisches Aussehen hatten, die Hand. Ich hielt es für unnöthig, diese Höflichkeit zu erwiedern, und kam der an mich ergangenen Aufforderung nicht nach.

Als ächte Reckinnen, sagte jedes dieser Weiber: „Tete mukone: gib mir die Hand.“ Ich erwiedere: „Sitaki: ich will nicht.“

Zuletzt unterhandeln sie und drängen, und in einem Augenblicke, wo ich am wenigsten daran denke, ergreifen sie meine Hand mit Gewalt und schütteln sie auf englische Manier.

Dann sagten sie zu mir: „Mein Herr, bei uns ist es Sitte, daß die Frauen Fremden die Hand geben. So lange wir deine Hand nicht berührt haben, könnten wir uns auch nicht mit dir unterhalten.“

Ich erwiederte: „Marhabba: es ist recht.“

Ich habe nie Frauen gesehen, die martialischer und entschiedener ausgesehen hätten, als diese Masaifrauen, denen, nach der Aussage des Arabers, alle anderen vollkommen gleichen. Diese Geschöpfe haben gelbliche Farbe, welche auf eine Mischung der Rassen hindeutet, wie eine solche seit vielen Generationen schon existiren muß.

Es haben sich auch in der That vor einigen Jahrhunderten die Aethiopier zu Brawa, im Lande der Somali, mit den Arabern geschlagen. Später haben sie gegen Araber und Portugiesen in Mombas, ehemals Omvita genannt, gekämpft. Es ist nun bekannt, daß, nachdem sie sich gewisser Gegenden bemächtigt hatten, sie Militär zurückgelassen haben, um ihre Eroberung zu behaupten. Diese Thatsache erklärt auf natürliche Weise die Mischung der Rassen und die Farbe der Masai, die nur wenig vom Neger-Typus bewahren.

Nachdem ich mich einige Zeit mit diesen Frauen unterhalten, die ihr Land schlechter kannten, als unser wackerer Araber, verabschiedete ich mich von ihnen, um mich mit dem Masai zu unterhalten, der das Kostüm seines Landes trug.

Folgendes sind die wesentlichen Bestandtheile desselben. Auf dem Kopfe tragen sie einen sehr breiten Federbusch; Schultern und Füße sind mit Zebrafellen geschmückt und die Lenden mit einem Ziegenfell umgeben.

In der Linken trug dieser Krieger einen enorm großen Schild von Büffelhaut, und in der Rechten eine sieben Schuh hohe Lanze. Er hielt unter anderm, wie alle, welche einen Sieg davon getragen haben, in der Rechten

einen acht Schuh hohen Stock. Dieser Marschallsstab ist mit Ziegenhaaren und großen Vogelfedern verziert.

Dieses wahrhaft kriegerische Kostüm entbehrt keineswegs einer gewissen Eleganz. Beim Anblick dieser Uniform der Wilden begreift man sofort, daß die Masai durchaus kriegerische Völker sind.

In der That, obgleich Nomaden, können sie doch ohne Krieg nicht leben. Viel wilder, als die Somali, folgen diese Barbaren, die durch die Gegend ziehen, ohne sich niederzulassen, ihren Heerden, die ihnen Speise und Trank gewähren.

Wollen sie ihren Durst stillen, machen sie einen Schnitt in die Haut ihrer Ochsen, und trinken das Blut daraus als ächte Blutegel.

Wenn sie genug getrunken haben, verbinden sie die Wunde, um den Blutverlust zu verhindern. Sie trinken auch die Milch ihrer Kühe. Um ihr aber mehr Geschmack und Nahrungsstoff zu geben, vermischen sie dieselbe mit Ochsenblut. Eine solche Lebensweise ist nicht dazu angethan, um ihre Sitten sanft und fein zu machen.

Der alte Araber sagte mir, daß die Reichsten unter den Masai, und besonders die Häuptlinge, aus Wegerich Wein bereiten lassen. Diese Heilpflanze dient als Fiebermittel, und man wendet sie sowohl bei Augenentzündungen, wie auch als Umschlag bei Geschwulsten und Beulen an.

Ihre Rinde dient zur Verfertigung von Stoffen, welche die Frauen und Häuptlinge des Landes tragen.

Nach der Aussage meines Alten, der gewisse, ziemlich verworrene geographische Kenntnisse zu haben scheint, liegt

Masai westlich von Dschagga und nicht weit vom Ukerewe-See, der, nach seiner Angabe, zweihundert Meilen im Umkreis hat.

Diese Gegend besteht aus ungeheuren Hochebenen, die, nach einer unmerklichen Erhebung gegen das Innere des Festlandes, in größeren und geringeren Entfernungen von kleinen, isolirt stehenden Gebirgsketten durchschnitten sind.

Da das Land der Masai sehr groß ist, so ist es von verschiedenen Stämmen bewohnt, deren Gebräuche und Sitten mehr oder weniger von einander abweichen. Ich betone diesen Umstand ausdrücklich, damit es nicht den Anschein hat, als ob ich mir hie und da widerspräche.

Bei den Masai, wie bei den anderen Völkern von Afrika, ist die Ehe keine feierliche und dauerhafte Verbindung. Sie ist ein thierisches Zusammenleben. Die Häuptlinge haben das Recht, die jungen Mädchen unter dem Vorwande von Tribut in Anspruch zu nehmen, und sie selbst versehen ihre Diener mit Frauen, die sie im Kriege zu Gefangenen gemacht haben.

Frauen, die sich schlecht betragen, werden als Sklaven verkauft, oder gegeißelt, oder gehen vom Range der Frau über in die Stellung einer Magd. Die Väter können ihre Kinder verkaufen, wie sie wollen.

Die Häuptlinge der Masewe und Masawa, Beides Stämme von Masai, lassen sich von Frauen ohne alle Kleidung bedienen. Dieselben versehen den Dienst von Kammerdienern. Wenn eine von ihnen ihren Dienst schlecht versieht, wird sie auf folgende Weise dem Tode

übergeben. Man beginnt damit, ihr einen Finger abzuschneiden, einen andern morgen, und so andere Glieder, eines nach dem andern, bis sie dem Schmerze unterliegt.

Auf solche Weise üben diese Ochsenbluttrinker das Gebot der Nächstenliebe gegen arme Geschöpfe, die oft nur geringe Verbrechen begangen haben.

Eine Sitte, welche der Capitän Speke bei anderen afrikanischen Völkerschaften beobachtete und die Fürstinnen betrifft, scheint ebenso bei den großen Häuptlingen von Masai im Gebrauche zu sein. Um die Frauen ihres Ranges würdig zu machen, fängt man im zartesten Alter an, sie mit Milch zu übersättigen, und treibt es so weit, daß sie wegen Ueberfüllung nicht mehr stehen können und wie die vierfüßigen Thiere einhergehen.

Die zwei Frauen von Masai, von denen ich weiter oben sprach, behaupteten, die Frau eines Häuptlings gesehen zu haben, welche, nach den von ihnen angegebenen Dimensionen, Arme von zwei Fuß und Waden von drei Fuß Umfang gehabt haben muß. Nach ihnen hätte dieselbe über die Brust vier und einen halben Fuß im Umfang gehabt.

Im Vergleiche zu den genauen Beschreibungen, wie sie der Capitän Speke, ein sehr wahrheitsliebender Augenzeuge, mittheilt, haben unsere Schilderungen nichts Uebertriebenes.

Wegen ihres halbabyssinischen Ursprunges haben die Masai glatte Haare, und nicht gekräuselte, wie die Vollblut-Neger. Die Araber lieben sie nicht, weil die Masai sagen, daß sie weiß seien, wie sie. Aus diesem Grunde beugen sie sich nur schwer unter das Joch der Sklaverei.

Daher kaufen wir auf dem Markte von Zanzibar die Kinder von Masai wohlfeiler. Wir bezahlen fünf und zwanzig Franken für einen Knaben, vierzig Franken für ein Mädchen; während die Kinder der Rasse, die schwarz ist wie das Schmelzglas, unter den gleichen Verhältnissen viel theurer zu stehen kämen. Bis jetzt können wir zufrieden sein mit diesen Kindern von röthlicher Hautfarbe.

Die Masai sind sehr abergläubisch. Ich will nur ein Beispiel davon anführen. Wenn eine Mondsfinsterniß stattfindet, läuft Alles zusammen und schreit und schlägt auf Gegenstände, die Geräusch geben, um der Sonne Angst einzujagen, damit sie das Gestirn der Nacht zu verschlingen gehindert würde. Uebrigens ist diese Angst allen Afrikanern gemeinsam.

In Zanzibar selbst, das schon ein wenig civilisirt ist, wurde ich oft durch schauderhaftes Geschrei während der Nacht aufgeweckt. „Nenda nyoka, nenda schua, akuna kula muesi!" das heißt: „Fort, Schlange, fort, Sonne, friß den Mond nicht!"

Die Einen glauben, eine Schlange, die Anderen, die Sonne wolle den Mond verschlingen. Man sieht daraus, daß die Schlange nirgends den schlechten Ruf verloren hat, in welchem sie von Anfang der Welt an steht.

Bei dem Lärm, den man machte, um die Mondfresser zu erschrecken, hätte ich in einem weniger friedlichen Lande, als Zanzibar ist, an eine Revolution denken können. Alle Schwarzen waren auf den Füßen. Jeder war bewaffnet mit einem Fleischtopf, mit einer Kasserole, mit einem Weißblech, einer blechenen Flasche, oder anderen hellklingenden Gegenständen, auf welche man derart losschlug, daß Alles

hätte in Stücke gehen können, während man dazu unmenschliches Geheul ausstieß.

Da es ihnen bis jetzt immer noch gelungen ist, Schlange und Sonne auf's Haupt zu schlagen, so kehren die Schwarzen nach der Sonnenfinsterniß in vollem Triumphe nach Hause, stolz darauf, einen so wohlthätigen Lärm gemacht zu haben.

Die Religion der Masai besteht darin, vermittelst eines Tributes den Haß der bösen Geister zu besänftigen, um Landplagen abzuwenden und die natürliche Fruchtbarkeit zu erzielen. Sie haben keinen rechten Begriff von Gott und dem zukünftigen Leben.

Indessen opfern sie alle Jahre eine Kuh vor dem Grabe ihrer Väter, um gute Ernte zu bekommen. Obgleich sie sehr wohl wissen, daß die Berge nicht essen, stellen sie doch Lebensmittel als Opfer vor ihnen auf.

Die Wunder der Schöpfung versetzen sie in Staunen, wie dies bei allen Eingeborenen der Fall ist, und sie begreifen recht gut, daß diese Werke nicht von selbst entstanden sind. So sehr widerspricht der von den modernen Philosophen gepredigte Atheismus dem natürlichen Glauben des Menschen, ja sogar des Wilden!

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Als Kriegsvolk sind die Masai sehr muthig, solange ihr Aberglaube nicht dabei im Spiele ist. Aber sobald sie einen Fuchs bellen hören, treten die in Schlachtordnung aufgestellten Truppen den Rückzug an.

Der Capitän Speke hat denselben Aberglauben im Königreich Karague angetroffen, dessen König ihm sagte: „Wenn ich meine Truppen in den Kampf führe, und ich hörte das Bellen eines Fuchses, würde ich sogleich den Rückzug antreten, da ein solches Zeichen mich eine Niederlage ahnen läßt.“

Der Gesang der Vögel und das Geschrei der anderen Thiere bringt dieselbe Wirkung hervor, und hindert die Krieger, das Handgemenge zu beginnen. — Da solcher Aberglaube schon bei den Völkern des Alterthums verbreitet war, so beweist derselbe, daß der Teufel nicht altert.

Außer diesem Aberglauben, wird jeder Soldat, der sich feige zeigt, in Stücke gehauen, zur Belustigung seiner Waffengenossen und auch deßhalb, um diesen ein abschreckendes Beispiel zu geben. Zur Sühne für geringere

Fehler gegen die Disciplin werden die Schuldigen mit einem glühenden Eisen an die Stirne gebrannt. Krieger, die sich sehr ausgezeichnet haben, reiten auf Straußen in ihre Heimath zurück.

Zur Belohnung geben ihnen die Häuptlinge Frauen, denen man im zartesten Alter mehrere Zähne gezogen hat, unter anderen die sechs unteren Schneidezähne. Eine Frau, die keine auf solche Weise verstümmelte Kinnlade aufzuweisen hätte, wäre nicht würdig, aus der strohgeflochtenen Schaale des Masai-Helden zu trinken.

Wie ihre Nachbarn, so können auch die Masai ihre Kinder verkaufen, um Waffen und Zerstörungsinstrumente anzuschaffen.

Diese Völker sind eigentlich Hirten. Ihr Reichthum besteht in Myriaden von Kühen, die sie an den Abhängen ihrer an warmen Mineralquellen reichen Berge weiden lassen. Diese große Zahl von Kühen vertritt die Stelle des Geldes in diesem Lande. Ebenso werden die Verbrechen mit Strafen gebüßt, die man mit Kühen bezahlt.

Da die Heirathen reine Kaufverträge sind, wird die Braut mit Kühen ausgewechselt. Der Preis seiner Waare wird dem Vater, nach der getroffenen Uebereinkunft, mit einer bestimmten Zahl von Sklaven, Kühen und Hämmeln ausbezahlt.

Aber da man die arme Frau nicht um ihre Einwilligung in die Ehe befragt hat, so kann sie ihre Freiheit wieder erlangen, wenn sie ihrem Manne eben so viel zurückvergütet, als dieser ihrem Vater gegeben hatte.

Sobald sie Mutter geworden ist, zieht man ihr die Schneidezähne des Unter- und Oberkiefers heraus und macht eine ziemliche Anzahl von Löchern in ihre Oberlippe. Ich vermuthe, daß sie sich deßhalb diesen Operationen unterziehen muß, damit sie ihr Kind nicht sollte beißen können.

Obgleich die Masai wild sind, so gehören sie doch, soviel ich weiß, nicht zu den Menschenfressern. Um keinen Preis wollen sie die Fremden in ihr Land eindringen lassen. Zu diesem Behufe unterhalten sie an den Grenzen eine Art Nationalgarde mit rother Uniform. Die Schwarzen, aus denen diese Garde besteht, beschmieren nämlich ihren ganzen Leib mit rother Thonerde.

Um sich furchtbar und gleichsam unverwundbar zu machen, stechen sie sich Löcher in die Lippen und Ohrläppchen, durch welche sie große kupferne Ringe stecken.

Die Officiere dieser seltsamen Soldaten tragen Mäntel von Baumrinde oder von Antilopen-Fellen. Als eine Art von Helm tragen sie die Hauzähne von Ebern auf dem Kopfe, welche durch Gewebe mit einander verbunden sind. An ihre Arme heften sie kleine Hörner von Thieren an, die mit Zauberstaub überzogen sind.

Das Land der Masai bringt Eisen und Kupfer hervor. Es wäre sehr fruchtbar, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, es zu bebauen.

Der Greis, welcher mir diese so verschiedenartigen Berichte ertheilte, hat mir gesagt, daß in dieser Gegend, kaum einen Monatmarsch von dem Dorfe, das er bewohnt, entfernt, Kaffee, Zuckerrohr, Aloe, Datteln, Baumwolle und Indigo von selbst wachsen.

Ja, die Reisenden, die ganz nahe an diesen Gegenden vorbeikamen, behaupten, daß nichts, weder in Indien, noch in Zanzibar, mit dem natürlichen Reichthume dieser Gegenden verglichen werden könne. Man trifft daselbst Spuren von großen Straßen, welche durch die zerstörende Thätigkeit des Wassers und das Umsichgreifen von Gesträuch verwüstet worden sind. Es sind Beweise für eine frühere Civilisation, die ohne Zweifel von den Abyssiniern herrührt.

Diese Civilisation scheint christlich gewesen zu sein; denn in den verschiedenen Gegenden Masai's begegnet man noch heut zu Tage Hütten, die in Form von Kapellen gebaut sind und die dazu dienen, den bösen Geistern Versöhnungsopfer zu bringen. Daraus ginge, nach der Bemerkung des Grafen de Maistre, hervor, daß die Wilden und Barbaren keine Stamm-, wohl aber entartete Völker sind.

Wie alle Nomadenvölker, verachtet der Masai den Acker- und Häuserbau. Von einem Orte zum andern wandernd, campirt er unter Bäumen, begleitet von seinen Heerden, die ihm die Nahrung verschaffen.

Kriegerische Sitten bilden den vorherrschenden Charakter der Masai. Man gewöhnt sie von Kindheit an daran. So lassen sie sich, wenn sie im Felde sind, von ihren Frauen und Kindern begleiten, welche Waffen zum Wechseln nachtragen, sowie die Lebensmittel, mit dem unvermeidlichen Vorrathe von Milch und Ochsenblut.

In gewissen Stämmen nehmen die Frauen selbst am Kampfe Theil. Sie tragen zwei kurze Lanzen; eine ist

für die rechte Hand bestimmt, die andere für die linke, welche durch einen breiten Schild geschützt ist.

Nach den zwei Mustern, welche ich in Tanga gesehen habe, glaube ich, daß diese Weiber eine außerordentliche Bravour besitzen müssen; denn sie hatten ein Aussehen, daß man sich vor ihnen hätte fürchten können.

Im Felde tragen die Frauen außer einem ledernen Gürtel kein anderes Kleidungsstück. Die Trommel, welche mit großen Trommelschlegeln geschlagen wird, lärmt unter dem ganzen Handgemenge fort. Wenn sie stillschwiege, würden Alle die Flucht ergreifen, so sehr sind sie daran gewöhnt, nur unter dem Lärmen dieses Instruments zu kämpfen.

Während des Krieges besteht die Nahrung des commandirenden Generals ausschließlich aus Milchspeisen und Hundefleisch. Nur unter dieser Bedingung kann er siegen. Hat er mit Glanz den Sieg davon getragen, so führen die Soldaten auf dem Rückmarsche in ihr Lager Tänze vor ihm auf, nach Art des Bärentanzes.

Sie drehen sich auf der Ferse im Kreise herum, und führen mit Brüllen, wildem Geschrei und eintönigen Gesängen ein Konzert auf, das von der Trommel und hölzernen Hörnern begleitet wird; denn daraus besteht das ganze einheimische Orchester.

Gewisse Stämme, die muthigsten des Landes, führen auf ganz andere Weise Krieg. Da sie den kleinen Wurfspieß und die Pfeile verachten, kämpfen sie in der Nähe, Leib an Leib, und mit blanker Waffe.

Nach der Behauptung der Araber ahmen ihre Soldaten im Großen die Manöver der Armeen civilisirter

Völker nach. Sie marschieren in einer Anzahl von mehreren Tausenden in drei oder vier Gliedern, um den Feind zu umzingeln. Als ächte afrikanische Zuaven lösen die Masai gewisser Stämme nie die Schlachtordnung auf. Ja selbst bei einer Schlappe verstehen sie es noch, auf dem Rückzuge sich in Ordnung zu schlagen.

Sonderbar! Bei ihnen hört man kein Kriegsgeschrei, keine Trommeln, keinen Lärm während des Kampfes. Das Commando wird vermittelt durch große eiserne Pfeifen; man beobachtet das Stillschweigen, indem man sich kaltblütig schlägt.

Diese Ruhe ist es, welche sie unbesiegbar macht. Während der Schlacht bleibt der commandirende General in einiger Entfernung, und begnügt sich damit, seine Befehle aus der Ferne zu geben.

Nach dem Kampfe beschäftigen sich die Masai weder mit den Verwundeten, noch mit den Todten. Für solche Krieger wäre es zu weibisch, sich bis zu diesen Kleinigkeiten herabzulassen.

Endlich wird jeder, der einige Zeit in Afrika gewohnt hat, beim Anblicke eines Masai sehen, was er ist. Ich habe immer die Beobachtung gemacht, daß die afrikanischen Völkerschaften von heller Farbe, wie die Somali und die Masai, im Allgemeinen heftiger und tapferer im Kriege sind, als die Eingeborenen von vollständig schwarzer Farbe.

Nichts ist so sonderbar, als die Art und Weise des Grußes der Masai. Wenn der Häuptling mitten unter seinen Unterthanen erscheint, wird er mit Händeklatschen bewillkommt. Die Frauen grüßen sich unter einander mit einer Kniebeugung.

Die Männer dagegen berühren sich gegenseitig an den Armen und reiben sich an einander, indem sie sich nach dem neuesten Stande ihrer kostbaren Gesundheit erkundigen. Hierauf nehmen sie einander bei den Händen, legen sie in einander und schlagen einander mehrere Minuten lang im Takt in die flache Hand. Das ist die höflichste Art, einander guten Tag zu sagen.

Die Kinder haben keinen Begriff von irgend welcher Höflichkeit. Sie bringen ihre Zeit damit herum, daß sie einander kratzen, beißen, oder die Heerden hüten. Als Beweis von Zärtlichkeit oder Zuneigung kratzen oder kneipen Vater und Sohn einander. Dies geschieht ohne Zweifel aus dem Grunde, damit die Nägel ihre kriegerische Natur nicht verlieren.

Da ihre zahlreichen Heerden viele Mücken anziehen, so tragen gewisse Masai, um sich vor dem Stiche der Insekten zu schützen, eine Art von Schweif, welcher hinten vom Gürtel herabhängt.

Dieses Ergänzungsstück ihres Ledercostüms, übrigens sehr ungenügend, wird einem Reisenden Veranlassung gegeben haben, einen schlechten Witz zu machen, indem er, um das Interesse seiner Leser rege zu machen, behauptete, daß er Menschen mit Schweifen gesehen habe.

Schließlich will ich noch von einer socialen Wunde sprechen, die nicht nur den Masai gemeinsam ist, sondern im Allgemeinen allen Völkerschaften des östlichen Afrika's: es ist dies der Mganga, Hexenmeister oder Zauberer.

Der Mganga, von dem ich schon gesprochen habe, ist, außer seinen religiösen Funktionen, als Arzt eine lästige Person. Die Abzeichen seiner Würde sind ein Antilopen=

horn auf der Stirne, das mit Fett oder ranziger Butter beschmiert ist, und ein Kranz von Muscheln am Halse.

Sitzend auf einem hölzernen Dreifuß und ohne alle Verlegenheit betreffs der Diagnostik, welche ihm der Teufel, dessen Stellvertreter er ist, erspart, beginnt er mit seinem Patienten um den Preis für seine Wiederherstellung zu streiten, der sich immer nach den Vermögensverhältnissen des Kranken richtet.

Um in seinen Hoffnungen nicht getäuscht zu werden, versichert er eidlich, daß man, um die Genesung zu erlangen, Ziegenfett unter die Arznei mischen müsse. Kopf und Brust der Ziege gehören von Rechts wegen ihm. Wenn er sein Honorar erhalten hat, entfernt er sich, um dasselbe in Cocoswein zu verschwenden, nachdem er zuvor einige Reibungen an dem Kranken vorgenommen, oder erklärt hat, wenn er ihn nicht heilen kann, dieser sei von einem Pepo besessen.

Der Mganga ist nicht nur Arzt: er ist Priester, Opferpriester und Wahrsager. In diesen seinen Eigenschaften übt er die Wahrsagekunst aus, sagt Landplagen vorher, liest die Zukunft in kleinen Zauberrüthchen, im Fluge der Vögel, oder im Geschrei der wilden Thiere.

Da die unbedeutendste Krankheit immer dem Pepo zugeschrieben wird, so nimmt man seine Zuflucht zur Beschwörung des Mganga. Er besitzt eine so große Macht, daß sein Wort Gesetzeskraft hat und seine Orakel Todesurtheile sind.

Zur Zeit des Krieges unterstützt er seinen Stamm mit all seiner Zauberkraft. Er nimmt eine Biene, spricht einige Beschwörungen über sie und läßt sie fliegen. Da

die wilden Bienenstöcke sehr zahlreich sind, so geschieht es bisweilen, daß die unbekleideten Krieger durch die Bienen zerstreut werden. Diese That kommt natürlich auf Rechnung der Zauberer.

Die Profession des Mganga vererbt sich in den Familien, und das fähigste unter den Kindern wird von zartem Alter an darauf vorbereitet. Dasselbe trifft man schon im heidnischen Alterthum an, dessen Auguren und Haruspizen an die afrikanischen Mganga erinnern. Satan ändert sich nicht.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem ich die Sitten der Völker im Innern Afrika's beschrieben habe, will ich meine Erzählung schließen mit der summarischen Darlegung des Glaubens und der Religionsgebräuche des größeren Theiles der Nachbarvölker der Küste, von Abyssinien bis Mozambik.

Vom Cap Gardafui bis zum Cap Delgado glaubt man an Gott, den man im Suahelischen Monggu heißt. Bei den Suaheli, den Mogindo und den Miao ist Monggu der Schöpfer aller Dinge. Nach dem Glauben dieser Völker hat noch Niemand je Gott gesehen. Er wohnt in der Höhe und Alles ist nach seinem Willen entstanden.

Man anerkennt, daß Monggu gut ist, aber man befaßt sich nicht mit ihm. Kaum singt man hie und da bei religiösen Ceremonien: „Ombe Monggu, bittet Gott!"

Die Seele des Menschen ist unsterblich; aber kaum vom Körper getrennt, wird sie Kiwuli, das heißt Schatten, und geht in den Peponi, in die Wohnung der Geister. Wie wir weiter oben gesehen haben, geht die Seele derjenigen Frau, welche nie geboren hat, nach ihrem Tode in das Feuer Moduni, die Hölle.

Die Seelen der Verstorbenen behalten für Personen, die sie auf der Erde lieb hatten, ihre Zuneigung bei, und beschützen dieselben. Nach einem Volksglauben nimmt die Seele einer Mutter die Gestalt einer Kuh an, um ihre Tochter zu ernähren; dann, verwandelt in einen Stern, bestimmt sie einen König, jene zu heirathen.

Diesen Seelen ist es so sehr darum zu thun, im Andenken der Menschen fortzuleben, daß sie ihnen erscheinen, um eine Gedächtnißfeier von ihnen zu verlangen. So habe ich einen reichen Suaheli mehrere hundert Personen versammeln und viel Aufwand für Beleuchtung machen sehen, um seiner Mutter am Jahrestage ihres Todes einen Tanz aufführen zu lassen.

Der Arme, welcher die Mittel zu einem solchen Aufwande nicht besitzt, legt eine Handvoll Reis auf die Trümmer einer Vase, die er an einen Ort stellt, wo zwei Fußwege sich kreuzen. Am ersten Tag des Jahres, Moaha genannt, geben die Reichen den alten Leuten ein Mahl, um die im Laufe des eben abgelaufenen Jahres Verstorbenen zu ehren.

Nichts ist bei diesen Völkern besser bestellt, als der Glaube an die Geister. Nach ihren Begriffen bewegt sich eine unendliche Welt von Geistern zwischen Gott und dem Menschen. Ich will hier nur von den Hauptgeistern sprechen, die gut oder schlecht sind, je nach dem Cult, mit dem man sie verehrt.

Die Msimu sind die Gottheiten der Quellen, der Grotten, der Berge, der Ruinen, der durch die Schönheiten der Natur begünstigten Orte, oder derjenigen, welche durch die Arbeit des Menschen verschönert wurden. Ich

habe in Tschemschem, eine Stunde von Zanzibar, eine Quelle gesehen, vor welche die Schwarzen als Opfer alte Lumpen, spanischen Pfeffer, Stücke von zerbrochenen Gefäßen und Getreidekörner brachten, um den Geist der Quelle günstig zu stimmen.

Man wollte mich anfangs nicht in die Nähe der Quelle lassen, indem man sagte: Der Gott des Wassers könnte durch den Anblick eines Weißen beleidigt werden und aufhören, Wasser zu spenden. Dieses Bedenken hielt mich nicht ab, und ich konnte mit Muße, wiewohl nicht ohne Kummer, die Spenden betrachten, die man dem Dämon darbrachte.

Die Schutzgeister der Felder heißen Muwuo. Sie sind schwarz und haben die Gestalt eines gewöhnlichen Menschen. Die Mohadim bauen ihnen kleine Hütten, in die sie oft Nahrung bringen. Sie weisen ihnen sogar einen Theil ihrer besäeten Felder an.

Am Ende der Ernte laden sie diese Geister unter dem Klange der Trommel ein, ihren Theil zu ernten. Da diese Genien ihren Theil nie ernten, so schreibt man diese Nachlässigkeit ihrer Großmuth oder ihrem Mangel an Bedürfnissen zu.

Unterstützt vom Vater der Lüge, hat die Unwissenheit des Volkes auch das Dasein des Kinguha ersonnen. Das ist ein schwarzer, mit Haaren bedeckter Zwerg, der, mit Ausnahme seiner Leidenschaft, den Wanderer während der Nacht irre zu führen, nicht bösartig ist. Als Gegenstück des Schutzengels reißt dieser boshafte Geist Gras aus, mit dem er einen falschen Weg zeichnet. Sobald der Wan-

derer nun verirrt ist, freut er sich, triumphirt mit seiner Schalkheit und lacht darüber laut auf.

Kinguha nährt sich von den Samenkörnern gewisser Gemüsepflanzen, deren Hülsen er mit einem kleinen, langen Steine zerstoßt. Dieser Stein besitzt die wunderbare Kraft, gewisse Krankheiten zu heilen.

Wenn man sich dieses Steines bemächtigen will, muß man Kinguha bei den Haaren nehmen und ihn stark schütteln. Bei der Heftigkeit des Schüttelns läßt er den Stein aus der Hand fallen. Dann stirbt er und verwandelt sich in ein Thier.

Diese Mythologie bildet das Glaubensbekenntniß unserer armen Schwarzen. Wie jeder religiöse Glaube sich durch äußerliche Akte kundgibt, so lassen sich auch die bösen Geister, immer eifersüchtig auf die Gott erwiesene Ehre, anrufen und mit Opfern ehren.

Um dieselben desto sicherer zu erhalten, nehmen sie ihre Zuflucht zu der Umsessenheit und Besessenheit. Das beweisen die Scenen, die ich im Nachstehenden beschreiben will. Ein Pepo dringt in den menschlichen Körper ein und verursacht ihm so eigenthümliche Schmerzen, daß die gewöhnlichen Heilmittel dieselben unmöglich lindern können.[1]) Mganga, darüber um Rath gefragt, erklärt, daß Pepo einen Tanz oder ein Opfer zu seiner Ehre verlange. Man muß nämlich wissen, daß nach den Ueberlieferungen jeder Mann und jede Frau ihren besondern Geist hat. Die Geister der Männer heißen Maläha,

---

[1]) Schon Tertullian bestätigte die gleiche Taktik der höllischen Geister.

diejenigen der Frauen Kitimiri. Wer sollte hierin nicht eine teuflische Nachäffung des Schutzengels erkennen?

Um einen Begriff von den teuflischen Ceremonien zu geben, welche die Pepo verlangen, will ich den Tanz Mana-Wa-Mana zu Ehren des Kitimiri beschreiben.

Nachdem der Mganga den Kranken ausgefragt, verordnet er ihm Heilmittel, die ohne Erfolg bleiben. Dann nimmt er Sand, wirft ihn auf ein Brett, zeichnet einige Figuren hinein, die er sorgfältig studiert, und erklärt sodann, daß der Kranke von einem Pepo besessen ist.

Aber da es mehrere Gattungen von Dämonen gibt, deren jede ihre Priester oder eigenen Opferpriester hat, so prüft der Mganga abermals die auf das Brett gezeichneten Figuren, um zu erfahren, an welchen Priester er sich wenden muß.

Bald nennt er den Fundi, oder Priester, welcher den Pepo vertreiben muß. Dann verfügt man sich feierlich zum Fundi, um ihm die Berathung mitzutheilen, die Tesamia heißt. Dieser antwortet: „Ich will diesen Pepo anrufen und ihn fragen, welches Opfer er wünscht."

In der Zwischenzeit, so lange der Opferpriester die Antwort abwartet, verfügt er sich zu dem Kranken und gibt ihm sieben Tage lang einen Aufguß von wohlriechenden Pflanzen zu trinken. Während sieben weiterer Tage läßt er ihn Dampfbäder nehmen, die, wegen einer gewissen narkotischen Beimischung dem Patienten zuletzt alle Symptome von Trunkenheit geben.

Dann verkündigt der Opferpriester die Ankunft des Geistes. Sogleich beginnt er nun, ihn zu fragen und mit ihm zu handeln.

„Warum quälst du diesen Kranken?"

„„Weil ich ein Opfer will.""

„Welches Opfer willst du?"

„„Das von einem Ochsen.""

„Aber weißt du nicht, daß dieser Kranke arm ist, und daß du ihn eher sterben lassen müßtest, als daß er dir einen Ochsen geben könnte?"

„„Nun, so will ich mich mit einer Ziege begnügen.""

„Aber, er kann dir nicht einmal eine Ziege geben. Habe Geduld bis zur Reisernte. Dann wird der Kranke Töpferwaaren und Matten verfertigen, um ein wenig Geld zusammenzubringen, und du wirst mit einem Opfer beehrt werden, mit einem nächtlichen Tanz und einem Turban."

„„Das ist genug!"" antwortet der Pepo.

Und er entfernt sich, wie der Opferpriester. Der Kranke wird in der Regel kurze Zeit darauf gesund.

Zur bestimmten Zeit bringt der Kranke dem Opferpriester seinen Lohn, der in zwei Silberpiastern besteht. Diesem fügt er zum Opfer bei: eine Ziege, drei Stück weiße Leinwand, das eine zum Turban, die beiden anderen für den Fundi, drei Maß Mehl für den heiligen Kuchen, sieben kleine Tassen, eine Schaale aus Porzellan, sieben Stück Zuckerrohr, sieben Eier, sieben weiße Wasserrosen, ein wenig Honig, ein Stück Sandelholz, eine weiße Matte, zwei Maß Reis für den Tisch des Fundi und vier Maß für den Tisch der Eingeladenen.[2])

---

[2]) Diese Erzählung gibt Veranlassung zu zwei Bemerkungen. 1. Die so häufige Anwendung der Zahl „sieben" ist die satanische Carricatur dieser heiligen Zahl, die in der heiligen Schrift so oft gebraucht wird. 2. Der Umstand, daß der Dämon eine weit direktere

Sogleich ladet der Fundi die Wari und die Fundi Kitimiri der Nachbarschaft ein, das heißt: die Eingeweihten und Priester dieser Pepo. Das Wort Wari ist die Mehrzahl des suahelischen Wortes Mari, welches soviel heißt, als Schützling oder Eingeweihter.

Gewöhnlich sind diese Wari Frauen. Um die Beschreibung anständiger zu machen, setze ich voraus, daß der Eingeweihte oder der Kranke, welcher das Opfer darbringt, gleichfalls eine Frau ist. Ich thue dies mit um so größerm Recht, als Besessensein vom Teufel häufiger unter Personen des weiblichen Geschlechtes stattfindet.

Die Wari beginnen damit, der neuen Mari oder Eingeweihten die Toilette zu machen. Sie rasiren ihr den Kopf, waschen sie, bestreuen ihren Leib mit Staub von Sandelholz und reiben ihn mit Rosenblättern. Mit einem aus Sägmehl bereiteten Teige zeichnet man ihr verschiedene Figuren auf den Kopf; dann zieht man ihr zwei weiße Kleider an, die sie selbst zuvor bereit gehalten hat.

Sind die Sorgen für den Putz beendet, befassen sich die Wari mit der Zubereitung des großen Tellers, der zum Opfer dienen muß. Sie kneten einen großen Kuchen, den sie an's Feuer setzen. Während des Backens taucht eine jede Wari (die älteste macht den Anfang) den Finger in einen Teig von Sandelmehl, und schreibt sieben Zeichen auf den Opferteller.

Einwirkung auf das Weib, als auf den Mann kundgibt, beweist den besondern Haß Satans gegen das Weib im höchsten Sinn, — die heilige Jungfrau Maria, — und verbindet diese afrikanische Erscheinung mit den Erscheinungen der Pythonissen im heidnischen Alterthum.

Nachdem man sieben Stück Zuckerrohr darauf gelegt hat, sowie sieben Wasserrosen, sieben Aehren von wohlriechendem Pandanus, bedeckt man ihn mit Basilienblättern, und stellt im Umkreis sieben Tassen, sieben Eier, Honig und Weihrauch herum. In die Mitte des Tellers legt man den Kuchen, auf welchen man eine Schaale voll wohlriechender Kräuter stellt, die sorgfältig zerrieben sind.

Alle diese Vorbereitungen, begleitet von besonderen Gesängen, geschehen mit dem feierlichen Ernst der religiösen Ceremonien.

Die weißgekleideten Wari sind bedeckt mit Turbanen von der gleichen Farbe. Jede dieser Helfershelferinnen des Teufels ist im Gesichte ganz beschmiert mit Roth, Weiß und Schwarz und trägt in der Hand einen Maulthier- oder Zebraschweif. Ich gestehe, daß, als ich das erstemal diese so verkleideten Frauen sah, ich glaubte, die Teufel seien von der Hölle heraufgestiegen; denn das Bild, das ich von ihnen entwerfe, ist sehr matt, verglichen mit der Wirklichkeit.

Wenn Alles zum Opfer bereit ist, so tritt die älteste Wari in den Saal und ruft: „Taireni: seien wir bereit!" — „Tairi, tai: ich bin bereit!" antwortet der Opferpriester.

Sogleich bringt man dann, in Prozession und unter Gesang, den großen Teller des Opfers. Man stellt ihn auf einen Schemel, in eine Ecke des Saales, in dessen Mitte ein weißes Tischtuch in aller Unordnung daliegt.

Hierauf erscheint die Mari, welche mit hohen Holzschuhen hereintritt. Sie ist bei ihrem Gange unterstützt von drei Wari, von denen die älteste sie siebenmal in der Mitte des Zimmers niedersitzen und aufstehen heißt.

Wenn die Mari sich gesetzt hat, so setzen sich die Wari, welche sie geführt haben, in der gleichen Ordnung, wie sie gekommen sind. Einen Augenblick darauf sagt die älteste von Neuem: „Taireni!“ Der Fundi antwortet: „Tairi tai!“ und ladet die fremden Fundi ein, die Ceremonie zu beginnen. Sie nehmen diese Ehre in der Regel nicht an.

Der Opferpriester nimmt dann eine kleine, eiserne Glocke, mit der er siebenmal klingelt, wobei er sie ebenso oft weglegt und wieder nimmt. In diesem Augenblick beginnt der Tanz beim Wirbeln der Trommel, und der Zuschauer wird Zeuge von sehr seltsamen Scenen.

Da die afrikanischen Tänze, wie diejenigen anderer Völker, ihre mehr oder weniger häufigen Pausen haben, so singt man um die Mari während dieser Unterbrechungen bizarre und meistentheils unverständliche Strophen. Bald zerarbeitet sich der Fundi in immer heftigeren Bewegungen, und der Gesang wird durchaus traurig.

Wenn die Ceremonien bei Nacht stattfinden, haben sie etwas Erschreckendes. Der orientalische, für den Europäer so ungewöhnliche Tanz, der Anblick des schlecht beleuchteten Saales, der angefüllt ist mit einer schweigenden Menge weißer Gespenster, welche krampfhafte Verzerrungen machen, das dumpfe Geräusch der Trommeln, die Gesänge, welche hie und da dem Choral in unseren Kirchen gleichen, überraschen die Phantasie derart, daß man gar nicht daran denkt, über solch ein Schauspiel zu lächeln.

Es verursacht im Gegentheil tiefen Kummer, wenn man sieht, daß der Teufel, dieser Affe Gottes (simius

Dei, nach dem Ausdrucke Tertullian's), so sehr geehrt und so treu bedient wird.

Gewöhnlich gehorcht der Pepo der Stimme seines Priesters. Gegen Mitternacht fängt die Mari an, sich von links nach rechts zu balanciren. Die Trommeln wirbeln in schnellerem Takte. Es bildet sich eine Runde von Wari und in der Mitte des Saales bleibt nur die Eingeweihte und der Opferpriester.

Man wiederholt mehreremal unter Trommelwirbeln: „Moana mawua; nakonita pande msima nikuene: Blumendame, man ruft dich; steig' auf den Berg, daß man dich sieht."

Die Mari macht sodann hastigere Bewegungen als zuvor. Der Ringeltanz der Wari, welche schwindelerregend sich drehen, beschleunigt sich. Die Trommeln wirbeln, daß sie beinahe platzen.

Die Menge schreit ganz betäubend: „Io, io! mscheni, io, io! Aschungulieni mscheni, io, io! Da, da ist der Fremde! Sehet den Fremden; da ist er, da ist er!"

Im Augenblicke der Erscheinung bleibt die Mari regungslos. Ein tiefes Stillschweigen gibt sich in der ganzen Versammlung kund, und der Fundi stimmt an: „Tuombe Monggu: bittet Gott!"

Nach der öftern Wiederholung dieser Worte durch den Chor umgibt er sein Haupt mit einem Kranze von Basilienkraut, wozu Pandanusblätter und Aehren kommen. Darauf sagt er: „Bittet Gott!" und jeder Gesang und alles Geräusch hört auf.

Nach einem ziemlich langen Stillschweigen sagt die Mari: „Ich grüße euch!" und Niemand gibt Antwort.

Dreimal wiederholt sie dann: „Ich grüße euch!" und dreimal verneigen sich die Anwesenden. Ist dieser Gruß beendigt, wickelt der Fundi ein Stück weißer Leinwand zu einem Turban zusammen und setzt ihn der Mari auf.

Die älteste unter den Wari legt ihr eine silberne Kette um den Hals, oder eine Schnur von weißer Farbe, die aus Glasperlen besteht; dann Armspangen an die linke Hand und den linken Fuß.

Der Fundi seiner Seits nimmt eine Anzahl Kräuter, die in dem auf den Kuchen gestellten Gefäße gesotten wurden, legt sie in eine Tasse, thut Honig dazu und ein Ei, und macht aus allen diesen Ingredienzen eine Mischung, von welcher er der Mari zu kosten gibt. Die weißgekleideten Wari theilen den Rest unter einander, und essen Alles, sogar die Wasserrosen.

Am Ende dieses Mahles, das eine satanische Nachäffung der Communion oder des christlichen Liebesmahles ist, schlachtet man das Opferthier. Der Fundi fängt das Blut auf, mit dem er die Kranke besprengt. Er trinkt einen Theil davon und gibt den Rest den Wari zu trinken.

Der Priester opfert hierauf der Mari, oder vielmehr dem Geiste, von dem sie besessen ist, und sagt: „Nun bist du mit einem Opfer und einem Tanze beehrt; du hast überdieß einen schönen Turban; sag' uns nun, wer du bist."

Der Geist erwiedert mit einem bei den Pepo gebräuchlichen Worte: „Gungoni nymphea". „Das ist nicht genug," sagt der Fundi; wenn du ein wahrer Pepo bist, so hast du einen Vater und eine Mutter, eine Familie und Vorfahren." — Der Pepo antwortet: „Ich bin Gungoni, die Tochter von Gungoni. Meine Familie wohnt in Mahri,

sie stammt ab von Mana-Wamuna, und unsere Vorfahren stammen von der Insel Pomba."

Nach dieser Erklärung halten sich alle anwesenden Frauen, die mit dem Geiste der Neu-Eingeweihten verwandt sind, für besessen. Sie umgeben sie um die Wette und beehren sie mit tausend Liebkosungen.

Um zu zeigen, daß der Pepo gewiß in der neuen Mari sich befindet, verlangt der Opferpriester, daß sie übermenschliche Dinge thue. Er wendet sich an den Pepo und sagt zu ihm: „Das ist nicht Alles, du bist in diese Person eingefahren; du mußt an ihren Beschäftigungen Theil nehmen, ohne dich von Etwas abschrecken zu lassen."

Unmittelbar darauf fangen die Trommeln an zu wirbeln. Der Fundi heißt die Mari aufstehen und läßt sie im Tanze die im Leben gewöhnlichen Arbeiten ausführen. So zum Beispiel mißt, stoßt und wascht sie den Reis unter Tanz; spült Schüsseln unter Tanz; schürt das Feuer unter Tanz; schöpft Wasser aus dem Brunnen und trägt es immer unter Tanz nach Hause. Sind diese Arbeiten zu Ende, läßt man sie ihren Mann und ihre Kinder umarmen, mitten unter charakteristischen Tänzen, bizarr und mitunter grotesk, die sich bis gegen den Morgen ausdehnen. In diesem Augenblick essen der Opferpriester und die alten Eingeweihten die Ziege, die zum Opfer gedient hat.

Ein letzter Zug trägt dazu bei, diesen bedauernswürdigen Ceremonien den religiösen Charakter zu geben: es ist dies die Vereinigung zu einer Gesellschaft unter den Personen, die dem gleichen Geiste angehören, der sie besessen macht.

Die Wari oder Besessenen bilden unter sich eine Art Bruderschaft, die sich durch gegenseitige Hilfeleistung kundgibt. Sobald eine Besessene erkrankt, kommen alle Wari, sie zu besuchen und ihr Geschenke zu bringen. Bei einer Feuersbrunst vereinigen sich alle, um die Wohnung ihrer Genossin aufbauen zu lassen.

Man fragt sich natürlich: Welches kann der Ursprung dieser verschiedenartigen Ceremonien sein, die bei allen Bewohnern an der Ostküste gebräuchlich sind, von Abyssinien bis Mozambik? — Die Antwort kann keinem Zweifel unterliegen.

Um nur von dem dem Kitimiri erwiesenen Cult zu sprechen, wer sollte in dem so häufigen und so gewissenhaft angewendeten Gebrauche der Zahl „sieben", in dem Gebrauche der Glocke, der weißen Kleider, des heiligen Kuchens, des Opfer-Tellers, der Prozession, des Strophengesanges, der Worte: „Bittet Gott!", begleitet von Stillschweigen, der weißen Leinwand, mit welcher man das Haupt der Neu-Eingeweihten bedeckt, der Nahrung, die man ihr reicht, der Arm- und Halsbinde, nicht die satanische Nachäffung unserer heiligen Gebräuche bei der Taufe, der Firmung, dem heiligen Meßopfer, der Communion, vielleicht selbst der Ehe erblicken? —

In den vergangenen Zeiten wird die Religion in diesen Gegenden gepredigt worden sein, wo sie sich nun ganz verloren hat, und der geschickte Affe Gottes, der hier that, was er überall und immer gethan hat, wird einen Theil unserer heiligen Gebräuche zu seinen Gunsten gewendet haben.

Das ist, nach meiner Meinung, die einzige vernünftige Erklärung der Gebräuche, welche ich so eben beschrieben habe. — So verhält es sich noch mit vielen anderen, von denen ich nicht weiter reden will, aus Furcht, zu lang zu werden.

Ich will nur noch beifügen, daß diese abergläubischen Gebräuche mächtig auf die Sitten unserer unglücklichen Völker an der Ostküste Afrika's einwirken.

Ich sah und sehe täglich Dinge, die ich nicht erzählen kann. Man fühlt in seinem Herzen das Gewicht eines unendlichen Schmerzes beim Anblicke der unermeßlichen Verlassenheit so vieler Millionen Seelen, welche Missionäre nöthig haben!

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Herr hat bisweilen die Gnade, den armen Priester, der alles verlassen hat, um sich für das Heil der Seelen zu opfern, gleichsam wie zur Ausgleichung mit innerer Wonne zu erfüllen. In jenen Tagen, als ich das Glück hatte, in Tanga und anderen Orten, wohin noch nie ein katholischer Missionär gekommen war, das erhabene Opfer der Messe darzubringen, begriff ich vollständig, daß der heilige Franz Xaver über die übergroße Fülle von Tröstungen klagen konnte. Wir empfanden daher ein Gefühl, als würde uns das Herz zerrissen, da wir uns vom afrikanischen Festlande wieder trennen mußten. Aber der Monat October neigte sich seinem Ende zu, und wir waren von der großen Windstille, die Anfangs November eintritt, bedroht.

Noch mehr; wir beide, Bruder Marcellin und ich, waren von starkem Fieber ergriffen, weßwegen wir auf unsere Reise nach Pemba verzichten mußten. Nachdem wir alle Zeichen der Achtung von Seite des Häuptlings und der Bevölkerung von Tanga erhalten hatten, verließen

wir diese wackeren Leute, um den Weg nach Zanzibar einzuschlagen.

Unsere Fahrt dauerte nur vier Tage und vier Nächte. Aber wegen unserer Krankheit schienen uns diese vier Tage und Nächte vier Jahrhunderte zu sein. Wenn man krank ist, den ganzen Tag am Feuer der Sonne sitzen und des Nachts auf dem Verdeck zubringen müssen, wo einen die Wellen bis auf die Haut durchnässen, so ist das ein wahres Marterthum.

Bruder Marcellin, dessen Fieber sich deutlich erklärte, hatte es zum Theil gehoben durch schwefelsaures Chinin. Ich dagegen, der ich ungefähr vier Jahre in Zanzibar zugebracht hatte, ohne je den geringsten Fieberanfall verspürt zu haben, nahm die jetzigen Empfindungen für eine einfache Reizung des Magens.

Indessen konnte ich keine Nahrung ertragen, und ein brennender Durst verzehrte mich. Um diesen zu stillen, bat ich den Bruder Marcellin, mir Reisthee zu bereiten. „Gern, Pater,“ sagte er; „ich weiß nur nicht, wann Sie ihn bekommen. Im Augenblick ist kein Kessel zu haben.“ Es war fünf Uhr Morgens.

Die Antwort des Bruders setzte mich sehr in Erstaunen; aber da gab Musa die Erklärung. „Pater,“ sagte er, „die Matrosen waren so träg, daß gestern Abends nicht einer das Abendessen bereiten wollte. Sie gingen lieber mit leerem Magen schlafen, als sich die Mühe des Kochens zu geben; sie beschäftigen sich eben jetzt damit.“

Diese Trägheit zeichnet in zwei Worten das Bild des Schwarzen.

Indem ich sah, wie meine Krankheit von Stunde zu Stunde sich verschlimmerte und mir jegliches Arzneimittel fehlte, so gab ich dem Glauben Raum, das Meer werde mein Grab werden. Am Tage war der Wind schwach, und des Nachts blieb man, wohlverstanden, an demselben Platz; denn bei Sonnenuntergang gebraucht man immer die Vorsicht, die Segel zusammenzuziehen.

Ueberzeugt, daß zwei oder drei Tage länger auf dem Meere mich hindern würden, Zanzibar wieder zu sehen, so appellirte ich an das Herz unseres Capitäns, indem ich ihn bat, auch des Nachts zu fahren, um eher anzukommen. „Naisai: das ist unmöglich!" war seine Antwort.

Nachdem ich lange Zeit mit ihm parlamentirt hatte, versprach ich ihm, um ihn dazu zu bestimmen, eine Geldbelohnung. „Naisai," sagte er wiederum, „das ist unmöglich; es ist nicht üblich, bei Nacht zu fahren."

In der Verzweiflung ließ ich Musa rufen. Mit seiner gewöhnlichen Rednergabe bewaffnet, greift er den Capitän an, und es gelingt ihm, jenen zur Nachtfahrt zu bewegen. Es war etwas Wunderbares um diese Beredtsamkeit des Sohnes Muhameds, wie er ganz vortrefflich die Nothwendigkeit des katholischen Missionärs, welcher sein Leben für den Nächsten opfert, darlegte.

„Wie?" sagte er, „du wärest wie ein Stück Holz beim Anblick der Krankheit des Paters, der so gut gegen dich gewesen ist? Du wirst das Herz eines Hundes (moyo scha mboa) gegen den Pater haben, der so viele Kranke geheilt hat! Indem du aus Trägheit ihn hier sterben lässest, wirst du viele Schwarze tödten, die er noch hätte heilen oder durch Loskauf retten können, und wer

weiß, ob du nicht einst zuerst es bereuen wirst, ihn hier durch die Fische fressen gelassen zu haben, wenn du selbst krank sein und ihn nöthig haben wirst?"

Durch diese Worte bewogen, befahl der Capitän, den dreieckigen Segel aufzuziehen, und so kamen wir in Bälde nach Zanzibar. Ich kann Ihnen das Glück nicht beschreiben, das ich empfand, als ich nach so langer Abwesenheit die Mitglieder der Mission wieder sah.

Um sie nicht in Schrecken zu versetzen, schlug ich es aus, mich tragen zu lassen, und schleppte mich, so gut es ging, vom Ufer bis zu meiner Wohnung. Mein Erstes war, mich in's Bett zu legen, das ich während eines ganzen Monats nicht mehr verließ. Gott sei es gedankt, wir beide, Bruder Marcellin und ich, sind heute wieder gesund.

Musa und die Matrosen haben einen Theil der Wechselfälle unserer Reise den Arabern und Europäern erzählt. Alle geben zu, daß, wenn wir nicht eine so feste Leibesbeschaffenheit gehabt hätten, wir unfehlbar zu Grunde gegangen wären. Wir hatten in der That Entbehrungen und Prüfungen aller Art gehabt.

Bald fehlte uns das Wasser, so daß wir vor Durst fast starben. Bald fehlten uns die Speisen, und wir mußten uns mit einigen Stücken Zwieback, der im Regen schon faul geworden war, begnügen. Bald mußten wir zu Fuß Flüsse und Sümpfe durchwaten, und so unsere lange Reise mit beständigen Fiebern und Rheumatismen fortsetzen.

Es ist gewiß, daß Gott uns außerordentliche Kraft verlieh. Diese Gnade erinnerte mich an die Worte des

heiligen Paulus: „Ich vermag Alles in dem, der mich stärkt.“ (Philipper 4, 13.) „Dem alleinigen Gott sei Ehre und Herrlichkeit!“ (I. Timotheus 1, 17.)

Nach Herstellung meiner Gesundheit habe ich vorliegende Aufzeichnungen gemacht, welche ich mit einer Uebersicht über den moralischen Zustand Zanzibars, des Hauptorts unserer Mission, schlißen will.

Um die Früchte des Heidenthums und des Islams mit all ihren Schändlichkeiten kennen zu lernen, darf man sich nur an das Zollhaus von Zanzibar begebe im Augenblick, wo die armen Sklaven ausgeschifft werden.

Indem ich das Eingangs Ausgesprochene wiederhole, sage ich: das härteste Herz wird nicht ohne Erregung diese Tausende menschlicher Wesen ansehen können, die ohne Unterschied des Geschlechts, groß und klein, im Zustand vollständiger Nacktheit ankommen. Alle sind von einer unbeschreiblichen Magerkeit und Skeletten ähnlich. Das Auge stumpf, die Arme gegen die Brust gedrückt, halb todt vor Hunger und Durst, still und traurig, haben diese Menschen nichts Menschliches an sich, als den Ausdruck tiefen Leiden

Wie oft habe ich arme Kinder, die den letzten Rest ihrer Kräfte auf die abgemagerten Lippen nahmen, mit einem leisen Lächeln sagen hören: „Weißer, kaufe mich; bei dir werde ich zu essen haben und werde glücklich sein.“ Mein Herz blutete, wenn ich antworten mußte: „Mein armer Kleiner, ich wollte gerne, aber ich habe kein Geld!“

Junge Christen und Christinnen der alten und neuen Welt, verwöhnte Kinder der Vorsehung, wir appelliren

ganz besonders an euer Herz. Kommt, ach, kommt zu Hilfe euren kleinen Brüdern und Schwestern Afrika's; sie sind eurer Theilnahme würdig.

Unter vielen anderen Zügen höret den folgenden: Zanzibar wurde von der Pockenkrankheit verheert, und unser Haus blieb nicht verschont. Während der Dauer dieser Plage war die Hingebung unserer Kinder bewunderungswürdig, — dieser Kinder, die kurze Zeit zuvor, ganz entfleischt, auf dem Sklavenmarkt gesessen waren.

Unsere kleinen Mädchen waren zu barmherzigen Schwestern geworden und hielten sich Tag und Nacht bei ihren Mitschülerinnen auf, von denen einige durch die Krankheit derart zugerichtet worden waren, daß sie keine Haut mehr hatten. Um zu verhüten, daß die Wäsche an den Wunden kleben bleibe, war man genöthigt, diese kleinen Wesen in Bananenblätter einzuhüllen.

Ungeachtet dieser pestartigen Krankheit verließen unsere acht- bis vierzehnjährigen Krankenwärterinnen niemals ihre armen Freundinnen, und niemals zeigten sie den geringsten Widerwillen. Da sie die Schwestern so hatten handeln sehen, wollten sie dieselben nachahmen.

So sehr ist wahr, daß das Beispiel ansteckend wirkt, und daß die Religion in gelehrigen Seelen schnell die Gefühle der heldenmüthigsten Nächstenliebe hervorbringt.

Jeden Augenblick mußte man die genannte Maßregel erneuern und dabei den Pestgeruch einathmen, welchen die von den Blattern zerfleischten Körper verbreiten. Wir hatten unter anderen ein armes kleines Mädchen von vier Jahren, dessen Wunden einen aasähnlichen Gestank verursachten, wie ich es so nicht einmal unter den Aussätzigen

auf der Insel Bourbon, wo ich mehrere Jahre lang die Kranken gepflegt, angetroffen hatte.

Die kleinen Knaben gaben ebenfalls ein rührendes Beispiel ihrer Aufopferung. Um die durch die Krankheit in ihren Reihen entstandenen Lücken auszufüllen, vereinigten sie sich und kauften vier Knaben los.

Die Thränen traten mir in die Augen, als ich vom Einkauf auf dem Sklavenmarkt zurückkehrte und sah, wie sie im Triumphe jene vier kleinen Schwarzen aufnahmen, die ihrerseits den eigenen Augen nicht trauten, denn sicherlich waren sie noch nie bei einem solchen Feste gewesen.

Als sie daher mit Beinkleidern und einer Bluse sich bekleidet sahen, das erstemal in ihrem Leben, so betrachteten sie sich von oben bis unten; und mitten unter den Liebkosungen ihrer neuen Kameraden riefen sie ohne enden zu wollen: „Hapa gema, hapa msuri, nataka ka hapa: hier ist es gut, hier ist es schön; ich will hier bleiben." — „Hapa gema kapissa; hier ist es ganz gut!" antworteten ihnen alle ihre jungen Wohlthäter. [1])

---

[1]) Einen schönen Zug anderer Art erzählt Pater Horner in einem Brief vom 5. September 1871. Auch die neuen Christen von Zanzibar nehmen innigen Antheil an den Leiden des heiligen Vaters und kommen ihm durch ihre Gebete zu Hilfe. Eines Tages nun, als man für denselben die heilige Communion empfing und aufopferte, kam eines der schwarzen Kinder von selbst zum Pater und sagte: „Ich habe diesen Morgen nicht communiciren können; ich will dem heiligen Vater wenigstens etwas schenken, da er es so sehr bedarf," und es übergab vierzig Centimes, worauf sogleich die übrigen Kinder eine Sammlung als Peterspfennig unter sich veranstalteten. (Anm. d. Uebers.)

Solche Schauspiele trösten den Missionär und beweisen den wohlthätigen Seelen, daß ihre Almosen hundertfältige Frucht bringen. Aber außerhalb unseres Hauses, das wie eine Oase mitten in einer Wüste dasteht, findet man nur Ursache zur Traurigkeit.

Die ganze Bevölkerung der Insel Zanzibar beläuft sich auf 380,000 Seelen. Nach den officiellen Ziffern des französischen Consulats vertheilen sie sich in folgender Weise: 5000 Araber, 5000 Comoreer, 2600 Indier, 400 Banianen; in Summa: 15,000 freie Personen.

Die Insel Zanzibar schließt demnach 365,000 Sklaven ein, die durch 5000 Araber, die einzigen Herren des Landes, in den Ketten der Sklaverei gehalten werden.

Um eine ähnliche Erscheinung anzutreffen, muß man zu den so übertrieben gerühmten Republiken des heidnischen Alterthums zurückgehen.

Welches Loos hat diese Menge von Sklaven, nachdem sie von mehr oder weniger menschlichen Herren gekauft worden sind? Gekauft wie ein Stück Vieh, haben sie beinahe das Loos des Viehes. Der Sklave arbeitet fünf Tage in der Woche für den Herrn, der ihm, wenn er auf dem Lande ist, weder Nahrung noch Kleidung reicht. Zwei Tage in der Woche, Donnerstag und Freitag, kann er für sich arbeiten, um Nahrung und Kleidung zu verdienen.

Die Sklaven in der Stadt, bei den Europäern oder bei den Kaufleuten, verdienen täglich acht Sous. Von diesen acht Sous nimmt der Herr sechs, und läßt dem Sklaven für Nahrung und Kleidung zwei übrig. Man spricht in Europa von der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen: da habt ihr's ebenfalls.

Kein Gesetz beschützt den Sklaven. Sein Herr hat über ihn das Recht über Leben und Tod. Daher sind die Beispiele unerhörter Grausamkeit nicht selten.

Ich kenne einen Araber, welcher zwei Sklaven hatte, die vor Hunger fast starben. Durch die Noth getrieben, nehmen diese Unglücklichen ein wenig Manioc, was man die Kartoffeln Afrika's nennen könnte. Sie verschlingen ihn gierig.

Was thut der Herr? Er befiehlt, ein Loch in den Sand zu graben, setzt die Beiden hinein, umgibt sie mit Holz und dürren Kräutern, zündet diese Masse an und verbrennt so lebendig die armen Sklaven.

Der Barbar kam mit acht Tagen Arrest davon. Und noch wurde ihm diese Strafe nur zur Form zuerkannt, um den Europäern, welche eine exemplarische Bestrafung verlangt hatten, eine Genugthuung zu geben.

Ich würde nicht endigen, wenn ich alle die schauderhaften Mißbräuche der Sklaverei erzählen wollte. Da, wo diese sociale Wunde graissirt, ist das Unglück ohne Grenzen und das Verbrechen ohne Schranken. Der Araber reißt einer Mutter das Kind aus den Armen, um es zu verkaufen, weil alle möglichen Produkte seiner Sklaven ihm angehören. Er verkauft die Reize einer Jungfrau, weil bei ihm Alles Geld eintragen muß.

Was soll ich von jenen armen Greisen sagen, die man lebendig auf die Leichenäcker trägt, weil sie unfähig sind zu arbeiten, und für deren Nahrung man nichts ausgeben will? — So ist das Loos des Sklaven, der für seinen Herrn nichts mehr verdienen kann. Diese Handlungen der Grausamkeit sind häufig genug, so daß wir

schon am gleichen Tage vier Greise, die von ihren unmenschlichen Herren auf den Friedhof geworfen worden, antreffen konnten.

Aber man wirft nicht bloß Greise auf den Leichenacker, man wirft dahin auch kranke Kinder, an deren Genesung man zweifelt. Wir haben in der Mission eine gewisse Anzahl dieser kleinen Geschöpfe, die wir auf dem Leichenacker aufgelesen haben. Ich ende mit einem Zug, von dem ich selber Zeuge war und der allem Vorangehenden das Siegel aufdrücken wird.

Als ich vor einigen Tagen vom Lande zurückkehrte, fand ich auf dem Wege ausgestreckt liegend ein armes, altes Weib, dessen Rücken durch Stockschläge jämmerlich zugerichtet war. Ich fragte sie um den Grund dieser schlechten Behandlung.

Sie antwortete mir: „Mein Herr hat mich verstoßen, weil ich alt bin und nicht mehr arbeiten kann. Packe dich fort, sagte er, stirb auf dem Leichenacker. Da der Hunger mich quälte, bin ich wieder zu ihm zurückgekehrt. Mein Anblick hat ihn in Wuth gebracht, und er hat mich mit Schlägen traktirt, um mich fortzutreiben. Ich habe an der Thüre der Nachbarn angeklopft, um ein wenig Nahrung bittend. Statt aller Antwort gab man mir Schläge mit dem Stock. Von jedermann verlassen, muß ich jetzt sterben."

Durch diese leider nur allzu wahre Erzählung zum Mitleid gerührt, sagte ich zu ihr: „Arme Frau, willst du in unser Haus kommen, wo du zu essen erhalten wirst?" — „O ja," sagte sie, und hob die Hände auf, mir zu

danken; „Marhaba, nataka: ich danke, ich will gern; aber ich kann nicht gehen.“

Weit von der Stadt entfernt und auf dem Punkt, von der Nacht überfallen zu werden, gehe ich herum, um Männer zu finden, die die arme Frau, welche sich kaum aufrecht halten konnte, fortzutragen im Stande wären. Ich finde deren zwei.

Beim Anblick der armen Alten fingen meine vermeintlichen Träger aus voller Kehle an zu lachen und sagten: „Die Weißen sind doch drollig; sie kennen weder das Land, noch seine Einwohner. Niemals wirst du diese Alte wieder so fett machen können, daß sie verkauft werden kann; dafür ist sie zu krank.“

Mehr gekränkt als überrascht durch diese seltsamen Worte, erwiderte ich, daß ich auch nicht aus Gewinnsucht dieses arme Geschöpf pflegen wolle, sondern einzig aus Liebe zu Gott und dem Nächsten. Da fingen sie noch stärker an zu lachen und sagten: „Aber siehst du denn nicht, daß das ein altes Gerippe ist, womit du nichts mehr anfangen kannst?“

Ich spreche zu ihnen vom Himmel, von der Seele: und ihre Antwort bleibt immer dieselbe: „Du kannst dieses Weib nicht verkaufen; es ist zu alt. Du wirst sie nicht heilen. Du wirst dein Geld einbüßen, wenn du ihr zu essen gibst; denn sie wird ja sterben.“

Trotz des Geldes, das ich ihnen anbot, wollte sich keiner dazu verstehen, sie zu tragen. Während ich mit diesen Elenden unterhandle, um ihnen ein wenig Mitleiden einzuflößen, so ergreift einer aus ihnen einen Stock, und

schlägt das unglückliche Geschöpf mit aller Gewalt, indem er schreit: „Nenda upessi: geh, schnell fort!"

Ich kann nicht verbergen, daß ich ihm mit Gewalt den Stock entriß, und ich mir selbst die äußerste Gewalt anthun mußte, um ihn nicht die Liebkosungen desselben verspüren zu lassen; denn das Blut kochte mir in den Adern.

Ich machte diesem herzlosen Subjekte die lebhaftesten Vorwürfe, worüber er zu lachen begann. Da ich die arme, alte Sklavin nicht selber tragen konnte, mußte ich sie verlassen, und als ich des andern Morgens wieder zurückkehrte, konnte ich sie leider nicht mehr finden.

Unter tausend Zügen zeichnet dieser einzige das Land, zu dessen Wiedergeburt wir berufen sind. Spreche man doch nicht von Nächstenliebe, von Menschlichkeit außerhalb des Christenthums. Ach! wenn Europa mit seinen Augen sehen könnte, was ich sehe, empfände, was ich empfinde beim Anblick der moralischen Versunkenheit dieser armen Völker, wie würde es ihnen zu Hilfe kommen!

Man schätzt die ganze Bevölkerung des afrikanischen Festlandes auf etwa hundert Millionen.[2])

So wären also hundert Millionen vernünftiger Geschöpfe herauszuziehen aus der Verthierung, dem Elend und der Sklaverei mit all ihren Schändlichkeiten!

So wären also hundert Millionen Seelen, die, wie wir, durch Jesu Christi Blut erlöst sind, wiederzugebären und zu retten!

---

[2]) Nach Ungewitter (Geographie) sind es sogar hundert und fünfzig Millionen. (Anm. d. Uebers.)

Besteht für den Eifer großmüthiger Seelen eine würdigere Aufgabe?

Unterstützung also, und noch einmal, Unterstützung!

Gebete, und immer wieder Gebete!

Missionäre, und wieder Missionäre!

Anhang.

I.

Gleich nach der Reise des Paters Horner, noch im Jahre 1867, wurde die Gründung einer Missionsstation in Bagamoyo unternommen. Im Jahre 1869 waren die Sachen so weit, daß der Superior, der eben genannte Missionär, seine Residenz von Zanzibar dorthin verlegen konnte.

Bagamoyo, auf dem Festlande liegend, etwa drei Stunden südlich von der Mündung des Kingani, hart am Meere, ist nun der Mittelpunkt und Hauptort der Mission von Zanguebar, und ist insofern günstiger als Zanzibar gelegen, da dorthin, als an den wichtigsten Küstenpunkt zwischen Mombas und Kiloa, die Karawanenzüge aus dem Innern kommen und der Verkehr mit den inneren Stämmen leichter gemacht ist.

Die Wohnungen der Christen bilden ein eigenes Dörfchen neben Bagamoyo. Täglich vergrößert sich die Ansiedelung. Schon denkt man daran, die Kapelle zu erweitern. Die Häuser sind für dieses Land recht ansehnlich, obwohl sie ganz einfach aus Erde gebaut und mit Stroh gedeckt sind. Der Boden ist ungemein fruchtbar und zum verschiedenartigsten Anbau geeignet, so daß sich die Mission bald selbst genügen kann. Am Meere hin hat man Kokosnußbäume gepflanzt; der Rest des Landes wird zum Getreidebau verwendet. Mit dem Nützlichen hat man auch das Angenehme verbunden, indem eine vierhundert und fünfzig Meter lange Allee angelegt wurde, die von astreichen Mangobäumen beschattet wird; sie soll zum Spazierengehen und ganz besonders zu den Prozessionen benützt werden. Die ganze Mission ist mit einer Hecke umgeben, um Diebe und wilde Thiere abzuhalten.

In Bagamoyo besteht eine Knaben- und Mädchenschule, worin beide Geschlechter in den für sie nothwendigen Gegenständen unterrichtet werden. Nach der Schule werden die Kinder zur Arbeit im Felde angehalten. Zur Heranbildung einer einheimischen Geistlichkeit ist eine lateinische Schule errichtet worden, und die kleinen, schwarzen Studenten machen recht ordentliche Fortschritte. Einige der älteren Mädchen, die Neigung zum klösterlichen Leben zeigten, wurden von den übrigen getrennt, um ihnen eine besondere Erziehung angedeihen zu lassen. Dies Noviciat und die Lateinschule wird der Mission noch sehr nützlich werden.

Die Lebensweise unserer Neger ist im Grunde afrikanisch. Man darf die Eingebornen nicht an die europäischen Bequemlichkeiten, an das weichliche Leben des Abendlandes gewöhnen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es besser für sie ist, sie bei ihrer hergebrachten einfachen Lebensweise zu lassen. Auch würde man durch Schaffung neuer Bedürfnisse der Mission nur eine schwere Last aufladen. Die Nahrung für die Schwarzen besteht in der Mission hauptsächlich in Früchten und Gemüsen. Fleisch verschafft man sich vom Flußpferd. Eingesalzen ist es nicht weit unter dem Ochsenfleisch. Ein solches Thier kostet bei einem Gewicht von fünfzehnhundert Pfund nur zwölf bis fünfzehn Franken.

Wenn die jungen Christen in das Alter treten, da sie sich verheirathen sollen, so sorgt man von Seite der Mission für ihre fernere Existenz. Man weist ihnen ein Stückchen Land an, baut ihnen die Hütte und unterstützt sie in der Haushaltung, bis sie sich selbst genügen können. Voriges Jahr (1871) wurden wieder mehrere Familien gegründet. Wie glücklich war der Pater Horner, diese Ehen einsegnen zu können! Wie glücklich ist er, diese Christengemeinde, nachdem er so viel dafür gearbeitet hat, sich entwickeln und wachsen zu sehen!

In der That verharren diese jungen Eheleute, die man sorgfältig zur Treue gegen die Religion anhält, in ihrem Eifer und öfterm Empfang der Sakramente. Vom Verkehr mit den Ungläubigen bleiben sie fern. Die Einigkeit in den Familien, sowie zwischen den Familien unter einander, wurde noch nie gestört. Das wirksamste Mittel, die Entwicklung dieser neuen Gesellschaft zu sichern, ist

dies, ihre Sitten und Lebensgewohnheiten durch die Religion zu veredeln, und das eben thun die Missionäre mit Eifer und Hingebung.

Gegen den Muhamedanismus hat man nur an der Küste zu kämpfen. Die Völker dem Innern zu sind heidnisch; die Heiden aber sind ohne Vorurtheil gegen die christliche Religion, und daher für die Bekehrung zugänglicher.

II.

Die große Frage, welche seit einiger Zeit die Mitglieder der Mission beschäftigte, war eine Reise in das Land Ukami. Pater Horner schreibt: „Man bezeichnete uns dieses Land als sehr gesund und fruchtbar; wir wußten zudem, daß die Einwohner gut seien und gegen uns freundliche Gesinnungen haben, auch daß der König uns gerne einen Platz abtreten würde, wenn wir in seinem Reiche ein Haus errichten wollten. Indeß war eine solche Forschungsreise mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und wir hofften, die göttliche Vorsehung würde uns die Wege bahnen.

„Gegen Mitte Juli 1870 kam ein Sohn des Königs der Wakami, Namens Ilamis, im Auftrage seines Vaters, und drückte uns dessen lebhaftes Verlangen aus, uns in seinem Lande zu sehen. Einige Tage nachher, am 21. Juli, schickte uns der König Kingaru eine zweite Gesandtschaft, die aus zehn seiner Söhne bestand, um uns einzuladen, sobald als möglich zu ihm zu kommen. Am 24. Juli

folgte eine neue Gesandtschaft, bei welcher sich Mahomed-Ben-Nassor, Sekretär und Schwiegersohn des Königs, befand. Er hatte den Auftrag, uns mit den nach Bagamoyo gekommenen Söhnen des Königs auf der Reise zu begleiten. Endlich, am 5. August, schickte der König, um uns zu drängen, den Erben der Krone, den Neffen seiner Schwester. Wir erfuhren, daß er große Vorbereitungen für unsere Ankunft veranstalte. Um unsern Einzug in seine Hauptstadt mit Freudenschüssen zu begrüßen, hatte er sehr viel Pulver einkaufen lassen. Gleichfalls wurde im ganzen Lande eine Ordonnanz ausgegeben, daß die Weißen, seine Freunde, in das Königreich kommen, und wer immer ihnen nicht sehr große Ehre erweise, zum Tod verurtheilt werde. Wir unserer Seits thaten das Möglichste, um die Familie des Königs gut aufzunehmen. Der Schwiegersohn Kingaru's und der Thronerbe speisten an unserer Tafel. Die Kinder spielten vor ihnen Musikstücke auf, was sie in das größte Erstaunen versetzte. Sie waren auch voll Verwunderung, als sie das Harmonium und den Gesang hörten. Der Thronfolger sprach davon, uns sogleich zwanzig kleine Wakami zu schicken, um eine so schöne Kunst zu lernen.

„Wir konnten einer so dringenden Einladung nicht widerstehen, eine so günstige Gelegenheit, die längst vorgehabte Reise auszuführen, nicht versäumen, und wir rüsteten uns sogleich.

„Am Tage der Abreise, den 11. August 1870, setzten wir uns in folgender Weise in Bewegung. An der Spitze der Karawane wurden zwei Fahnen getragen, die von Frankreich und die von Ukami. Einige Auskundschafter

zogen voraus. Hierauf folgten vierzig oder fünfzig Lastträger mit unserm Gepäck, dann die Söhne des Königs,[1]) etwa zwanzig an der Zahl, die uns als Begleiter dienen sollten; und endlich die drei Missionäre[2]) in Gesellschaft des Neffen und Nachfolgers des Königs, seines Sekretärs und des Said-Magram, eines Arabers, der zu unsern Freunden zählt, und vom Sultan zu Zanzibar zu dieser Expedition abgeordnet wurde. Die Karawane betrug also nicht weniger als siebzig bis achtzig Personen.

„Das ganze Personal der Mission begleitete uns mit Instrumentalmusik bis zu einem bestimmten Orte, wo man sich zum letztenmale verabschiedete. Hierauf gaben mehrere Flintenschüsse das Signal zum Aufbruch, und wir reisten dem Flusse Rufu zu, unserer ersten Station.

„Am Abend des ersten Tages stießen wir auf die Reste einer von der Cholera vernichteten Karawane. Aus Klugheitsgründen schlugen wir die Richtung gegen das Ukuere-Gebiet ein, ein zwar weiterer Weg, der uns aber von den durch die Cholera verpesteten Orten abseits führte.

„Nachdem wir über den Kingani, der voll von Krokodilen und Flußpferden ist, gesetzt hatten, betraten wir das Ukuere-Land. Die Einwohner dieses Landes bilden eine kleine Völkerschaft und stoßen gegen Norden an die Wadoe und Wasigua, gegen Osten an die Wadoe, südlich an die Wasaramo und westlich an die Wakami. Diese Gegend ist fast eben und gleicht so ziemlich einem englischen

---

[1]) Der gute König hat nicht weniger als zweihundert Kinder; bezüglich der Frauen spricht man von sechshundert.

[2]) Pater Horner, Pater Duparquet und Pater H. Baur.

Park. Da ist eine beständige Folge von Gebüsch und grasigen Wald-Lichtungen. In dem Gehölze halten sich eine Menge großer Thiere auf, wie Löwen, Tiger, Hyänen, Elephanten, Giraffen, Zebra, Waldesel, Büffel, Wildschweine und Schaaren verschiedener Affen und Gazellen. Das Klima schien uns gesund zu sein.

„Die Eingebornen leben in kleinen, mitten in undurchdringlichem Gebüsche versteckten Dörfern. Der Zugang zu denselben ist sorgfältig verwahrt durch ein Fallgatter, das man des Abends herunterläßt. Jedes Dorf hat kaum ein Dutzend Hütten, und da wir einen ganzen Tag zu reisen hatten, um von einem Dorf zum andern zu kommen, so schließen wir daraus, daß das Land nur wenig bevölkert sei. Jedoch konnten wir längs des Weges hie und da Spuren menschlicher Ansiedelungen bemerken. Die Namen der Dörfer, in welchen wir Halt machten, sind: Kikoka, Kissago, Kidago, Mbiki, Kisemo und Kerengere, an dem Flusse gleichen Namens, an der Grenze von Ukami.

„Am zweiten Tage, als wir zu Kikoka übernachteten, wären wir bald das Opfer einer Pulverexplosion geworden. In der Hütte, in der wir schliefen, glimmte unter der Asche noch Feuer, und ohne es zu bemerken, hatte man unser Gepäck darauf gelegt. Während der Nacht ergriff das Feuer eine der Kisten, auf welche ein Pulverfäßchen gebunden war; dicht daneben standen zwölf andere Fäßchen, ganz nahe bei uns. Um eilf Uhr Nachts wachte Pater Baur auf und bemerkte die Gefahr. Das auf der Kiste befestigte Pulverfäßchen war außen schon ganz verkohlt und der Korkpfropf fing an zu brennen. Mit einem Satz stürzte sich Pater Baur auf das Fäßchen und warf

es hinaus, nicht ohne sich die Finger zu verbrennen; aber wenigstens war der Explosion vorgebeugt worden und die Karawane vor einer schauerlichen Katastrophe bewahrt.

„Wir brauchten fünf Tage, um das Ukuere zu durchreisen. Fünf andere waren nöthig, um nach Kiucle zu kommen, inbegriffen den Tag, den wir zur Besteigung des Berges Kongue verwendeten. Dieser Berg ist nach den von Herrn Brenner[3]) auf unseren Barometern gemachten Beobachtungen 5832 englische Fuß über dem Meeresspiegel.

„Das Dorf Kangasi liegt am Fuß dieses Berges. Durch dasselbe ziehen alle Karawanen, die aus Centralafrika kommen und sich von Ukami durch das Thal Kiroka in das Land der Wasigua begeben. Diese Karawanen sind äußerst zahlreich; kein Tag vergeht, an dem man nicht solchen begegnet, die nach der Küste hin- oder von der Küste zurückreisen. Gewöhnlich ist ein Araber der Führer. Von Bagamoyo ziehen sie nach allen Gegenden an den großen Seen. Einige gehen bis nach Uganda, dessen König Mtesa Vasall des Sultans von Zanzibar ist.

„Ungeachtet der Vorsichtsmaßregeln, die wir getroffen hatten, um die durch die Cholera verpesteten Orte zu meiden, waren wir doch nach unseren drei ersten Tagereisen an einem Platze angelangt, der buchstäblich mit Cadavern bedeckt war. Es lagen ganze Haufen von verfaulten Körpern da; wir zählten deren wohl achtzig. Es war ein unerträglicher Gestank, eine pestartige Atmosphäre, die wir einathmeten. Je mehr wir diese Plätze meiden wollten, um so mehr stießen wir auf sie.

---

[3]) Richard Brenner, Forstmann von Merseburg, Gefährte des Barons v. d. Decken. (Anm. d. Uebers.)

„Die letzte Station, von Utondue nach Kiuole, war sehr beschwerlich: wir mußten über den Berg Nkoya, der eben so hoch zu sein scheint, als der Kongue.

„Endlich erreichten wir die Hauptstadt. Der König Kingaru bereitete uns den schönsten Empfang. Fünfzig seiner Gemahlinnen, seine Söhne und Soldaten, in langer Reihe aufgestellt, kamen uns entgegen und mischten ihre Stimmen in den Schall der Instrumente. Kiuole, die Residenz, ist ein ziemlich unbedeutendes Dorf, arm und schlecht gebaut. Aber die Gegend ist wahrhaft schön und malerisch. Von allen Seiten erheben sich hohe Bergketten, deren Gipfel sich in die Wolken verlieren. Frische Luft und häufige Regen entwickeln auf den Bergen eine kräftige Vegetation, die an die Urwälder von Gabun erinnert. Wir haben in einer gewissen Höhe Pflanzen gefunden, die nicht unter dem Aequator vorzukommen pflegen, wie den Himbeerstrauch, Sauerampfer, eine Art Senfpflanze und Doldenpflanzen. Die Palmen verschwinden gänzlich, um baumartigen Farrenkräutern Platz zu machen. Zahlreiche Flüsse, deren Ufer mit Bananenpflanzungen bedeckt sind, kommen von den Bergen herab, und bilden, über die Felsen stürzend, herrliche Wasserfälle. Der Fluß Kingani hat seinen Ursprung auf dem Berg Kambasi, nur einige Meilen von Kiuole. Eine Menge Flüsse, sowohl von Ukutu als von Ukami, führen ihm ihr Wasser zu, unter anderen der Kerengere, welcher nördlich von Ukami die Staaten der Königin Simbamene, Beherrscherin der Wasigua, durchfließt. Diese Königin ist der Schrecken des Landes, und durch ihren Einfluß stellt sie den König Kingaru völlig in Schatten.

„So ist das Land Ukami am obern Kingani. Im Süden grenzt es an Ukutu, im Norden an die Wasigua, westlich an die Nguru, eine wilde Völkerschaft, welche den Berg Kambasi bewohnt. Ukami scheint sehr bevölkert zu sein und zählt 200,000 bis 240,000 Einwohner, was für den geringen Flächeninhalt sehr viel ist. Die Bevölkerung ist sanftmüthig und gastfreundlich; es gibt unter ihr nur wenige Muhamedaner. Die Mission würde daselbst wohl auf Erfolg rechnen können; aber das Land scheint, nach den Fiebern, die wir hatten, zu schließen, leider sehr ungesund zu sein,[1]) trotz der Berge und hohen Lage. Die Krankheit hinderte uns, das Land so zu erforschen, wie wir gewünscht hatten, und nach vierzehn Tagen mußten wir wieder die Heimreise antreten.

„Während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit in Ukami hatte der König Kingaru für uns nichts als Zuvorkommenheit und Sorgfalt. Immer behandelte er uns auf die ehrenvollste Weise. Er und alle von seiner Familie sind Muhamedaner. Er hat uns aber versprochen, uns alle Freiheit zu gestatten zur Evangelisirung seines Volkes; auch gibt er uns die Erlaubniß, Grundstücke zu wählen, wo und so viel wir wollen.

„Ein sehr wichtiger Punkt, über den man sich noch klar werden mußte, war die Sicherheit, der man in diesem Lande sich erfreuen könnte. Darüber befragt, konnte er für dieselbe nur in drei Provinzen gut stehen. Wir hatten

---

[1]) Die Fieber, von welchen die Missionäre ergriffen wurden, beweisen noch nicht, daß die Gegend ungesund sei, da andere Reisende dort gesund blieben, und zur selben Zeit das Fieber ja auch in Bagamoyo herrschte. (Bülletin vom Mai 1872.)

nun, da wir wieder in Kerengere zurück waren, die Absicht, zu den Wasigua, dem Nachbarvolk von Ukuere, zu gehen. Wir benachrichtigten sie davon und baten um Erlaubniß, auch ihre Festung besuchen zu dürfen. Alles war verabredet, und wir begaben uns in aller Arglosigkeit zu ihnen. Man reichte einander die Hand und setzte sich. Plötzlich aber ergriffen unsere Wasigua ihre Säbel und Flinten, stießen ein drohendes Geschrei aus, und machten Miene, uns anzugreifen. Wir hatten nur zehn Mann bei uns, die aber entschlossen zu ihren Waffen griffen. Unser Führer wollte den Kampf beginnen. Aber in Anbetracht unserer Schwäche und aus Abscheu vor unnützem Blutvergießen hielt der Pater Horner ihn davon ab und gab das Zeichen zum Rückzug. Wir zogen uns so in die Gebüsche zurück, zeigten eine gute Fassung, und hielten uns in einer drohenden Vertheidigungsstellung. Unsere Gegner folgten uns, und wir kamen endlich unter fortwährender Beobachtung ihrer Bewegungen aus dem Walde heraus, ohne einen einzigen Schuß gewechselt zu haben. Weiter gingen nun die Wasigua nicht mehr.

„Aber unserer Fahne war Unehre widerfahren, und es bedurfte einer Sühne. Wir wandten uns an den Militärhäuptling von Kerengere, wo wir uns lagerten. Er ging selbst zu unseren Feinden, um uns Genugthuung zu verschaffen. Die Wasigua, die befürchteten, wir würden die ganze Karawane und die benachbarten Dörfer bewaffnen und gegen sie marschieren, schickten Tribut und Entschuldigungen. Der Tribut bestand in einer schönen Ziege.

„Der Ort, der uns zu einer Niederlassung am tauglichsten vorkommt, scheint Kidago zu sein. Dieser Ort ist

nur zwei Tagemärsche von Bagamoyo entfernt, und man findet daselbst Steine zum Bauen, Bauholz, prächtige Weideplätze in meilenweiter Ausdehnung und sehr gutes Wasser. Die Bevölkerung ist, wie in Ukami, sanftmüthig und gastfreundlich; sie spricht dieselbe Sprache, nur mit einigen Formen eines besondern Dialektes. Um die Sicherheit und Gesundheit ist es auch besser bestellt als in Kerengere. Uebrigens hat der Sultan Said-Bargasch, scheint es, die Absicht, längs der Straße, die wir zogen, bis nach Ukutu, alle zwei Stunden Brunnen graben, und alle drei Stunden Militärposten aufstellen zu lassen. Sein Zweck wäre, den Handel zu beschützen und den Reisenden mehr Sicherheit zu verschaffen. In der Verwirklichung dieses Planes würde die Mission einen ungeheuren Vortheil finden.

„Wann werden wir aus den kostbaren Erfahrungen dieser Reise Nutzen ziehen können? Wann werden wir diesen Völkerschaften, von denen mehrere uns bei sich aufzunehmen lebhaft wünschen, das Licht des christlichen Glaubens bringen? Gott allein weiß es; wir überlassen uns der göttlichen Vorsehung und dem barmherzigen Schutze des unbefleckten Herzens Mariä.

„Am 27. September 1870 kam unsere Karawane wieder nach Bagamoyo zurück, mehr als anderthalb Monate nach unserer Abreise. Die ganze Zeit, ausgenommen die Tage unserer Krankheit, da wir das Bett hüten mußten, war auf Forschungen, Studien und nothwendige Beobachtungen verwendet worden. Sehr ermüdet kehrten wir zurück, aber glücklich wegen unserer Reise und dankbar gegen Maria und Joseph, die uns aus vielen Gefahren befreit hatten.“

III.

Am 7. October 1870, als die Missionäre kaum von ihrer Reise nach dem Ukami-Gebiete nach Bagamoyo zurückgekehrt waren, traf die Mission von Zanguebar ein schwerer, schmerzlicher Schlag. An diesem Tage starb nach längerer Krankheit der Sultan Said-Medschid. Wie viele Beweise edlen Wohlwollens gegen die katholische Colonie hatte er stets gegeben, und welche Hoffnungen der Glaubensboten und Gläubigen seiner Länder gingen mit ihm zu Grabe!

Nur wenige Wochen vor seinem allzufrühen Tode bezeugte er sich noch als Wohlthäter der Mission. Ein Schwarzer erhob wegen eines Platzes, den der Sultan, als alleiniger Besitzer des Landes, den Missionären zu Bagamoyo geschenkt hatte, ungerechte Forderungen. Der Sultan aber, der befürchtete, jener Mensch werde ihnen Quälereien verursachen, ließ sich sogleich eine Summe Geldes im Betrage vom Werthe des Platzes bringen und übergab sie jenem Schwarzen mit den Worten: „Hier hast du den Preis des Grundstückes; gib aber Acht, daß du die Patres nicht mehr beunruhigest!"

Auch für sein Volk ist der Tod dieses Fürsten ein großer Verlust. Denn er war unermüdlich, Civilisation und Wohlstand durch Beförderung der modernen Industrie in seinen Staaten zu verbreiten: er war ein Freund des Fortschritts. Seine Großmuth gegen die Armen war unerschöpflich, und seine Freigebigkeit überschritt vielleicht oft die Grenzen.

Er hatte so feine und leutselige Manieren, daß er Alle entzückte, die sich ihm nahten. Es war daher jedesmal

ein wahres Fest für die Europäer, alljährlich bei ihm im Palast zu Dari-Salama die schöne Jahreszeit zubringen zu können, wo er sie mit wahrhaft königlicher Municenz bewirthete.

Wäre ihm doch vergönnt gewesen, als Christ zu sterben!

Nachfolger ist sein Bruder Said-Bargasch. Eine Zeit lang glaubte man, daß diese Thronfolge nicht friedlich vorübergehen werde. Aber man war sogleich beruhigt, als man erfuhr, daß Said-Bargasch von seinem verstorbenen Bruder selbst zum Thronerben bestimmt worden sei.

Nach den vorgeschriebenen drei Trauertagen ließ der neue Sultan die arabische Fahne aufziehen und begann, die Beglückwünschungen und Huldigungen seiner Unterthanen entgegenzunehmen.

Bei dieser Gelegenheit ließ er durchblicken, welche Politik er befolgen werde. Anfangs glaubte man, er werde ein Werkzeug der englischen Politik sein, nach dem, wie er früher, als er noch Rivale Said-Medschids und sein Mitbewerber um den Thron war, sich gezeigt hatte. Heute ist er ganz anders. England wünschte die Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels in Zanzibar, und ließ ihm dies durch den Consul vortragen. Da durch die Aufhebung dieses Handels der Ruin vieler arabischen Familien herbeigeführt würde, hat er leider jenem menschenfreundlichen Ansinnen die entschiedenste Weigerung entgegengesetzt. Man weiß indeß, daß die englische Regierung kürzlich einen Abgesandten nach Zanzibar schickte, um allen Ernstes auf Abschaffung des Menschenhandels zu dringen, und man ist nun gespannt, wie die humanen Absichten der englischen Regierung von Said-Bargasch aufgenommen werden.

Weniger intelligent als sein verstorbener Bruder, dessen Anschauungen er nicht theilt, scheint er denn auch Alles ändern zu wollen. Als Rathgeber hat er drei oder vier Marabuten um sich, die, selbstverständlich allem Europäischen abhold, fanatisch für die Interessen des Islam eingenommen sind, dem sie gerne die Alleinherrschaft zu Zanzibar verschaffen möchten. Daraus folgt, daß der neue Sultan, voll von Ideen, Alles reformiren will, um Imam oder religiöses Oberhaupt zu werden, wie es ehemals sein Vater Said-Said gewesen war. Er hat auch schon begonnen, zu erklären, daß er keine oder möglichst wenige Europäer in seinem Dienste zu haben wünsche, und so eben hat er[5]) einen seiner Schiffscapitäne und alle portugiesischen Musiker entlassen. Ebenso hat er mehrere deutsche Mechaniker, die in die Werkstätten von Zanzibar berufen worden waren, weggeschickt.

All das bringt unter den Europäern Unzufriedenheit hervor, aber nicht minder auch bei den arabischen Sekten, die in ihrem muselmanischem Eifer sehr erkaltet, und deßwegen bei der gegenwärtigen Regierung, die ihnen Reformen aufzwingen will, nicht sehr in Gunst stehen.

Man fragt sich, wohin das Alles führen soll? ob es vielleicht nicht zu einem politischen Umsturz kommen könnte? Schon wurde eine Verschwörung entdeckt und mehrere Verschworene wurden in die Gefängnisse geschickt. An ihrer Spitze befand sich einer der Brüder des Said-Bargasch, welcher diesen mit eigener Hand umbringen und darnach seinen Platz einnehmen sollte. Auch die zwei Großvezire

---

[5]) Brief vom 17. September 1871.

Said-Medschids befanden sich unter den Verschwörern; einer derselben floh zum englischen Consul.

„Was die Beziehungen des neuen Sultans zu uns betrifft, so dürfte es ihm schwer werden," sagt der Missionär, „im Wohlwollen gegen uns seinem Bruder gleich zu kommen." Das hat die Mission bezüglich einer neuen Schwierigkeit wegen eines Platzes in Bagamoyo bereits erfahren müssen. Indessen ist er doch viel günstiger gesinnt, als man es anfangs zu hoffen wagte. Von Zeit zu Zeit schickt er der Mission Geschenke, was das gute Verhältniß aufrecht hält. Pater Horner hatte im September vorigen Jahres eine Audienz bei ihm und wurde mit aller Freundlichkeit und guten Versprechen aufgenommen.

Möchte Gott, der die Herzen der Fürsten lenkt, wie Wasserbäche, diesen Monarchen an der Pforte des heidnischen Ostafrika für die Mission günstig gestimmt erhalten!

Der letzte Brief des Paters Horner gibt Nachricht von einem entsetzlichen Unglück, das die Insel Zanzibar in diesem Frühling heimgesucht hat. Ein schrecklicher Orkan, der fast alle Häuser niederriß oder abdeckte, die Bäume entwurzelte und die schönsten Cocosnußpflanzungen vernichtete, hat auch die Missionsstation gänzlich verwüstet. Die Kapelle und die Werkstätten auf der Insel sind entsetzlich zugerichtet worden. Am meisten hat die Ansiedelung „Unser lieben Frau" in Bagamoyo gelitten; sie ist von Grund aus zerstört. Die Waisenkinder, bei zweihundert und fünfzig an der Zahl, waren in verschiedene Institute vertheilt; es waren deren im Knabenseminar, im Noviziat der Schwestern der Eingebornen, in den Elementarschulen, in den Handwerksstätten, in den Waisenhäusern,

in einem Arbeitshause, in einem Findelhause, in einem Landwirthschaftsgebäude und in einem christlichen Dorfe. Heute stehen sie ohne Zufluchtsstätte da. Die ganze Niederlassung bestand aus fünfzig Gebäuden, die für die Araber und Eingebornen ein Gegenstand der Bewunderung waren. Von diesen fünfzig Gebäuden sind nur noch vier stehen geblieben; aber auch sie sind arg mitgenommen. Ein Nachmittag (15. April 1872) hat hingereicht, um die Frucht des Fleißes und der Opferwilligkeit von vier Jahren zu zerstören! Zum Glück ist vom Personal der Mission Niemand verunglückt, obwohl sonst sehr viele Menschen das Leben eingebüßt haben.

Wie oft werden doch die schönsten Hoffnungen getäuscht und die herrlichsten Pläne durchkreuzt! Es thut schnelle Hilfe noth, sonst sind auch die Hoffnungen auf Missionen im Innern Afrika's, derentwegen vorzüglich Bagamoyo gegründet worden, dahin. Der Gedanke wäre unerträglich, daß die christliche Liebe Europa's dieses Werk, dem sie von Anfang her mit ununterbrochener Sorge beigestanden ist, in seiner Zerstörung liegen lasse. „Wenn aber auch mein Herz vom Schmerze zermalmt ist," sagt der Missionär, „will ich dennoch Muth fassen; ich will mich von Neuem daran begeben, den Kindern das nöthige Obdach herzustellen."

So wird der Eifer der apostolischen Sendboten durch kein Hinderniß geschwächt, und am Ende werden auch an den fernen Ufern Ostafrika's jene, die weinend und duldend den Samen streuten, mit Jubel kommen und ihre Garben tragen! (Psalm 125, 6.)



KARTE der MISSION
von
Zanguebar.
Nach den Seekarten, den Karten von Brenner, Hafsenstein, dem Mifsionsatlas von Grundemann, nach den Angaben Dr. Krapf's und des P. Horner.
Nebst Angabe der Reisen des P. Horner.
Reise Horner's.
Regensburg, Verlag von G. J. Manz.
Plan von Zanzibar.
1. Amerikan. Consulat. 2. Englisches " " 3. Hanseatisches " " 4. Fort. 5. 6. Paläste des Sultan. 7. Franz. Consulat. 8. Engl. Mission. 9. Arab. Kirchhof. 10. Nasimoja. 11. Lagune. 12. Vorstadt.
USAMBARA
WADJGO und Wasegedu
WASCHENSI
WASIGUA
Wasigua
WADOË
(1866 sind viele nach Norden ausgewandert.)
WAKATOA
USARAMO.
Wakami.
Wakutu.
Wakuere.
J. Zanzibar.
J. Pemba.
J. Tumbatu
J. Wassin.
J. Dschungu.
J. Fundu.
J. Soteman.
J. Masiwi.
J. Schapani.
Tanga
Pangani
Kipombui.
Sadani
Windi
Bagamoye
Zanzibar
Dara Salami
Kohode.
Wami Fl.
Pangani Fl.
Nguru Berge.
Niedermayr, Regensburg.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 30 15 08 006 5